BLÄTTER IM WINDE

Johannes Scherr

Digitized by Google

DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

832
7

Blätter im Winde.

Digitized by Google

Im Verlage von **Ernſt Julius Günther** in **Leipzig** erſchienen folgende Werke von **Johannes Scherr**:

Novellenbuch.

Inhalt:

Bd. 1 und 2. Schiller: Kulturhiſtoriſche Novelle. Zweite Auflage.
Bd. 3: Roſi Zurflüh. — Brunhild. — Werther-Graubart.
Bd. 4: Die Tochter der Luſt. Zweite Auflage.
Bd. 5: Nemeſis. Zweite Auflage.
Bd. 6: Die Jeſuitin. — Gottlieb Rapſer. — Rafael Spruhz. — Die rothe Dame. — Alles ſchon dageweſen.
Bd. 7 und 8: Die Pilger der Wildniß. Zweite Auflage.

Preis jeden Bandes von ca. 25 Bogen, broſchirt 4½ Mark, elegant gebunden 5½ Mark.

Jeder Band wird apart gegeben.

Michel.

Geſchichte eines Deutſchen unſerer Zeit.

Dritte Auflage.

2 Bände. Preis broſchirt 9 Mark, elegant gebunden 11 Mark.

Die Gekreuzigte

oder

Das Paſſionsſpiel von Wildisbuch.

Zweite Auflage.

Preis broſchirt 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Digitized by Google

37.089

Blätter im Winde.

Von

Johannes Scherr.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1875.

Digitized by Google

838
S327bL

Inhalt.

Offenes Sendschreiben an Zachäus Zirbeldrüse . . . 1
Aus Elysion 101
Lukrezia Borgia 167
Der letzte Sonnensohn 227
Monsieur Thiers 325
Sealsfield-Postl 371
Die deutsche Dichterin 427

Digitized by Google

Offenes Sendschreiben

de rebus omnibus et quibusdam aliis

an

Se. In-Sicht-Excellenz

Herrn

Zachäus Zirbeldrüse,

der Theologie und Jurisprudenz Doktor, weiland ordentlichster Professor, geheimer Hofrath und geheimerer Demagogenfänger, nunmehr außerordentlicher Patriot, öffentlicher Liberaler und wirklicher Hofpetroleur,

in

Berlin,

Gensdarmenmarkt Nr. 1111.

Digitized by Google

1.

Mai 1875.

Mein lieber alter Feind! Ich bin förmlich gerührt von der Freundlichkeit, welche Ihre gestern eingelangte Zuschrift mir erweis't. Da rede noch einer vom „preußischen Hochmuth" und von der „berliner Selbstgefälligkeit"! Sie erinnern sich vielleicht, daß ich Ihnen schon im letzten Sommer bei unserer Begegnung in Ragaz inbetreff Ihrer erstaunlichen und erstaunenden Verwandelungsfähigkeit mein aufrichtiges Kompliment gemacht habe. Sie haben sich dazumal in der That groß benommen, wissen Sie? Ich hatte Sie sofort erkannt, als Sie die Terrasse vor dem Kursal entlang kamen. Allein die verschiedenen Bändelchen in dem Knopfloch Ihres Ueberziehers flößten mir einen Respekt ein, als wäre der „Grüne Esel" aus Immermanns „Münchhausen" leibhaftig

Digitized by Google

auf mich zugekommen, und erregten in mir ein so zu sagen Distanzgefühl, welches „entfernte die Vertraulichkeit". Sie aber stiegen von der „Würde" und „Höhe" Ihrer königlich preußischen Tschin-Skala hernieder, geruhten mich — nach so vieljähriger Trennung! — wiederzuerkennen und begrüßten mich sogar mit etzlicher Emphase als „liebwerthen Mitbürger im neuen Reiche", mich, den Süddeutschen, den simpeln Schwaben, den notorischen Republikaner, einen vom „demokratischen Gewürme", mit dem verwichenen Doktor Strauß zu reden, von welchem ich gelegentlich dieses singen und sagen will:

Er starb, wie er gelebt, der große Tiftler,
Nämlich als richtiger tübinger Stiftler.
Das „Ewig-Mystische", das er im Zoren
Vor Zeiten mit kritischem Spektakel
Geschmissen aus dem Tabernakel,
Es durfte beileibe nicht gehen verloren.
Er thät' es geizig konserviren
Und schließlich an die Königskrone schmieren.
Da duftet dem „neuen Glauben" zur Ehr'
Theologisch-ranzig das alte Schmeer ....

Dies gethan, darf ich Sie, Hochwohlgeborener, vielleicht daran erinnern, daß mein nicht undankbares

Digitized by Google

Gemüth Ihnen für Ihre wahrhaft verblüffende Herablassung sofort den Zoll des Dankes zu entrichten sich bemühte, indem ich Sie darauf aufmerksam machte, daß zwei königlich preußische Excellenzen nur ein paar Schritte von uns entfernt säßen. Wie leicht, nein, wie schwer konnten Sie sich kompromittiren! In Ihrer — entschuldigen Sie! — demagogenfängerlichen Vergangenheit hatten Sie ja selber das „Sage mir, mit wem du gehst" u. s. w. häufig genug in Anwendung gebracht. Sie aber machten sich gar nichts daraus, weder aus meiner Warnung noch aus den beiden Excellenzen — es waren freilich zwei pensionirte — sondern Sie spielten mir vielmehr eine patriotische Sonate auf der amtlich-liberal gestimmten deutschen Reichsgeige vor, daß mir nicht nur ganz berlinerblau, sondern auch nationalliberalgrau vor den Augen wurde und ich Herrn von Bennigsen reden und Herrn von Treitschke schreiben zu hören glaubte.

Es war ein schöner Moment. Leider störte denselben ein tückischer Dämon, welcher mich verleitete, an meinen lieben alten Feind Fragen zu stellen, welche ihm unbequem sein mussten. Wer ist denn für den

Digitized by Google

Posten eines Großinquisitors in Berlin ausersehen? — „Für den Posten eines Großinquisitors? Sie scherzen." — Behüte! Das schöne Dogma vom eins gleich drei und von den drei gleich einem, als wovon in der „Symbolik des Unsinns" beim Heine geschrieben steht:

„Die Nummer drei ist Schiboleth
Des Oberbonzen von Babel,
Durch dessen Buhlschaft sie einst gebar
Die heilige Trimurtisabel —"

ja, dieses für das neue deutsche Reich schlechterdings nothwendige Dogma muß auch fernerweit garettet werden. Wehe dem, der es anrührt! Gleich schreit ein beliebiger Bonze im Kollegio Germaniko wüthend zum Fenster heraus: „Der Teufel ist los in Benares! Feurio und Mordio! Wetter und Zeter! Blasphemie! Hetz! hetz!" Oder eine beliebige vornehme alte Kropftaube gurrt einem strebsamen Familiar zu: „Das darf nicht geduldet werden! Setzen Sie sofort den Verfolgungsapparat des heiligen Offiz in Bewegung gegen den Ketzer, welcher es wagte, das Dogma vom Brahma-Vischnu-Siva mit dem Humor

Digitized by Google

des gesunden Menschenverstandes zu beleuchten." — „Ja, sehen Sie. . . hm, hm . . . ich gebe zu . . . . indessen, ja, die Nothwendigkeit gewisser Schranken und . . . hm, hm . . . es dürfte doch immerhin, vom staatsmännischen Standpunkte betrachtet, bedenklich sein, das, was noch so vielen Tausenden und Millionen heilig ist —" — Bitte, thun Sie gefälligst die alte dumme Leier aus der Hand! Wo hätte denn jemals ein denkbarer oder vielmehr undenkbarer Unsinn existirt, welcher nicht Tausenden oder gar Millionen von Menschen „heilig" gewesen wäre? Hätte man nicht einer erklecklichen Anzahl von solchen Un- oder Blödsinnen den Krieg und schließlich unerbittlich den Garaus gemacht, so würden noch heute unsere lieben Mitmenschen einander mit Gorillakeulen umbringen statt mit Zündnadel- und Chassepotgewehren. — „Entschuldigen Sie, das dürfte doch so ziemlich einerlei sein." — Der Sache nach allerdings, nicht aber der Form nach, welche letztere am Ende aller Enden alles ist oder wenigstens alles bedeutet. An was wollte oder könnte man den vielbesungenen Vorschritt der Menschheit deutlicher nachweisen als daran, daß die

Digitized by Google

Menſchen nachgerade gelernt haben, das ewige Einander-Umbringen in anſtändigeren als gorillamäßigen Formen, in ſo zu ſagen wiſſenſchaftlichem Geiſt und in künſtleriſchem Stile zu betreiben? Unbegreiflich, daß man an unſern Hochſchulen noch keine ordentlichen Profeſſuren für die „Philoſophie des Maſſenmordes" und die „Aeſthetik des Abmuckens" errichtet hat. Oder fallen dieſe mehr als jemals zeitgemäßen Diſciplinen vielleicht in den Lehrkreis der ſogenannten Hof- und Katheder-petroliker, welche mit dem rechten Auge das Königthum ihres unterthänigſten Erſterbens verſichern, während ihr linkes mit der Kommune verſchämt liebäugelt? Ja, ja, wir erleben es noch, daß die Könige ſtatt mit Chriſam mit Petroleum geſalbt werden. — „Unverbeſſerlicher Peſſimiſt, der Sie ſind!" — Peſſimiſt? Wenn ich Ihnen nun ſagte, daß dieſe Ausſicht in die Zukunft ſehr optimiſtiſch von mir gemeint ſei? — „Bah, ſprechen wir ernſthaft. Können Sie leugnen, daß es ein großes Vorſchrittsſymptom, wenn die Ueberzeugung von der unausweichlichen Nothwendigkeit ſocialer Reformen oder, rund und nett geſprochen, der ſocialen Reform auch in den gelehrten Kreiſen,

Digitized by Google

in den obersten Behörden und sogar an den Höfen mehr und mehr sich Bahn bricht?" — Leugnen? Ich leugne gar nichts mehr, seit ich weiß, daß man aus der Hauptstadt der chinesischen Intelligenz an den Pl—attensee verbannt wird, so man leugnet, daß die Kirchenlichter vom nikäischen Koncil auch noch die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zu erleuchten vermöchten .... Was macht, will sagen, was gründet denn dermalen Ihr Herr Kollega Wagener? — „Mein Kollega, wie?" — Nun ja, Ihr Mit-Hofkommunist. Hat er, in „höherem Auftrag", versteht sich, noch immer Fühlung mit der socialistischen Knüttelgarde? — „Wie sehr verkennen Sie diesen edeln Mann!" — Sollte mir aufrichtig leid thun, so ich ihn verkännte. Aber da wir vom Gründen und von der Knüttelgarde sprechen, so entschuldigen Sie mich vielleicht, wenn ich, ich weiß nicht wie und warum, zu diesen Knüttelversen mich getrieben fühle:

Ist wo ein rechter Schwindel geplatzt,
Wird viel darüber im Landtag geschwatzt.
Mit mancher schönen Tugendphrase
Kitzelt man der Frau Moral die Nase,

Digitized by Google

Beschließt auch im lauten Entrüstungston
Eine parlamentarische Untersuchungskommission.
Die thut dann in aeternum berathen
Und die G—ründer lassen sich schmecken den Braten ...

„Sie werden nie ein «Trinkgeld» in Form von etlichen hundert Prioritätsaktien bekommen, soviel ist sicher." — Aber auch nie einen gerichtlichen Posteriorität sfußtritt. Doch da kommt Ihre Frau und wir wollen daher von anständigeren Dingen reden, als da sind Gründer und Gründereien.

Die Frau Geheimräthin Zigonia Zirbeldrüse, von welcher Sie hinter ihrem Rücken schnöderweise sagten, man sähe ihr jetzt noch an, daß sie in ihrer Jugend hätte schön sein sollen, sie gewann mir an diesem und in den nächsten Tagen großen Respekt ab. Denn nicht nur lernte ich in dieser Dame eine sehr gescheide Frau kennen, sondern auch eine Macht, welche nicht allein vor dem Recht, sondern auch vor dem Reich geht. Die Frau Geheimräthin ist nämlich von Geburt ein mecklenburger Junkfröwlein, mittelalterlich zu reden, demnach eine Vollblut-Junkerin und folglich Mitglied einer Sippe, welche den Teufel nach Kaiser und Reich fragt,

Digitized by Google

ja sogar obotritisch frank und frei dem Kaiser und dem Reich unter die Nasen lacht, lachen kann und darf, ergo mächtiger sein muß als das Mächtigste, was dermalen, wenigstens den Versicherungen der außerordentlichen Patrioten à la Zachäus Zirbeldrüse und Komp. zufolge, auf unserem Erdball existirt.

Nachdem ich der Dame Zigonia klargemacht hatte, daß und warum sie für mich eine so große Respektsperson sei, führten wir — erinnern Sie sich? — mit geziemender Gründlichkeit, aber ohne alle Erhitzung eine lange Debatte de rebus obotritensibus, und maßen Sie, Verehrtester, selbstverständlich Mitglied des Reichstages sind, so beantragte ich schließlich, Sie sollten bei erster Gelegenheit eine der bekannten parlamentarischen „Thaten in Worten" verüben, um das mecklenburgische Loch in der Reichsverfassung endlich zu verstopfen. Nachdem Sie Ihre Bereitwilligkeit erklärt hatten und die Frau Geheimräthin Ihren Entschluß mittels des Besorgnißwortes: „Wenn dir nur das Laskerchen nicht zuvorkommt!" sanktionirt hatte, vereinbarten und redigirten wir diesen von Ihnen einzubringenden Dringlichkeitsantrag: — In anbetracht,

Digitized by Google

daß die periodisch wiederkehrenden reichstäglichen Redeübungen hinsichtlich Mecklenburgs nachgerade langweiligst geworden sind, in anbetracht auch, daß gegen die Granden vom Obotritenland nicht vorgefahren werden kann als wie gegen Ultramontane, Socialdemokraten und sonstige plebeische Reichsfeinde, thut der Reichstag so, als könnte er beschließen: 1) Mecklenburg wird förmlich zum mittelalterlichen Reichsraritätenkasten erklärt und als solcher für ewige Zeiten konservirt, insbesondere in der Meinung, daß Studirende der Jurisprudenz und der Geschichte fürohin Gelegenheit haben sollen, die Institutionen der guten alten frommen Zeit in besagtem Kasten handgreiflich zu erforschen und namentlich die bis dato strittige rechtsgeschichtliche Frage nach Sein oder Nichtsein des Jus primae noctis abschließend zu lösen; 2) Herr von Gerlach wird von centrumswegen zum Oberkustos des Mittelalterraritätenreichskastens ernannt, mit der Verpflichtung, nach erfolgtem Tode sich ausstopfen zu lassen, um, in dem seiner Obhut anvertrauten Museum aufgestellt, diese Reichsanstalt mit einer rarsten Rarität zu bereichern . . . . .

Digitized by Google

So geſchehen zu Ragaz im Sommer von 1874, zur Zeit, als dorten der große Schlachtenlenker von 1870—71 badete und ich eine nicht nur begeiſterte, ſondern auch ſchöne Patriotin aus Hamburg wehklagen hörte: „Ach, meine Moltke-Illuſion! Denken Sie ſich, er trägt eine Perücke. O Himmel, mein Heldenideal!" Iſt futſch, ſetzte ich ſtillſchweigend hinzu. Da haben wir wieder einmal die Geſchichtephiloſophie der Frauen beim Cäſar können ſie nicht über die Glatze, beim Moltke nicht über die Atzel wegkommen. Es gibt allerdings Ausnahmen, aber das ſind ſeltenſte. Im allgemeinen intereſſirt die Frauen an der weltgeſchichtlichen Tragikomödie nur die Dekoration und das Koſtüm oder darüber hinaus höchſtens noch etwa eine: Kuliſſenintrike.

Bitte, bitte, ſchnattert jetzt nicht alſogleich zornig und erboſ't vom Luftkapitol der Frauenemancipation herab, mehr oder weniger vermancipirte Gegnerinnen! Erſtens bin ich ja kein Gentz, der ſich bekanntlich vor Gänſen fürchtete, und zweitens war die vorhin von mir ausgeſprochene Thatſache keineswegs tadelnd gemeint. Pro primo nicht, weil ich ja gar wohl weiß,

Digitized by Google

wie man euch armen Dingern in euren Klöstern oder Pensionaten Geschichte lehrt; pro sekundo nicht, weil ich altfränkischer Mensch, unter uns gesagt, der festen Meinung bin, es zieme einer Frau und ziere sie viel mehr, ihren Haushalt und ihr Haushaltsbuch hübsch in Ordnung zu halten, als im Weltgeschichtsbuche flüchtig herumzublättern. Natürlich gilt diese vordarwinisch-philisterne Ansicht nicht den großen weiblichen Geistern — Verzeihung! korrekteſt muß ich sagen: den großen Geistinnen, welche an das Evangelium von Phantasus Stuart Mill glauben und so sich fühlen und aufspielen, als müsste des alten Aristophels Komödie von den „Ekklesiazusen" nächster Tage welthistorisch in Scene gehen.

Entschuldigen Sie diese Abschweifung und revenons à nos moutons, worunter ich aber nicht etwa die mecklenburger Granden verstanden wissen will, behüte! sondern vielmehr nur die zwischen uns vereinbarte und von Ihnen im Reichstage zu stellende Motion. Sie haben dieselbige nicht gestellt, zu meinem nicht geringen Leidwesen. Denn als Miturheber glaubte ich mir allbereits schmeicheln zu dürfen, daß es doch auch

Digitized by Google

einmal einem vom „demokratischen Gewürme" gelungen sei, ein stilles Verdienstelchen um das neue deutsche Reich sich zu erwerben. Die Herren Nationalliberalen, item auch die Herren Hofsocialisten und Katheder-petroliker lassen ja sonst unsereinen dazu den Rank nicht finden. Ueberhaupt hat man Mühe, hinter dem rabiaten Schritt des Patriotismus neuester Mache nicht allzuweit zurückzubleiben. Wie das mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung allwärts schwarzweißroth schillert und bockbierbässig amrheinwachtelt!

Wie Benz und Butz so liberal jetzt sind,
Wie patentirt-fortschrittlich Kegel und Kind,
Wie staatsgesinnungstüchtig Mann und Maus —
's ist ein Graus! . . . . .

Sie schrieben mir, um Ihr Nichtworthalten zu entschuldigen, was ganz überflüssig war; denn wir kennen ja noch von 1848 her die Worttreue der liberalen Mädchen für alles. Uebrigens lasse ich Ihr Motiv gelten, wenn Sie sagten: „Der parlamentarische Markt ist dermalen mit Infuln, Krummstäben, Jesuitenhüten und Kapuzinerkapuzen so überführt, daß für eine mit obotritischen Ritterhelmen gefüllte

Digitized by Google

Schwatzbude gar kein Raum vorhanden." Hernach erwiesen Sie mir die Ehre, mich um die „aufrichtige" und „ernsthafte" Mittheilung dessen zu bitten, was ich über die deutschen Dinge dächte und wie ich die Sachlage intra et extra muros ansähe.

Ich will Ihrem Wunsche entsprechen und zwar mit geziemender Ernsthaftigkeit, obgleich Sie mir schon werden gestatten müssen, in meiner Weise zu reden und nicht in jener „erschöpfenden", vor welcher die erschöpften Leser Zuflucht in morpheusischen Landen suchen. Auch Aufrichtigkeit kann ich Ihnen versprechen, und damit Sie hiervon einen Vorschmack erhalten, will ich meinen heutigen Schreibebrief mit der Bemerkung schließen, daß mir vorkommt, der Herr Reichskanzler habe beabsichtigt, am 14. April dieses Jahres in einem Pietistenkonventikel eine Rede zu halten, und habe sich mit dieser Rede ins preußische Herrenhaus verirrt.

Digitized by Google

2.

Ende Mai 1875.

Sintemalen in einer Privatkorrespondenz das Vorstecken der Objektivitätsmaske, hinter welcher, gelegentlich bemerkt, die Herren Historiker und Publizisten von der angeblichen „objektiven" Schule ihre subjektivste Parteilichkeit verstecken zu können glauben, weder zum guten noch zum schlechten Ton gehört, will ich zuvörderst freisam von mir selber reden und Ihnen, Domine borussime, ins Gedächtniß zurückrufen, daß ich so weit als irgend einer meiner süddeutschen Landsleute von der Borussomanie entfernt bin.

Ja, aufrichtig gestanden, das schnarrende, stechschrittliche, Stiefelnabsätze zusammenschlagende Wesen und Gethue war und ist mir in der Seele zuwider. Das Korporalisch-Preußische ist in mehr als einer Beziehung eine sehr ehrenwerthe, tüchtige und nütz-

Digitized by Google

liche Sache, gar nicht zu leugnen; aber ebensowenig läßt sich bestreiten, daß es auf uns Süddeutsche durchweg antipathisch wirkt. Nicht, wie Herr von Treitschke meint, weil uns von jeher „die Zucht eines großen Staates" fehlte, sondern weil es in unserem Naturell liegt, den Menschen höher zu stellen als den Korporal, und wäre dieser auch das verwirklichte Ideal der Korporalität.

Man soll sich darüber in Berlin nur keinen Illusionen hingeben: Preußen hat sich, seitdem Deutschland in ihm aufgegangen worden, in Süddeutschland wohl Kreaturen gemacht, aber keine Freunde. Denn das Preußenthum um seiner selbst willen zu lieben, das geht einem Süddeutschen schlechthin gegen den Mann.

Trotzdem ist die Menge der Süddeutschen, welche die Thatsache der Neuschaffung des Reiches durch Preußen als einen ungeheuren Vorschritt dankbar anerkennen, zweifelsohne groß. Viele, wohl gar die meisten derselben befinden sich, denk' ich, in meinem eigenen Falle, das heißt, sie nehmen und fassen die Verpreußung Deutschlands als einen harten, aber unausweichlichen

Digitized by Google

Schicksalsschluß, als die von der Logik der Thatsachen erzwungene Schlußfolgerung aus geschichtlichen Prämissen, als die zur Zeit einzig mögliche Lösung der deutschen Frage.

Wo war denn eine andere Möglichkeit? Etwa bei jener armseligen Fastnachtsposse mitten im Sommer, bei jenem frankfurter Fürstentag von 1863? Oder bei partikularistischen Ministern von der Sorte der Beust, von der Pfordten, Varnbüler und Dalwigk? Bei „Großdeutschen", deren Großdeutschland unter dem Kaisermantel des Louis Verhuell bequem Platz gehabt hätte? Oder bei jener „Volkspartei" ohne Volk, welche des standhaften Glaubens war, die deutsche Einheit könnte und müsste aus dem hohlen Bauche der windgeschwängerten Schützen- und Sängerfestsphrase geboren werden?

Nur die Macht gründet Staaten und nur die Macht erhält sie. Das ist eine Binsenwahrheit, die jedermann wissen könnte, aber nicht jedermann wissen will. Um so schlimmer für den jedermann! Durch sein bloßes Nicht-nach-Frankfurt-Kommen in den Hundstagen von 1863 lieferte Preußen allen, die

Digitized by Google

Augen hatten, den unwiderſprechlichen Beweis, daß es in Deutſchland nicht nur eine Macht, ſondern geradezu die einzige Macht ſei. Es hätte dieſen Beweis ſchon annis 1848—49 zu liefern vermocht, ohne große Anſtrengung zu liefern vermocht, falls nicht zu Potsdam der von Muckern und Jeſuitinnen gegängelte Friedrich Wilhelm der Vierte ſein unſeliges Regiment führte oder führen ließ. An den ſchweren Verſchuldungen dieſes Regiments krankt Deutſchland noch heute. Der gekrönte Romantiker und ſeine Jeſuitinnen und Mucker, ſie haben mit vollen Händen zwanzig Jahre lang die Windſaat ausgeſtreut, welche dann als ultramontaner Sturm aufgegangen iſt und jetzt nur mit äußerſter Energie und Beharrlichkeit beſchworen werden kann.

Das Königthum, wie es Friedrich Wilhelm der Vierte verſtand und üben ließ, war ſchon 1848 ein unermeſſliches Unglück. Es verhinderte ja die raſche Verwirklichung des deutſchen Einheitsgedankens unter preußiſcher Führung, welche Verwirklichung ſchon damals in der Natur der Dinge lag und unſchwer ſich vollzogen hätte, wenn ein Mann auf dem Throne der

Digitized by Google

Hohenzollern saß. Nur etwa ein königlich preußischer Hofhistoriograph könnte die Stirne haben, bestreiten zu wollen, daß damals das Mißtrauen und der Haß der süddeutschen Demokratie gegen den Preußenkönig vollständig gerechtfertigt waren. Und dennoch besaß diese Demokratie im Frühjahr von 1849 patriotische Selbstverleugnung genug, die Anerkennung der vom ersten deutschen Parlament beschlossenen Reichsverfassung mitsammt dem Kaiserthum Friedrich Wilhelms des Vierten bei den süddeutschen Regierungen durchzusetzen. Der Romantiker in Potsdam freilich war von solchem Pflichtgefühl und solcher Selbstverleugnung weit entfernt. In jedem Augenblicke bereit, sich dem Schwager Car zu Füßen zu legen, kehrte er gegen die deutsche Nation einen wahrhaft delirirenden Hochmuth des Absolutismus heraus. Wir besitzen jetzt die Ausbrüche dieses Deliriums schwarz auf weiß in den gleichzeitigen Briefen des Königs an Bunsen, welche ein höchst werthvoller Beitrag zur Geschichte der menschlichen Narrheit im 19. Jahrhundert sind.

Wenn nun aber schon Liberale, die so zahm waren, daß sie jedem Fürsten aus der Hand fraßen,

Digitized by Google

über die Ablehnung der Kaiserkrone von seiten des Romantikers und mehr noch über die schnöde Hohnart und Spottweise dieser Ablehnung so außer sich geriethen, daß sie zum ersten- und letztenmal in ihrem Leben für ganze 24 Stunden unterthänigst zu ersterben vergaßen, so dürfte es doch nicht so schwer zu begreifen sein, daß die süddeutschen Demokraten in hellen Ingrimm ausbrachen. Sie hatten mit schwerer Selbstüberwindung im März und April von 1849 ihr Ideal einer deutschen Föderativrepublik auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt und das Opfer war verschmäht worden und wie verschmäht worden! Dazu kam dann noch die Standrechtspolitik, die erbarmungslose Grausamkeit, womit nach Niederwerfung des pfälzisch-badischen Aufstandes die preußischen Sieger gegen die besiegten Reichsverfassungskämpfer verfuhren.

Ich höre Sie fragen: Warum alte, vernarbte Wunden wieder aufreißen? Doch ich sage Ihnen, diese Wunden sind nicht vernarbt: in hunderten, in tausenden von süddeutschen Herzen bluten sie noch heute nach, und ich weise darum auf sie hin, um Ihnen

Digitized by Google

begreiflich zu machen, daß und wie die süddeutschen Demokraten dazu kommen konnten, in Preußen den größten Feind Deutschlands zu sehen. Was war denn, so, wie die Sachen im Herbste von 1849 und in den zunächst folgenden Jahren lagen, was war für Deutschland von einem Staate zu erwarten, dessen König es als selbstverständlich hinnahm, daß der Car im Oktober 1849 in Warschau zum Grafen Brandenburg sagen durfte: „Ich habe meinen Schwager hierher beschieden" — wie man einen Hausknecht herbescheidet? Von einem Staate, dessen Regierung die unerhörte Novemberschmach von Olmütz unweigerlich auf sich nahm, ja sogar mit einer Stirne von Erz dieser Schmach sich rühmte?

Die süddeutsche Demokratie hatte fürwahr guten Grund, das preußische Regiment der fünfziger Jahre, eines der schlechtesten, welche es jemals gegeben, zu verabscheuen und nur Unheil und Schande von demselben zu erwarten. Aber sie that unrecht, die in demokratischen Augen allerdings „brutale" Thatsache zu übersehen, daß ohne Preußen überhaupt nichts für Deutschland zu hoffen war. Diese Thatsache, ich

Digitized by Google

wiederhole es, ist durch das klägliche Scheitern aller seit 1850 dann und wann von seiten der „Mittelstaaten", von seiten Oestreichs und von seiten der sogenannten „Volkspartei" unternommenen Versuche, für die deutsche Frage irgendeine Lösung zu finden oder auch nur zu suchen, unwidersprechlich klargestellt. Darüber kann gar kein Streit mehr sein. Denn wenn die deutsche Frage auf dem Wege ministerlicher Velleitäten oder volksparteilicher Resolutionen zu lösen war, warum haben denn die Gegner Preußens dieselbe nicht trotz Preußens gelöst? Natürlich, weil sie nicht konnten, weil sie überhaupt nichts konnten als schwatzen. Auch darüber sollte, wenigstens unter verständigen Leuten, kein Streit mehr aufkommen können, daß derartige Fragenknoten wie der in Rede stehende niemals, solange die Welt steht, und niemals, solange die Welt stehen wird, das heißt, solange Menschen Menschen waren und sind, mittels Worten aufgelöst, sondern mit dem Schwerte zerhauen wurden und werden. Bismarck hat nur eine weltgeschichtliche Wahrheit mit löblicher Offenheit ausgesprochen, als er sein berühmtes Eisen- und Blutwort fliegen ließ.

Digitized by Google

Daß man in Süddeutſchland auch dazumal noch nicht wuſſte, woran man mit dem nicht mehr vom Manteuffel, ſondern vom Bismarck regierten Preußen war, das zeugt von einer kraſſen Unwiſſenheit, von einer märchenhaften Verblendung. Dieſe rührte nicht etwa nur daher, daß man die deutſche Frage noch immer für eine Rechtsfrage nahm, während ſie doch wie alle großen Fragen eine Machtfrage war, ſondern auch und mehr noch daher, daß man ſich in Süddeutſchland über die Machtverhältniſſe gröblich täuſchte.

Seit der Zeit von 1813—15, allwo Preußen und nur Preußen die Selbſtſtändigkeit Deutſchlands und die nationale Ehre gerettet hatte, war es Herr der deutſchen Geſchicke, ſobald es ernſtlich wollte und nicht von alten oder jungen Weibern, ſondern von Männern geleitet wurde. Noch mehr, ſogar die alten Weiber, welche unter Friedrich Wilhelm dem Dritten regierten, vermochten allen Vereitelungsbemühungen von ſeiten Metternichs zum Trotz die Schaffung des Zollvereins durchzuſetzen. Natürlich! Denn der Kirchhofsruhe-politik eines Metternich gegenüber war ſelbſt die preußiſche von damals eine Politik des Lebens und der

Digitized by Google

Bewegung. Preußen war eine Schnecke, aber Oestreich ein Petrefakt. In Berlin besoldete man den Hegel als Hof- und Staatsphilosophen, in Wien ging der officielle Kulturhaß so weit, daß man sogar den hyperloyalen Grillparzer in stupider Weise drangsalirte. Man lese nur die Selbstbiographie des Mannes. In Preußen rief man wenigstens in der Noth mitunter den Geist an, in Oestreich war es ein Unglück, wenn nicht ein Verbrechen, überhaupt Geist zu haben. Preußen durfte seines deutschen Berufes nie ganz uneingedenk sein, wenn es die eigene Zukunft nicht in Frage stellen wollte; Oestreich durfte nicht deutsch sein wollen, wenn es den Ansprüchen seiner verschiedenen „Völker" gerecht werden sollte. Bei sothanen Umständen konnte der schließliche Ausgang des östreichisch-preußischen Dualismus kaum fraglich sein. Daß aber diese unselige Hemmkette der deutschen Entwickelung einmal zerrissen werden mußte, darüber sollten heute doch wohl alle Deutschen einig sein, welche weder dem unfehlbaren Papst noch irgend einem unfehlbaren Parteibovist das sacrificio del in elletto gebracht haben.

Unter meinen süddeutschen Landsleuten gibt es eine

Digitized by Google

nicht kleine Anzahl ehrenwerther Männer von unzweifelhaftem Patriotismus, welche die historische Nothwendigkeit der Verpreußung Deutschlands, um durch diese Verpreußung hindurch zur Vollendung der nationalen Einheit zu gelangen, noch immer nicht begreifen wollen. Denen wäre ein genaues Studium der napoleonischen Zeit dringend zu empfehlen. Und auch noch anderen Leuten würde, gelegentlich bemerkt, dieses Studium wohlanstehen. Es würde dann nicht mehr vorkommen, daß eine bekannte Anekdote aus jener Zeit, mit deren authentischer Bezeugung es freilich nur so so la la bestellt ist, so total falsch citirt und so verballhornt werden könnte, wie in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses am 16. April von seiten des Herrn von Schorlemer-Alst wie von seiten des Herrn Reichskanzlers geschehen ist.

Süddeutschland hat die verderblichen Wirkungen und Nachwehen der Rheinbundszeit noch immer nicht ganz verwunden. Zwar die bairische, wirtembergische, badische, hessische, nassauische „Nation" zu entdeutschen gelang den über alle Begriffe erbärmlichen Sklaven Napoleons, diesen rheinbündischen Despoten und

Digitized by Google

Despötlein, die wie Hunde vor ihrem Oberdespoten krochen, lange nicht so weit, als sie es wollten und versuchten. Ebenso steht aber auch fest, daß von jenem rheinbundfürstlichen Größenwahn, welcher den König Friedrich von Wirtemberg riesenmäulig von seinem „Reich" und von „allen seinen Staaten" bramarbasiren ließ, etwas auch in die Bevölkerungen eingegangen ist. Es war etwas von diesem Größenwahn der süddeutschen Krähwinkelstaaterei in dem Aprilgang des Badensers Hecker anno 1848, welcher ja Lyceist genug gewesen ist, sich einzubilden, mit lächerlich kleinen Mitteln ließe sich von einem entlegenen Winkel aus Deutschland revolutioniren und republikanisiren. Und noch viel später hat sich dieser rheinbündische Größenwahn lächerlichst mausig gemacht, an jenem Tage, als er angesichts des Krieges von 1866 einen wirtembergischen Minister in eine bislang noch unerforschte Tiefe des Blödsinns hinabsteigen, das heißt, in der Abgeordnetenkammer den Preußen zum voraus ein „Vae victis!" zurufen ließ. Etliche Wochen später ist dann derselbe Minister nach Nikolsburg geeilt, um von den

Digitized by Google

Vae-victis-Preußen den Frieden für das „Reich" Wirtemberg zu erbetteln.

Gewiß war es ſchmerzlich, die große Thatſache der anhebenden Vereinheitlichung Deutſchlands auf dem Wege des Bürgerkrieges ſich vollziehen zu ſehen. Aber dieſe Bitterniß wurde in den Gemüthern denkender Patrioten wenigſtens einigermaßen gemildert durch das Gefühl der Befriedigung, daß die Jammerſäligkeit, Zeitwidrigkeit und Impotenz der Kleinſtaaterei doch endlich einmal unwiderleglich erwieſen worden. Ich erinnere mich, ſelten in meinem Leben ein ſo tiefes Gefühl von Ekel gehabt zu haben wie damals, als der Bundestag — der Bundestag! — in Frankfurt die ſchwarzrothgoldene Fahne heraushing und die wiedererſtandene „Reichsarmee" kommandirt wurde die ſchwarzrothgoldene Feldbinde anzulegen. Es fehlte nur noch, daß der blinde Jörg von Hannover und der böſe Dietrich von Kaſſel ſich ſchwarzrothgolden anſtreichen ließen, um die klägliche Komödie vollſtändig zu machen. Sie endigte dann mit Schrecken und wie hätte ſie auch anders enden können? Schon am 3. Juli von 1866 wurde bei Königgrätz die deutſche Kaiſerkrone

Digitized by Google

geſchmiedet, welche am 18. Januar von 1871 im Schloſſe zu Verſailles dem Hohenzollern aufgeſetzt worden iſt. Die Aufgabe dieſer Kaiſerſchaft iſt, die Zuſammenſchließung, meinetwegen die Zuſammenhämmerung, Zuſammenſchweißung, Zuſammenpreußung der Deutſchen zu einem kompakten nationalen Körper zu vollbringen, und wer gerecht ſein kann und will, wird ſagen müſſen, daß die Jahre 1866 und 1870—71 den Beweis erbrachten, Preußen habe das Zeug zu dieſer Arbeit.

Sehen Sie, mein lieber alter Feind, ſo betrachte ich, den ſeine republikaniſchen Anſchauungen und Ueberzeugungen weit außerhalb aller Berührung mit der officiellen und officiöſen Reichswelt ſtellen, den Entwickelungsgang der Dinge daheim. Möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß dem fernſtehenden Beobachter manches, vieles von dem entgeht, was aus der Nähe betrachtet ſein will. Aber hinwiederum genieße ich des Vortheils, von keiner Erſcheinung weder geblendet noch abgeſtoßen zu werden und aus der Ferne das Ganze unbefangen überblicken zu können.

Damit genug für heute. Ich erſuche Sie, der Frau

Digitized by Google

Zigonia meinen tiefgefühlten Respekt zu vermelden und ihr zu sagen, ich ließe sie bitten, ein scharfes ehefrauliches Auge auf den Herrn Gemahl zu haben, wann dieser vom hofsocialistischen Raptus angewandelt würde. Sie wissen ja, es ist schon mancher, der den Narren spielte, in allem Ernste verrückt geworden, so verrückt, daß er den Baumast, auf welchem er saß, abgesägt hat.

Digitized by Google

3.

Anfang Juni 1875.

Hochwohlgeborener Geheimer im Präteritum und Oeffentlicher im Präsens! Sie erinnern sich vielleicht noch unseres Schulkameraden Bonifaz Zimperle, welcher nach nahezu dreißigjährigem Dienste von seiner Gymnasialprofessur weggemaßregelt, so recht weggemühlert worden ist. Warum? Darum: — Einer seiner Sekundaner hatte einen von Zimperle gerügten griechischen Sprachschnitzer damit zu rechtfertigen gesucht, daß er für diesen Schnitzer die Autorität des Neuen Testaments anführte. Darauf der arme Bonifaz: „Kommen Sie mir nicht damit! Was? Das elende Griechisch dieses Machwerkes . . . .“ Mehr sagte er nicht; aber er hatte schon zu viel gesagt. Die Mythographie des Christenthums ein elend stilisirtes Machwerk! Diese Sünde gegen den heiligen Mühler konnte

Digitized by Google

nicht verziehen werden. Bonifacius musste sein Bündel schnüren und zog sich hierher zurück, als in eine Gegend, allwo man nicht befürchten muß, drangsalirt zu werden, so man meint und sagt, daß die Zusammenstoppeler der christlichen Mythologie entschieden viel schlechtere Poeten und Stilisten gewesen seien als die Verfasser der hellenischen.

Sie werden zweifelsohne sagen, die Mühlerei sei ab und vorbei; wozu so alte Geschichten aufrühren? Dazu, Excellenz im Futurum, um Sie und Ihresgleichen, sowie die Brotherren von Ihnen und Ihresgleichen, immer wieder daran zu erinnern, daß die Schäden, an denen Deutschland dermalen so schmerzlich leidet, nur die naturnothwendigen Folgen der Ausschweifungen sind, welche eine verblendete Rückwärtserei sich zu schulden kommen ließ. Wo waren damals, beiläufig gefragt, die großen, größeren und größten Patrioten von neuester Mache? Wo die Herren Liberalen mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung? Wo alle die Reichstrompeter und Reichspauker in der Livree Bismarcks? Ueberall, nur nicht da, wo es galt, ohne und sogar wider hohe obrigkeitliche Bewilligung für die gute alte

Sache der Vernunft und des Vaterlandes zu ſtreiten. Und jetzt will dieſes im Hofſonnenſchein aus dem Schlamme der Knechtſchaffenheit hervorgekrochene Geziefer mit frechſter Erdreiſtung uns anderen vordociren, was Patriotismus und Politik ſei? Bleib' im Vorzimmer, Geſindel! Dort iſt dein Platz und du biſt ja dort auch am nächſten dabei, die Livree im Handumdrehen wechſeln zu können, falls den Bismarck und Falk wieder die Manteuffel und Mühler folgen ſollten.

Wäre das eine Möglichkeit? Warum denn nicht? Die Dummheit iſt auf Erden immer das Möglichſte in saecula saeculorum. Und es iſt ja gar nicht wahr, daß mit dem Mühler auch die Mühlerei gegangen. Ein Schulmeiſter, der ſo naiv iſt, das Gerede vom Staatsliberalismus für baare Münze zu nehmen und zu glauben, das Geſetz über die Civilehe müſſte doch wohl auch für Schulmeiſter gelten, verheiratet ſich civiliter. Klatſch! jagt ihn der Bonzenrath von Kuhſchnappel vom Amte und der Herr Miniſter, in der Kammer interpellirt, erklärt, nichts von der Geſchichte zu wiſſen. Oder ein Gymnaſiallehrer gibt bei Ge-

Digitized by Google

legenheit seiner Beeidigung als Geschworener die Erklärung ab, daß die Formel „so wahr mir Gott helfe" für ihn nur soweit Bedeutung habe, als das Gesetz sie vorschreibe, weil nach seiner Ueberzeugung es eine Einwirkung eines persönlichen Gottes auf menschliche Handlungen nicht gebe. Krack! entsetzt das Provinzial-Schulkollegium der Provinz Sandenburg den Ketzer seines Amtes. Denn „in meinem Staate kann jeder nach Seiner Fasson Selich werden". Die alte Geschichte! Man zeigt den Pfaffen den Drohfinger der rechten Hand, aber mit der linken streichelt man sie. Und da wundert man sich noch in Berlin, daß in Süddeutschland die alte Sage von der preußischen Heuchelei nicht verstummen will!

Winseln Sie mir nicht vor, die Reichsfreunde müssten alle früheren Differenzen vergessen, müssten zusammenstehen wie ein Mann. Man kann nicht zusammenstehen und zusammengehen mit Leuten, die man so gründlich verachtet, wie unsereiner die Staatssophisten und Salonjesuiten, die officiellen und officiösen Federknechte, die Antichambre-Gelehrten und Hofprofessoren verachtet, diesen Pöbel in Lackstiefeln

Digitized by Google

und Glanzhandschuhen, welcher es mittels seiner reichsfarbig angemalten Bedientenhaftigkeit glücklich dahingebracht hat, daß die Sklaven des Vatikans, die Geisteigenen des „Al Gesù“ mit einigem Schein von Berechtigung den Namen der Freiheit eitel im Munde führen können. In diesem liberal und vornehm thuenden Pöbel verflechten sich niedrige Instinkte und hochfahrende Begehrlichkeiten, der Neid der Mittelmäßigkeit und der Größenwahn der Ohnmacht, die ödeste Geistesarmuth und die selbstgefälligste Ueberhebung, die niederträchtigste Kriecherei und die übermüthigste Anmaßung zu einem Rattenkönig, welcher an Widerwärtigkeit kaum seinesgleichen hat. Mit solchen „Reichstreuen“ zusammengehen? Niemals! Da ist mir, menschlich angesehen, der dickste altbairische Bierbonze in seiner autochthonen Dummheit immer noch lieber als so ein Pfiffikus Schmerle von Karrière-Keucher, welcher den Mantel reichstreu hängt, weil der Wind gerade so von Berlin herweht. Lasst einmal den Wind umschlagen und alle diese Patriotenmäntel werden wieder anders hängen. Der officielle Patriotismus und der officiöse Liberalismus, sie machen mit-

Digitized by Google

ſammen jene Politik aus, von welcher geſchrieben ſteht oder geſchrieben ſtehen ſollte: —

Was iſt die Politik?
Die „Kunſt des Möglichen".
Drum ſuch' mit Miene, Wort und Blick
Es zu ermöglichen,
Daß du mit richtigem Schwick und Schick
In jedem Augenblick
Gehöreſt zu den Möglichen. . . . .

Alſo unſer Schulkamerad, der weggemühlerte Bonifaz Zimperle, ſtand von meinem Kanapee auf, ließ die Allgemeine Zeitung, worin er geleſen, zu Boden fallen und rief aus: „Das iſt ja, um die Hände über dem Cylinder zuſammenzuſchlagen!" — Warum nicht gar! Erſtens haben Sie keinen Cylinder auf und zweitens wären Ihre Arme viel zu kurz, um die beſagte Turnübung zuwegebringen zu können. — „Thut nichts. Ich frage: wie kann man ſo lügen?" — Was iſt denn? — „Da ſehen Sie. Der Kardinal Manning, aus Rom nach London zurückgekehrt, empfing eine vom Herzog von Norfolk geführte Begrüßungsabordnung und in ſeiner Antwort auf die Anrede derſelben verſicherte er, vor Zeiten, als die Welt durch den chriſtlichen

Digitized by Google

Glauben und durch das christliche Gesetz regiert worden, da sei alles besser, friedlicher, menschlicher gewesen. Wo? Wann? Die verlogene Eminenz kann ja gar keine andere Zeit im Auge haben als etwa jene mittelalterliche, wo das Papstthum den Höhepunkt seiner Macht erreicht hatte. Und damals hätte das «christliche Gesetz» regiert? Damals wäre es menschlich zu- und hergegangen? So etwas zu behaupten, ist doch nur ein Pfaffe unverschämt genug. Selbst Sir John Falstaff würde sich einer solchen Lüge schämen." — Sie altes Kind! Was ist denn da zu verwundern? Wozu wären denn die Pfaffen da als zum lügen? Was ist denn am Ende aller Enden das sogenannte Christenthum selbst? Was die Religion überhaupt? — „Eine Illusion, ein Wahn, aber ein nothwendiger." — Ganz gewiß. Jeder Mensch, der nicht geradezu ein zweibeiniges Stück Vieh ist, bedarf dieser Illusion, hat sie, hegt sie in dieser oder jener Form. Wenn man aber die Prämisse der religiösen Illusion als naturnothwendig erkennt und anerkennt, anerkennen muß, so muß man sich auch die Schlußfolgerungen gefallen lassen. Die Priester sind, weil sie sein müssen. Nur

Digitized by Google

Hohlſchädel können wähnen, es würde jemals eine religionsloſe Geſellſchaft geben. — „Wohl, wohl. Aber man ſollte doch nach ſo vieltauſendjähriger Kulturarbeit erwarten dürfen, daß ſich die Menſchen nachgerade eine einigermaßen anſtändige, eine mit dem Einmaleins weniger geſpannte, eine weniger pfahlbäueriſche und mehr civiliſirte Religion angeſchafft und angewöhnt hätten.“ — Meinen Sie? Wenn aber die katholiſche oder die lutheriſche Bonzenreligion, wie ſie nun einmal ſind, den religiöſen Bedürfniſſen der ungeheuren Mehrzahl unſerer mehr oder weniger civiliſirten Menſchenbrüder entſprechen, wie dann? — „Dann haben alle unſere großen Denker und Dichter vergebens gelebt.“ — Daran iſt etwas wahres, ſehr viel ſogar, theuerſter Magiſter. Was weiß denn das Volk vom Leſſing und Kant, vom Göthe und Schiller? Nichts. Es ſind jetzt hundert Jahre verfloſſen, ſeitdem dieſe großen Männer beſchäftigt waren, Ströme von Licht über unſer Land auszugießen, und noch gibt es Millionen von Deutſchen, welche dieſe Lichtbringer nicht einmal dem Namen nach kennen. — „Das iſt ſehr traurig.“ — Gewiß, aber noch trauriger als die

Digitized by Google

Unkenntniß von seiten der Menge ist die schnöde Verleugnung alles Besten und Schönsten, was der deutsche Genius geschaffen, von seiten einer nicht geringen Anzahl solcher Deutschen und Deutschinnen, welche sich zu den „Gebildeten" zählen. Wenn dem nicht so wäre, wenn nicht zur Schmach unseres Landes tausende und wieder tausende von Junkern und Junkerinnen, von Pfaffen und Pfäfflingen der frohen Botschaft von Weimar die frechfanatische, vom Schlosse Loyola in Guipuzkoa ausgegangene vorzögen, wie könnte es im deutschen Reichstage ein „Centrum", wie könnte es deutsche Bischöfe geben, welche mit vollem Bewusstsein vor dem Tag und Nacht auf das Verderben ihres Vaterlandes sinnenden Papst-Baal sich in den Staub werfen und bereit sind, die in Form von tausend Flüchen ausgesprochenen Verderbenswünsche ihres Götzen mit allen Kräften zu fördern? — „Nun, es ist ja anderwärts, z. B. in Frankreich, gerade so oder ähnlich." — Nein, Liebster. Kein Franzos, selbst Erzjesuiten wie Dupanloup und Falloux nicht ausgenommen, wäre ehrlos genug, so vaterlandsverrätherisch zu reden und zu handeln wie unsere Röm-

Digitized by Google

linge. Die französischen Jesuiten bedienen sich des Ultramontanismus als eines Mittels, womit sie Frankreich wieder emporzubringen, wieder zur ersten Großmacht zu machen glauben; den deutschen Jesuiten dagegen ist der Jesuitismus Selbstzweck, das heißt, sie wollen demselben Deutschland unbedingt unterwerfen, wär' es auch mit Beihilfe der Franzosen. — „Diesen Unterschied geb' ich zu. Er rührt, scheint mir, daher, daß der französische Patriotismus ein elementarer, der deutsche dagegen ein Produkt der Bildung ist. Ein deutsches Heimatsgefühl allerdings gibt es von naturwegen; aber der deutsche Vaterlandsgedanke und vollends ein deutscher Vaterlandsstolz, sie sind erst durch unsere klassische und romantische Literatur — die letztere in ihrer patriotischen Auszweigung verstanden — geschaffen und großgezogen worden. Maßen nun unsere römischen Bonzen und ihr gesammter Anhang das deutsche Denken und Dichten, die deutsche Poesie und Philosophie, als von ihrem Tale Lama in Acht und Bann gethan, verleugnen und verabscheuen, so ist es nur folgerichtig, daß sie auch die nationale Idee und deren staatliche Verwirklichung

Digitized by Google

im deutſchen Reiche verwerfen und ihr Vaterland im Vatikan ſuchen und finden." — Ganz recht. Wird aber, was meinen Sie, gegen einen Jeſuitismus von dieſer Sorte mit Strafgeſetzen und Polizei etwas auszurichten ſein? — „Im einzelnen, ja. Der von Berlin aus geführte Kampf wird, wenn mit Ausdauer fortgeſetzt, wohlverſtanden! — wenigſtens derartigen Skandalien wie der Ueberwucherung des Reiches, ſogar in proteſtantiſchen Gegenden, mit klöſterlichen Giftpflanzen ein Ende machen. Auch von der Emancipation der Schule von der Kirche — von einer wirklichen und nicht bloß ſcheinbaren Emancipation, wohlverſtanden! — ſowie von der Heranbildung der katholiſchen Theologen auf deutſchen Hochſchulen iſt immerhin einiges zu erwarten. Aber im ganzen und großen wird der «Kulturkampf» nicht flecken. Warum nicht? Darum nicht, weil die Menſchen nicht weiſe werden wollen und weil es demzufolge, wie Sie vorhin richtig bemerkten, allezeit Prieſter geben muß." — Natürlich! Weil da und dort einer — im günſtigſten Falle einer auf eine Million gerechnet — die Wahrheit aus Wahrheitseifer ſucht, redet er ſich und andern ein,

Digitized by Google

der Menſch ſei überhaupt ein Wahrheitsſucher. Nichts kann falſcher ſein. Beweis hierfür ſchon die Thatſache, daß alle die Wahrheitsſucher, falls ſie „thöricht genug" waren, „ihr Gefühl, ihr Schauen dem Pöbel zu offenbaren", ſehr übel gefahren ſind. Man könnte eigentlich ſagen, es ſei ihnen ganz recht geſchehen. Wer hieß ſie klüger ſein wollen als ihre lieben oder unlieben Mitmenſchen? Wenn die ungeheure Mehrzahl der federloſen Zweifüßler von der Wahrheit nichts wiſſen will, ſo iſt ſie in ihrem Rechte; denn ſie handelt ſo nicht etwa infolge mehr oder weniger ſelbſtverſchuldeter Unwiſſenheit, ſondern inſtinktmäßig, von Naturtriebes Gnaden. Der Menſch hungert und dürſtet nach Illuſionen. Weil ſein Daſein ein ſchwerer Traum, fühlt er ſich unwiderſtehlich getrieben, die Schwere dieſes Traumes der Wirklichkeit mittels Träumen der Phantaſie etwas zu erleichtern und zu beflügeln. Täuſchung, Wahn, Lüge ſind für ihn unabweisliche, weil naturnothwendige Bedürfniſſe. Wenn es denkbar ſein könnte, daß die Menſchheit — ich meine die ſogenannte civiliſirte — heute atheiſtiſch wäre, morgen ſchon würde ſie ſich wieder Götter und Göttinnen,

Digitized by Google

Heiligenfratzen und Madonnenfetiſche wie die von Loreto, Einſiedeln, Czenſtochau und Lourdes machen, in zum voraus allerdings nicht genau beſtimmbaren, aber doch errathbaren Formen; denn der Menſch kann ja überall nicht über den Menſchen hinaus. Götter und Göttinnen, Fratzen und Fetiſche brauchen aber Wohnung und Haushalt: folglich muß und wird es immer wieder Tempel und Prieſter geben. Unſere Herren Kraftſtoffel freilich meinen, weil ſie ſich einbilden, von allem Idealismus radikal kurirt zu ſein, ſo könnten ſie auch andern weismachen, mit dem Idealismus oder — falls mir dieſer oder jener Pedant von Lexikokraſſus die Wortbildung gnädigſt geſtatten will — Illuſionarismus ſei es jetzunder aus und vorbei. Thorheit! Das Wahnfieber iſt die unheilbare moraliſche Krankheit der Menſchheit und ſie wird noch im letzten Menſchen phantaſiren und deliriren. Sollte es den Herren Rittern von der Materie wirklich ganz entgangen ſein, daß genau in demſelben Verhältniß, in welchem die Wiſſenſchaft, die Literatur, die Kunſt, die Kultur überhaupt ſich vermaterialiſirten, der Illuſionarismus an Kraft und Stärke zugenommen hat

Digitized by Google

und demnach die Pfaffen heute mächtiger sind, unendlich viel mächtiger als vor hundert Jahren? Leicht begreiflich! Dazumal konnte sich das illusionarische Bedürfniß in der Wissenschaft, in der Literatur, in der Kunst luftmachen und befriedigen; heutzutage, wo diese Gebiete auf seiten der Producenten nur noch eine Geschäftssache und auf seiten der Konsumenten nur noch eine Modesache sind, wirft sich der idealistische Trieb mit ganzer Macht auf das religiöse, auf das kirchliche Gebiet. Der sogenannte Kulturproceß, die Entwickelung der Civilisation kann nur in Gegensätzen und Widersprüchen vor sich gehen. Die Logik dieser Procedur will und bewirkt also, daß, je einseitiger und anspruchsvoller der Materialismus auftritt, desto thatkräftiger und herrschsüchtiger der Jesuitismus ihm zur Seite schreitet. Diese Thatsache hat sich neuestens sogar liberalen Plattschädeln, in welchen sonst nichts platzhat als ein bißchen Phrasenhäckerling, einigermaßen aufgedrungen. Daher ist das alberne Geschrei: „Trennung der Kirche vom Staat!" allmälig gedämpfter geworden. Als ob dem Jesuitismus etwas willkommener sein könnte als diese „Freiheit, die er

Digitized by Google

meint". Wie er sie zu benutzen versteht, hat er in Belgien und in den Vereinigten Staaten handgreiflich bewiesen. Sichtbarlich genug auch schon in England. Der moderne Staat kann, falls er existiren will, gar nichts anderes thun, als sich dem modernen Klerikalismus gegenüber fortwährend auf dem „Qui-vive?" halten. Jedes Kompromiß wäre für ihn nur eine Kapitulation. Will er sich nicht der Kirche unterwerfen, so muß er sie wenigstens so weit niederhalten, daß sie ihm nicht ans Leben kann. — „Unter solchen Umständen wird es lange währen, bevor zwischen den beiden Kämpfern ein auch nur leidlich friedliches Verhältniß hergestellt werden kann. Sollte es aber denn nicht möglich sein, in Deutschland mittels des sogenannten Alt-Katholicismus —" — Mittels des Alt-Katholicismus, Sie alter Träumerich? Bah . . .

Umständlich wie ein Berg
Kreißte das Schisma-Mägdlein
Und brachte überzwerg
Zur Welt ein neues Sektlein.

— „Ja, Sie haben diese Döllingerei von Anfang an mit skeptischem Auge betrachtet." — Wie konnte und könnte man denn das Ding anders ansehen? Dieses

Digitized by Google

klägliche Wasch' mir den Pelz, aber mach' ihn nicht naß-Ding? Die Herren wollen den Katholicismus festhalten, wie er im Tridentinum steht, und möchten doch zugleich ein bißchen in den Rationalismus, ins Zeitgemäße hinüberschillern, ohne auch nur so viel Muth aufbringen zu können, das Messegewand mit dem Prädikantentalar zu vertauschen. Mit den scholastischen Subtilitäten, welche die altkatholischen Apostel ihren Zuhörern aufspielen, lockt man keinen Hund vom Ofen, geschweige die Schafemassen aus dem römischen Pferch. Was kümmert es denn die gläubige Schäfigkeit, wenn man ihr noch ein weiteres Pfund Blödsinn, die dogmatisirte Papstunfehlbarkeit, auf den Nacken legt? Sie trägt sogar die neue Last mit Stolz, sie hüpft darunter und ist fröhlich im Herrn. Ist das liebe neue Dogma nicht durch eine ganze Reihe auferbaulichster Wunder bestätigt worden? Da sehe man dagegen den armen Kahlmäuser von Alt-Katholicismus an! Er stellt sich, nicht zu wissen, daß das Absurde nur mittels des Absurden propagirt wird. Er möchte von Herzen gern auf das Volk, auf die Massen wirken und weiß doch nicht das kleinste Mirakel zuwegezubringen. Kann

ſich denn nicht in irgendeiner Felſengrotte am Rhein oder auch in einem altbairiſchen Tannenwald eine altkatholiſche Muttergottes ſehen laſſen? Iſt denn unter den allerdings nicht ſehr zahlreichen altkatholiſchen Frauen und Mädchen ſchlechterdings keine blutſchwitzende Luiſe Lateau aufzutreiben? So ein Wunderchen, worauf die römiſchen Auguren und Haruſpices ſich allzeit ſo gut verſtanden und verſtehen, würde ganz anders wirken als alle die langweiligen Predigten und langweiligeren Synodaldebatten. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen: wer es für „zeitgemäß" und „liberal" und „rational" und „national" hält, die Deutſchen und Deutſchinnen an das Tridentinum glauben zu machen, der muß auch ſo altkatholiſch ſein, die alten katholiſchen Mittel, womit man früher den Leuten das trienter Evangelium annehmlich machte, zu handhaben. — „Wenn ich Sie recht verſtehe, geht Ihre Meinung dahin, daß jeder Verſuch, die katholiſche Kirche innerhalb der Schranken ihres Lehrbegriffes zu reformiren, eitel ſei, eitel ſein müſſe?" — Errathen, lieber Alter. Von der katholiſchen Kirche gilt ganz, was jener Jeſuitengeneral von ſeinem Orden

Digitized by Google

ſagte: „Sit, ut est, aut non sit!“ Nur Unwiſſende können das „Non possumus!“ des Vatikans für eine Formel der Willkür halten. Es iſt vielmehr die Seele des Katholicismus. Dieſer kann nicht anders ſein, als er iſt. Der „Fels Petri“ iſt kein leeres Wort. Starr, ſtolz, ſchroff, unveränderlich, unwandelbar, mit einem Worte ſteinern, ſo iſt die katholiſche Kirche und ſo wird ſie bleiben. — „Wie lange?“ — Wer kann das ſagen? Auch ſie wird dereinſt vergehen, weil eben auch ſie wie alles Menſchliche die Signatur der Vergänglichkeit trägt. Der Fels Petri wird in die Wogen des Zeitenſtroms, welche ſeinen Fuß unabläſſig unterwühlen, hinabſinken. Mit den Geſchlechtern der Menſchen ſterben ja auch ihre Religionen ab. Ueber jeden Olymp bricht einmal die „Götterdämmerung“ herein. Wie viele Baalim ſind ſchon zu den Todten geworfen worden! Auch der Papſt-Baal wird es eines Tages werden. Und nicht nur er. Auch die Religionsgeſchichte weiß von Stuarts, Bourbons und Welfen zu erzählen. Die göttlichen Dynaſtieen ſind gerade ſo ewig wie die menſchlichen. Auch im chriſtlichen Himmel wird es dereinſt Nacht werden, auch die chriſtliche

Digitized by Google

Götterdynaſtie wird zu den depoſſedirten und depoſitirten gehören. Es wird eine Zeit kommen, wo die Menſchen rein nur noch kunſthiſtoriſch von den Madonnen Rafaels und Murillo's reden, wie wir heutzutage von den Aphroditen des Apelles und des Praxiteles. Vordem hieß es eines Tages: „Der große Pan iſt geſtorben!" Künftig wird es eines Tages heißen: „Der große Chriſt iſt todt!" An Nachfolgern aber wird kein Mangel ſein. Denn ſolange Menſchen ſind, müſſen und werden ſie ſich Götter machen. Die höchſte Illuſion der Menſchheit, das Gottbedürfniß, erliſcht nur mit ihr ſelbſt.

Digitized by Google

4.

Juni 1875.

Sie kennen, Zirbeldrüseſter, das engliſche Sprichwort vom Skelett, das bei näherem Zuſehen in jedem Hauſe irgendwo verſteckt gefunden werde. Nun, ſehen Sie, wenn das verſteckte Ding auch nicht gerade immer ein Skelett ſein mag, ſo birgt das Sprichwort diesmal doch ein tüchtig Korn Wahrheit. Es dürfte ſchwer ſein, auf Erden ein Dach zu finden, unter welchem nicht ſchon eine Tragödie geſpielt hätte. Nicht jede Tragödie muß ja mit obligatem Mord oder Todtſchlag enden. Ach, die ſchmerzlichſten Trauerſpiele verlaufen gewöhnlich ohne Geräuſch und Spektakel und die wehvollſten Wunden bluten nicht nach außen, ſondern nach innen. Wo iſt denn in unſerer auf Spitze und Knopf geſtellten, geſchraubten, komplicirten und raffinirten Geſellſchaft von heute noch eine Familie zu

finden, welche nicht an einem offenen oder geheimen Schaden krankte, eine Familie, in welcher es nicht irgendein Geheimniß des Leides oder der Lächerlichkeit oder der Schande gäbe? Wenn die Summe von Angst und Noth, von Weh und Wuth, Schuld und Gewissenspein, Rachsucht und Reue, welche von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag in Palästen, Häusern und Hütten insgeheim sich anhäuft, zu einer Wetterwolke sich zu ballen vermöchte, daraus müsste ein den Erdball zerschmetternder Blitz hervorbrechen.

Auch in dem großen Hause, genannt deutsches Reich, gibt es der Schäden genug, der offenen und geheimen. Der letztgenannten wenigstens insofern, als amtlich davon geschwiegen wird und weder im Reichstage noch in der Reichspresse davon die Rede ist. Das Dekorum, sagt man, gestattet es nicht. Es ist aber eine eigene Sache um das liebe Dekorum. Man gebraucht es zumeist als eine spanische Wand, um den Leuten zu verbergen, daß keine Ehrlichkeit und kein Muth dahinter.

Was die offen zu Tage stehenden Schäden am Reichskörper angeht, so sind es die bekannten schwarzen

Digitized by Google

und rothen Blattern, welche, weil „was sich versteht, sich finden muß", allbereits zu einem braunen Krebsgeschwüre zusammengewachsen sind. Ausschneiden! Ausbrennen! Aber das alte hippokratische Recept wird, fürchte ich, auch keine Radikalkur zuwegebringen. Die erwähnten Blattern werden immer wiederkommen. Denn stets wird es Pfaffen geben, und wo und wann es welche gibt, wollen sie herrschen. Ebenso wird die sogenannte sociale Frage niemals ruhen, maßen sie niemals beantwortet werden kann. Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit ist so alt wie die menschliche Gesellschaft und er wird jung sein bis zum Ende der Tage. Weder Kommune-Mordbrände noch Katheder-socialismen werden dieses Problem lösen, weil es ebenso unlösbar ist wie das Problem des Menschendaseins überhaupt. Mit der Gleichheitsschablone und mit der Goldenen-Zeitalter-Chimäre mögen kleine und große Kinder spielen und kleine und große Gauner unwissende und faule Thoren äffen. Sonst sind diese Windeier aus Wolkenkukuksheim zu nichts nütze. Das einzige, was die Gesellschaft zu ihrer vorschreitenden Vermenschlichung wirklich thun kann und immer ernst-

Digitized by Google

licher thun ſoll, iſt, die heranwachſenden Geſchlechter phyſiſch und pſychiſch ſo zu ſchulen und auszurüſten, daß ſie den Kampf ums Daſein zu führen vermögen, mit andern Worten, daß ſie ſich ſelber helfen können. Leuten aber, welche ſich nicht ſelber helfen wollen, kann kein Menſch, kein Gott und kein Staat helfen, und ſtänden noch hundert Lugpropheten auf, welche ihren Anhängern weismachten, der Staat wäre ſo eine Wunder- und Zauberkuh wie jene Sabala, um welche der König Wiſwamitra und der Brahman Waſiſchta im Ramajana ſtritten. Die Lugpropheten werden kommen und es wird daher allzeit eine ſehr erkleckliche Anzahl von Ochſen geben, welche gläubig und ſehnſüchtig nach der Zauberkuh muhen und brüllen. . . . .

Der amtlich verſchwiegene oder gelegentlich auch wohl amtlich geleugnete große Geheimſchaden des Reiches iſt ſeine Unfertigkeit. Denn die deutſche Einheit iſt noch nicht da, der nationale Einheitsſtaat noch nicht geſchaffen. Er muß aber kommen, und da er nicht von ſelber kommt, muß man ihn holen, ſchaffen, machen. Die Logik der Geſchichte will es und ſie wird rechtbehalten, thät' es auch allen Partikulariſten

Digitized by Google

in allen den wenigen Zähnen weh, die ſie noch haben. Die Zeit der Kleinſtaaterei geht zu Ende und damit auch die Zeit des Föderalismus. Krähwinkler, Flachſenfinger und Uriſtiere mögen das leugnen, es iſt doch ſo. Die föderale Schweiz treibt unaufhaltſam dem Einheitsſtaat entgegen und der Zerfall der nordamerikaniſchen Föderation in mehrere große Einheitsſtaaten iſt ja auch nur eine Frage der Zeit. Die Tendenz des Jahrhunderts, alle gleichartigen Völkerbruchtheile zu großen Körpern, zu wirklichen Nationen, zu rechten Staaten zuſammenzufaſſen, iſt unwiderſtehlich. Die Kleinwirthſchaft will nicht mehr gedeihen, weder im Feldbau, noch in den Gewerben, noch in der Politik. Die Weltgeſchichte will nur noch mit Maſſen arbeiten. Und bei ſothaner Sachlage hat man eine Menge von Krähwinkeln erſter, zweiter und dritter Unpotenz mit in das neue deutſche Reich herübergeſchleppt, ſtatt mit dem Siegesſchwert von Sadowa den Vielſtaaterei-zopf ein- für allemal wegzuſchlagen. Das widrige Ding muß und wird ja doch weggeſchlagen werden; wer weiß, ob die Operation ſpäter ſo glatt ablaufen wird? Aber, ſagt ihr, der Zopfſchnitt hätte anno 1866 oder

Digitized by Google

anno 1871 doch vielen Deutſchen recht wehgethan. Was für welchen? Nur ſolchen, welche aller geübten Schonung zum Trotz unverſöhnliche Feinde des Reiches ſind und bleiben. Um den Grimm und Zorn ſolcher Leute wäre doch fürwahr die Vollendung der nationalen Einheit nicht zu theuer erkauft geweſen.

Das Reich iſt unfertig und die Reichsverfaſſung eine Zeit und Kraft vergeudende Schlepperei. Der Bundesrath, eine nicht eben glücklich verbeſſerte Auflage des Bundestags, hat viel zu viel, der Reichstag viel zu wenig zu ſagen. Wenn die ſehr gekünſtelte Maſchine bislang für die wirthſchaftliche und die politiſche Entwickelung des Reiches vortreffliches, in mehr als einer Richtung ſogar vorzügliches geleiſtet hat, ſo vorzügliches, daß nur verbiſſene Querköpfe die Anerkennung zu weigern vermögen, ſo darf doch nicht überſehen werden, daß ſo ein komplicirtes Räder-, Schrauben-, Stifte- und Walzenwerk durch einen Obermaſchiniſten wie Bismarck allenfalls zu gedeihlichem arbeiten gezwungen werden kann, daß aber die Menſchen kurz-, die Einrichtungen dagegen langlebig ſind. Stellt euch einmal einen Reichskanzler

Digitized by Google

vor von der Mache der Wittgenſtein, Ancillon, Eichhorn, Savigny, Thile, Manteuffel, Raumer, Mühler, Gerlach u. ſ. w. und ſeht dann zu, wie die Reichsmaſchine fungirt, falls ſie das nämlich überhaupt noch thut, ſtatt einfach aus Rand und Band zu gehen. Aber ſolche Reichskanzler ſind unmöglich, meint ihr? Hm, wir haben ſchon allerhand preußiſche Möglichkeiten erlebt.

Einem ſo entſchiedenen Einheitler, wie ich einer bin, muß es die Freude an der Reichsmünze ſchon vergällen, wenn ich die verſchiedenen Kopfſtücke der Münzen anſehe. Davon will ich nicht einmal reden, daß mir altem Republikaner ſo ein Kopfſtück überhaupt nicht zur Erbauung gereichen kann. Ich weiß aber ſehr gut, daß ſich der Republikanismus nicht diktiren läßt, und maßen von 40 Millionen Deutſchen und Deutſchinnen ungefähr 39,900,000 an die Monarchie glauben, ſo wäre vorderhand gegen ein monarchiſches Bruſtbild auf den Reichsmünzen nichts einzuwenden. Das Vorhandenſein der mehreren beweiſ't, daß noch verſchiedene Subtraktionsaufgaben nach dem Muſter

Digitized by Google

der vom anno 1866 zu lösen sind, bevor wir zu einer richtigen Einheitsrechnung gelangen können.

In Erwägung nun dieser leidigen Thatsache, in Erwägung ferner der daraus resultirenden Weitschichtigkeit und Schwerfälligkeit der Reichsverfassung, in Erwägung endlich, daß seit der Reichsgründung erst so kurze Zeit verflossen ist, muß man anerkennen, daß Reichstag und Reichsregierung redlich mitsammen gearbeitet haben. Nicht zwar so, daß sie im einzelnen nicht fehlgegriffen hätten, sehr fehl, wie denn z. B. das Reichsmünzgesetz schon jetzt als ein nach vielen Richtungen hin vergecktes Ding sich herausstellt, wie extra zum Nachtheil der Nation und zum Vortheil der beschnittenen und beschneidenden, der unbeschnittenen und doch nicht minder beschneidenden Geldjuderei gemacht. Aber im ganzen war die vereinte Arbeit von Reichsregierung und Reichstag am innern Ausbau des deutschen Staatshauses eine solche, daß ihr nur Leute ohne alles Wahrheitsgefühl die Anerkennung versagen können. Auf die Zustimmung solcher Gesellen kommt es auch gar nicht an. Man muß die Esel schreien, die Köter kläffen, die Schweine grunzen

Digitized by Google

und die Gänse ſchnattern laſſen: das iſt ihre Natur und ihr Recht. Deutſche, die in der Fremde leben, merken mit nicht geringer Befriedigung, daß genau in demſelben Maße, in welchem die innere Erſtarkung des Reiches wächſt, deſſen Anſehen nach außen zunimmt. Was aber Deutſche in der Fremde ebenfalls merken und zwar mit größter Unluſt, iſt, daß ein Rumoren, wie es die officiellen und officiöſen berliner Schreibſklaven im Frühling von heuer getrieben haben, der Sache Deutſchlands zum allergrößten Nachtheile gereicht und gereichen muß.

Ja, der publiciſtiſche und diplomatiſche Feldzug vom April 1875 iſt kläglich miſſlungen und das Tüpfelchen auf das i des Fiaſko ſetzte der Car, als er wie ein richtiger deus ex machina in Berlin erſchien, um ſein Frieden gebietendes „Quos ego!“ zu ſprechen. Alle die Reptilien der berliner Regierungspreſſe, item auch die Amphibien der nationalliberalen, werden ſich vergebens krampfhaft krümmen und winden, um die unliebſame Thatſache, daß bei dem Caren die höchſte Entſcheidung war, wegzuſophiſtiſiren.

Doch was ſag' ich? „Unliebſam“ ſollte dieſe That-

Digitized by Google

ſache ſein? Als ob man in Berlin nicht ſeit lange her gewohnt wäre, cariſche Entſcheidungen ſich gefallen zu laſſen, ja ſogar zu erbitten! Damit will ich keineswegs andeuten, daß die Schmachtage von Kaliſch und Warſchau wiederkehren könnten. Aber auf der andern Seite kann ich nicht finden, warum man die Wahrheit, daß, wie die Sachlage iſt, das deutſche Reich die Allianz mit Rußland pflegen und zu erhalten ſuchen muß, nicht frank und frei herausſagen ſoll.

Auf das Geſchrei dummer Preſſejungen über dieſe Allianz iſt natürlich gar nicht zu achten. Alle Dummlinge und Wiſſensloſen haſſen allüberall inſtinktmäßig Deutſchland, von den frommen Kindern Diſrael in England bis hinab zu den pariſiſch gefirnißten Bojaren-Barbaren weit hinten in der Walachei. Wenn uns jemals etwas ſtolz machen darf, ſo iſt es dieſer gegen uns gerichtete Haß der Unwiſſenheit, der Scheinheiligkeit, der Pfafferei und der gedankenloſen Phraſendreſcherei. Die letztere nimmt dem deutſchen Reiche die ruſſiſche Allianz höchlich übel. In ihrer Dummheit unergründlichem Gefühle beanſtandet ſie es freilich nicht, wenn die franzöſiſchen ſogenannten Republi-

Digitized by Google

kaner alle Finger nach einer Allianz mit Rußland lecken. Wenn dagegen Deutſchland dieſe Allianz feſthält, ja, dann iſt es etwas ganz anderes, dann iſt Rußland plötzlich wieder nur der „verabſcheuenswerthe Knutenſtaat", obzwar die Knute und Knutung bekanntlich längſt abgeſchafft worden.

Die verſtändige Politik Alexanders des Zweiten, des Bauernbefreiers, trägt bereits ihre Früchte: Rußlands Anſehen iſt nicht nur ſo groß wie jemals, ſondern beruht auch auf beſſeren Gründen, weil der Car das Kulturwerk Peters des Großen wieder aufgenommen hat und mit Ernſt, Aufrichtigkeit und Ausdauer betreibt. Soll dieſes Werk gedeihlichen Fortgang haben, ſo bedarf das Carenreich des Friedens, wenigſtens in Europa. Den Frieden von Europa ſichert aber die deutſch-ruſſiſche Allianz. Sie iſt demnach nicht weniger ein ruſſiſches als ein deutſches Intereſſe, gegen deſſen Thatſächlichkeit „altruſſiſche" Barbarei vergeblich die Zähne fletſcht, wie dieſſeits des Niemens der vulgär-liberale Unverſtand ebenſo vergeblich dagegen geifert.

Seines Rückhalts an Deutſchland ſicher, kann

Digitized by Google

Rußland in Asien seine gegen England gerichteten Pläne weiter verfolgen. Wir werden uns darüber nicht grämen, eingedenk, daß unser Land einen perfideren und gehässigeren Feind, als da die „oberen Zehntausend" von England sind, nicht hat. So lange das deutsche Reich seines Rückhalts an Rußland sicher ist, kann es die schlechtverhehlte englische Feindschaft verachten, braucht die offene französische in keiner Weise zu fürchten, hat nicht nöthig, auf die sehr zweideutige, im besten Fall unausgiebige Freundschaft Italiens großes Gewicht zu legen, und wird es auch im stande sein, das Schreckgespenst einer „katholischen Liga", falls sich ein solches wirklich unangenehm machen sollte, zu bannen, so zu bannen, daß demselbigen das Wiederspukenwollen vergehen würde, gründlich!

Kein Zweifel, die schwarze Internationale arbeitet aus Leibeskräften an einem solchen Liga-Werke und die rothe würde in ihrer Stupidität sich dazu vergnügt die Hände reiben. Mit Kreuzen und Fahnen würden die Römlinge die „glaubensbrüderlichen" Franzosen am Rhein einholen und ein oder der andere Infulträger übt sich ja wohl schon darauf ein, im Dome von Mainz

Digitized by Google

oder Köln das gallische Triumphalhochamt zu celebriren. Deutsche Bischöfe, welche sich heute dem Papste zu Füßen werfen, die Jesuiten-Marionette anflehend, sie möchte den bekannten Größewahnsinnsstreich vom 18. Juli 1870 nicht begehen, und die morgen schon diesen Größewahnsinnsstreich als ein sakrosanktes Dogma proklamiren, sie sind zu allem fähig. Traurig genug, daß ein Deutscher befürchten muß, es könnte Deutsche geben, welche widerdeutsch genug wären, den römischen Bovist über das Vaterland zu stellen. Doch nein, sie werden es nicht wagen, oder wenn sie es dennoch wagten, werden sie sammt ihrem schäfigen oder auch kalkulirenden Anhang die Folgen ihres Thuns tragen müssen. Die Nation wird — sonst müsste man sie geradezu für bankerott halten und erklären — ja, sie wird angesichts einer wirklichen Gefahr den Verrath, sogar nur den Versuch eines Verraths energisch zu vereiteln und unerbittlich zu strafen wissen, und wenn der langweilige Anathemiker im Vatikan wähnt, der deutsche Episkopat sei das bekannte „rollende Steinchen", welches bei günstiger Gelegenheit den deutschen Reichskoloß zum fallen bringen werde, so dürfte seine Unfehlbarkeit ein

Digitized by Google

garſtiges Loch kriegen. Denn ſollte, wann etwa die Franzoſen unter dem Banner der lieben Muttergottes von Lourdes gegen Deutſchland ſich aufmachen, das „Steinchen“ ſich gelüſten laſſen, wirklich „rollen“ zu wollen, ſo wird man ihm die Inful antreiben, daß ihm rollen und ſehen und hören vergeht.

Für die nächſte Zeit ſcheint das deutſche Reich Muße zu haben, den inneren Krieg durchzufechten und den Pfaffen Mores zu lehren. Die gründliche, logiſch-folgerichtig-rückſichtsloſe Durchfechtung dieſes inneren Krieges wird zur ferneren Abwendung eines äußeren höchſt weſentlich beitragen. In demſelben Grad und Maß, in welchem der Jeſuitismus in Deutſchland zur Ohnmacht herabgebracht wird, ſinken auch die Hoffnungen unſerer äußeren Feinde. Jeder in Deutſchland gegen Rom geführte Schlag trifft zugleich die geplante katholiſche Liga. Sind die deutſchen Katholiken, in der zweiten oder dritten Generation nämlich, einmal ſo weit, zu erkennen und anzuerkennen, daß es anſtändiger und ziemlicher, den Geſetzen ihres Vaterlandes als denen des Jeſuitengenerals zu gehorchen, ſo wird man die Fluchkapuzinaden eines beliebigen Papſtes als ſo harm-

Digitized by Google

loſen Zeitvertreib anſehen dürfen, daß der Kladderadatſch dannzumal dem heiligen Vater als einem beliebteſten Mitarbeiter glänzendes Honorar bezahlen mag.

Die entſcheidenden Schlachten in dem alten, ſtets erneuten, jetzunder wieder zur äußerſten Schärfe entbrannten Kampfe zwiſchen Deutſchland und Rom werden natürlich nicht in Miniſterkabinetten und Parlamentsſälen, ſondern in den Schulſtuben geſchlagen werden — ſoweit es eben in dieſem Kampfe überhaupt eine Entſcheidung gibt. Der deutſche Schulmeiſter wird auch hier wieder das beſte thun müſſen und wirklich thun, vorausgeſetzt, daß von der reichbeſetzten Tafel des Militarismus für ihn noch fernerweit ein Broſämlein abfalle. Man kann die bittere Nothwendigkeit, daß Deutſchland dermalen und, ach, noch lange von Waffen ſtarren muß, einſehen und doch des Dafürhaltens ſein, daß es der deutſchen Nation wohl anſtände, ihren Lehrſtand, dem ſie doch alles verdankt, was ſie iſt, und namentlich ihren Volkslehrſtand ganz anders auszuſtatten, als bislang geſchehen iſt. Macht ſich doch der Mangel an Lehrern bereits in wahrhaft beängſtigender Weiſe fühlbar. Begreiflich! Wer

Digitized by Google

wird ſich denn zu der ewigen Hungerleiderei am Ende noch hergeben wollen? Es iſt eine recht ſchöne Sache um den Idealismus; aber auch der Idealismus hat einen Magen und ſogar einen ſehr guten, wie wenigſtens die chriſtliche Kirche dickbäuchig bewieſen hat und zu beweiſen fortfährt.

Wenn es aber gerecht, die Stellung des Lehrſtandes zu verbeſſern und ſeine Rechte zu mehren, ſo iſt es auch billig, daß er es mit ſeinen Pflichten bedeutend ernſter nehme, als er notoriſch vielerorten thut. Es iſt die höchſte Zeit, daß der im Volke bedenklichſt geſchwächte Rechtsſinn wenigſtens in der Jugend wiederum geſtärkt und das von dem Gifte ſocialiſtiſcher Schwarbeleien angefreſſene Pflichtgefühl wieder geheilt werde. Nur die pflichttreu geführte Volksſchule kann der furchtbaren Verwilderung, welche in den Maſſen nur allzu ſehr um ſich gegriffen hat, wirkſam entgegenarbeiten, und mit der Schule muß ſich eine Strafgeſetzgebung und Strafrechtspflege verbinden, welche ſich vom pſeudo-philanthropiſchen Schwindel emancipirt, die ſentimentalen Marotten geiſtreichelnder Effekthaſcher beiſeite liegen und es ſich angelegen

Digitized by Google

sein läßt, den Gaunern und Verbrechern den gehörigen Respekt einzujagen. Schon jetzt sehen Männer, welchen kein Modestichwort imponirt, die Abschaffung der Todesstrafe für eine empfindsame Thorheit an, nicht darum, weil sie auf die lächerliche Abschreckungstheorie etwas gäben, sondern deßhalb, weil sie überzeugt sind, daß man bestialer Rohheit oder giftiger Raffinirtheit gegenüber der wirksamen Wegräumungspraxis bedarf. Wer der Gesellschaft den Krieg ansagt, nun wohl, der muß sich auch den Gesetzen des Krieges unterwerfen. Die Hätschelung der Missethäter ist ein auf Kosten der ehrlichen Leute geübter Unsinn und die angebliche Zuchthausbesserung ein Humbug. Nur Theoremespinner, welche niemals ein Stück wirklichen Lebens gesehen haben, können leugnen, daß es Bestien-Menschen und zwar leider viele, viele allzeit gab, gibt und geben wird, Bestien-Menschen, welche nichts scheuen als den Stock und nichts fürchten als den Tod. Wann vollends die materialistische „Moral", der freie Wille des Menschen und folglich seine Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit sei nur eine Einbildung, durchgedrungen sein wird, dann seht zu, wohin ihr mit

Digitized by Google

eurer vom Fortſchrittsdusel diktirten Straf- oder auch Nichtſtrafrechtspflege kommen werdet. Ihr könnt dann die Gerichtsbude ſchließen und müſſt froh ſein, wenn „der legitime Naturtrieb“ den Herren Verbrechern nicht gebietet, euch beförderlich den Hals umzudrehen.

Zur Ehre des geſunden Menſchenverſtandes will ich jedoch annehmen, daß es dannzumal noch eine ausreichende Zahl von ehrlichen Menſchen geben werde, welche den Muth haben, im Kampf ums Daſein den Halunken den Meiſter zu zeigen und ſich zu erinnern, daß in unſern Wäldern noch Eichen genug wachſen, um daraus für Schwindler und Schurken ſolide Galgen zimmern zu können.

Urmeiſterin Noth ſorgt ja glücklicher Weiſe immer wieder dafür, daß in Stunden der Entſcheidung die blaſſe Phraſe das Feld räumt vor der rothbackigen That.

Das muß überhaupt unſer Troſt ſein in allen den Wirrſalen unſerer Tage. In Stunden großer Entſcheidungen weicht das zufällige dem nothwendigen und räumt für eine Weile die Närrin Phantaſie dem guten alten nüchternen und handfeſten Schaffner der

Digitized by Google

Weltgeſchichte, dem common sense, den Platz. Der faſſt dann die ſchauderhaft durcheinander geworfenen Sachen an mit ſeinen ſchwieligen Händen, nicht gerade ſanft, aber geſchickt und entſchloſſen, und ſtellt alles wieder an den rechten Ort; ſo zwar, daß er wurmſtichiges und verbrauchtes in die Rumpelkammer ſchafft oder auch in den Ofen ſchiebt und das beſeitigte Gerümpel durch neue Hausrathſtücke erſetzt. Dermalen ſitzt er aber in der Ecke und ſchläft, woraus ſich unter andern widerlichen Erſcheinungen auch die erklärt, daß da drüben im Baierlande die Bierbonzen reichsfeindlicher als ſonſt zu rülpſen anfangen. Ja, der gute Alte ſchläft und ſcheint nicht ruhig zu träumen, denn ich höre ihn im Schlafe murmeln: —

Hier feiſt unfehlbares Pfaffenthum,
Dort dreiſt unfehlbares Affenthum,
Daneben die Botſchaft vom Schlaraffenthum,
Gepredigt vom unfehlbaren Gnotenthum —
Alles nach Noten dumm!

Digitized by Google

5.

18. Juni 1875.

Heute vor sechsundzwanzig Jahren hab' ich in Stuttgart den brutalen Akt der Zersprengung des deutschen Parlaments durch wirtembergische Ulanen miterlebt. Sie auch, edler Kollega des Erfinders und Gründers der königlich preußischen Hofkommunisterei. Dazumal haben Sie sich es gewiß nicht träumen lassen, daß ein Tag kommen könnte, wo Sie Arm in Arm mit dem „Galgen-Zeitungs"-Wagener zwar nicht das Jahrhundert, aber doch alle laskerisch-parlamentarischen Untersuchungskommissionen in die Schranken fordern würden.

Erinnern Sie sich noch, wie Sie damals Feuer spieen und gern Blut getrunken hätten? Nämlich das Feuer des rötheften demokratischen Zornes und das Blut der schwäbischen Märzminister, welche armen

Digitized by Google

Schlucker doch nur gethan hatten, was unter den obwaltenden Umständen von Märzministern erwartet werden konnte, musste. Der 18. Juni von 1849 setzte das nothwendige Tüpfelchen auf das i der Diskreditirung des faulen Liberalismus, welcher, der Affe des französischen, achtzehn Jahre lang seine Grimassen geschnitten und dem deutschen Philister eingebildet hatte, eines schönen Morgens würde ihm die Einheit und Freiheit auf dem Phrasenteller dargereicht werden. Die Märzministerien, jammerseligen Andenkens, waren die in eine geschäftliche Formel gebrachte Quintessenz dieses Liberalismus, und wenn die Essenz mit hässlichem Geruche verdunstete, so kommt ihr doch das Verdienst zu, die Nichtigkeit der ganzen Erscheinung unwidersprechlich aufgezeigt zu haben.

Ich selber war an jenem Junitage noch so jung, daß es mir mit dem in der Kalwer Straße tragisch zu Ihnen gesprochenen Wort: „Finis Germaniae!“ bitterer Ernst gewesen ist. Zum Glück war Mutter Germania anderer Meinung. Sie hat sich seither nicht übel herausgemacht, das muß man sagen. Auf dem liberalen Phrasenteller freilich ist ihr die nothdürftig

Digitized by Google

zu Faden geſchlagene Reichseinheit nicht kredenzt worden, ſondern auf blutüberſtrömter Walſtatt, und was die Freiheit angeht, nun, die mag ihr den Behauptungen des liebenswürdigen Schäkers Windthorſt zufolge in vollem Maße zutheil werden, wenn erſt der Syllabus als die Magna Charta deutſcher Nation anerkannt ſein wird ....

Wie die Zeit vergeht! Man merkt das recht deutlich, ſo man erwägt, wie man den paulskirchlichen Parlamentsſchwatz vor ſechsundzwanzig Jahren anſah und wie man ihn heute anſieht. Ich darf mich freilich rühmen, weil ich es ſchwarz auf weiß beweiſen kann, daß meine Parlaments-Illuſion ſchon im Juni von 1848 verflogen war; aber wenn ich ſo viele geſcheide und obendrein ehrliche Leute rings um mich her mit deutſchgründlicher Geduld glauben und hoffen ſah, das Heil müſſte und würde von der Paulskirche ausgehen, ſo wollt' ich mich mit meinen Zweifeln gar nicht hervorwagen. Zu meiner Zeit hatte es ja die Jugend noch nicht ſo herrlich weit gebracht in allermodernſter „Bildung", die Pietät für Schnickſchnack zu halten und das angeblich „reindemokratiſche", in

Digitized by Google

Wahrheit ſcheindemokratiſche oder vielmehr ſchwein-demokratiſche Lümmelgeſchrei: „Nieder mit dem Reſpekt!“ mitzubrüllen. Schreitet der alleinſeligmachende „Fortſchritt“ nach dieſer Richtung hin noch eine Weile rüſtig fort, ſo wird er ja wohl bei jenem althottentottiſchen Grundgeſetz anlangen, wonach die Väter, wann ſie fünfzig Jahre alt geworden, von ihren Söhnen von ſtaatswegen todtgeſchlagen werden müſſen.

Hätten die Menſchen nicht eine förmliche Furcht vor der Wahrheit und verſtänden ſie es, gerecht zu ſein, ſo müſſten ſie zugeben, daß, was anno 1848 die deutſchen Patrioten, mit Einſchluß der Demokraten, obzwar mit Ausſchluß der Phantaſten und Phraſenſtrohdreſcher von der Firma Hecker, Struve u. Komp., wünſchten und wollten, heute erfüllt ſei. Die Frage, ob es ſo habe kommen müſſen, wie es gekommen, und ob es nicht hätte anders kommen können und ſollen, ſie kann nur noch von müßigen Schwätzern aufgeworfen werden. Um was es ſich für denkende und wiſſende Männer handelt, iſt, die gewonnene nationale Baſis, nicht weil, ſondern obgleich ſie preußiſch angeſtrichen iſt, feſtzuhalten und darauf weiter zu

Digitized by Google

bauen. Das ſcheint mir verſtändiger und patriotiſcher zu ſein, als mit ſchiefgezogenem Maul in einem Winkel zu ſtehen und in lächerlich ohnmächtigem Groll zu greinen: „Wir thun nicht mit, weil der Ball ſchwarzrothweiß ſtatt ſchwarzrothgelb gefärbt iſt.“ Die Hauptſache iſt doch wohl, daß man überhaupt einmal einen tüchtigen Ball hat, womit man werfen und treffen kann.

Die Vollendung der nationalen Einheit und der allſeitige Ausbau des Reiches, ſie haben zur Vorausſetzung daß Vernunft und Vaterlandsliebe mitſammen ſtark genug ſein werden, alle Machenſchaften der inneren Reichsfeinde zu vereiteln und die Zahl dieſer Feinde ſelber bedeutend zu verringern, bevor die große Feuerprobe von außen an das Reich herantritt. Denn daß dieſe Probe erſt noch kommen wird und beſtanden ſein will, fühlt und denkt jeder, wer überhaupt zu fühlen und zu denken vermag. Die gegenwärtig officiell und officiös hergedudelten Friedensarien gehen alle aus der Tonart Albernheit. Wie Deutſchlands Feinde ihm auf den Dienſt, das heißt, auf den böſen, böſeſten, lauern, hat uns das Gebaren der engliſchen

Digitized by Google

Diplomatie bei Gelegenheit des dummen belgiſchen Handels klärlich verrathen. Von dorther, von England, müſſen wir — ſoweit es die Krämerfeigheit der „großherzigen" Briten geſtattet — des ſchlimmſten gewärtig ſein. Seit den Zeiten des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, ſeit den Tagen des wiener Kongreſſes, ſeit dem londoner Protokoll vom 2. Auguſt 1850 ſollte Deutſchland doch wiſſen, daß es keinen gehäſſigeren Feind hat als die engliſchen Tories und Whigs. Nur gutmüthige Schwachköpfe können ſich dieſe Thatſache ausreden laſſen durch engliſche Heucheleien, wie unlängſt zu München bei einem Feſteſſen ein edinburger Profeſſor eine aufgeſpielt hat, indem er uns das Kompliment machte: „Das deutſche Volk überragt in der neidloſen Anerkennung fremden Verdienſtes alle übrigen Völker." Ja wohl, ſo thut es. Aber laſſ' dich, beſter Michel, ich bitte dich — nicht irre- und kirremachen durch ſo billige Höflichkeiten. Auch durch deine alten weltbürgerlichen Gewohnheiten nicht! Denn, ſiehſt du? ſchon dein alter Klopſtock hatte guten Grund, dich zu warnen:

Digitized by Google

„Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Volk gerecht wie du;
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug,
Zu sehn, wie schön dein Fehler ist" —

und wie man dir Sadowa und Sedan nicht zu verzeihen vermochte, so wird man dir auch deinen Kant und deinen Göthe nie verzeihen. Ach, das verzeihen gehört überhaupt nicht zu den Liebhabereien der Menschen. Die Junker- und Muckerbande, welche unter dem Patronat allerhöchster Frauenzimmer den berliner Hof noch immer unsicher macht, hat es ja dem Bismarck auch nie verzeihen können, daß er aus dem pommerschen Krautjunker heraus- und in den großen Mann hineingewachsen ist. Das Geziefer ränkelt bekanntlich unausgesetzt gegen den Reichskanzler, und wenn dermaleinst klargestellt sein wird, wie es sich denn eigentlich mit der belgischen Dummheit von neulich verhalten habe, wird man zweifelsohne sehen, daß die Leitfäden der ganzen unerquicklichen Posse in den Händen der bezeichneten Bande zusammenliefen. War es vielleicht ein Gegenschachzug in diesem Spiele, wenn Bismarck am 14. April im preußischen Herren-

Digitized by Google

hauſe mit ſeinem „evangeliſchen“ Chriſtenthum ſo auffallend ſtaatmachte? Galt es, der Junkerei und Muckerei ein Pfand zu geben, daß dies zeitweilige Handinhandgehen mit dem obrigkeitlich patentirten Liberalismus nichts ſei als ein „Man-So-Thun?“ Wie dem ſei, mit dem „evangeliſchen“ Chriſtenthum des Reichskanzlers ſcheint es trotz alledem doch nur ſo ſo la la beſtellt zu ſein, ſolange er jeden armſäligen Köter von Hetz-Kaplan ſeinerſeits einer Preſſeproceß-hetze würdigt. Warum ſolche Miſerabilitäten, wie die ſchwarzen Judaſſe und die rothen Narren ſie aufzuwenden haben, nicht verzeihen oder vielmehr gar nicht beachten? Sehen Sie, edler Gemahl der edleren Zigonia, ich bin weit entfernt, meines Chriſtenthums im allgemeinen oder gar vollends meines „evangeliſchen“ Chriſtenthums im beſondern mich rühmen zu können, ich bin nur ein armer verſtockter Heide, aber trotzdem weiß ich, daß man die Eſel ſchreien, die Köter kläffen, die Schweine grunzen und die Gänſe ſchnattern laſſen muß. . . . .

Alſo ich wollte vorhin ſagen, ein bißchen weniger Koſmopolitik und ein bißchen mehr, ein bißchen viel

Digitized by Google

mehr Nationalpolitik thäte den Deutſchen gut. Am Ende aller Enden werden ſie ſich ja doch nur auf ſich ſelber verlaſſen dürfen und können. Man ſoll ſich, heißt es, dermalen in Berlin nach europäiſchen Bürgſchaften für den gegenwärtigen Stand der Dinge, für die Unverletzbarkeit der Reichsgränzen u. ſ. w. umſehen oder gar umthun. Demnach wäre die vielbepoſaunte „Friedensgarantie" des Dreikaiſerbündniſſes auch ſchon wieder wurmſtichig geworden? Europäiſche Bürgſchaften! Das kennt man. Wie lange hält denn ſo ein Kartenhaus? Bis der nächſte beſte Windſtoß es umwirft. Was iſt denn aus den europäiſchen Bürgſchaften von 1814 geworden? Was aus der „heiligen Allianz" von 1815? Makulatur. Auch das dermalige mehr oder weniger aufrichtige Einvernehmen zwiſchen Deutſchland, Oeſtreich und Ruſſland wird gerade ſo lange währen, als die Intereſſen der drei Staaten es geſtatten. Oeſtreich hat tauſend und einen Grund, ſeiner ſtupiden Ariſtokratie zum Trotz Frieden zu halten, und auch jenſeits der Leitha raſſelt man etwas weniger mit dem Säbel Attila's, ſeitdem der magyariſche Größenwahn in allerdings nur ſpärlichen lichten

Digitized by Google

Momenten erkennen mussſte, daß es eben mit dem Größenwahn allein, und wäre derſelbe noch höher als die höchſte Tatraſpitze, nicht gethan ſei. Eine Gefahr von ſeiten des alleinſtehenden Frankreich exiſtirt für das deutſche Reich noch auf Jahre hinaus nicht. Gefahrdrohend könnte es werden, wenn Ruſſland mit England zur Theilung Aſiens ſich verbände. Denn der ſchweren oſtindiſchen Sorge ledig, würde die engliſche Falſchheit keinen Augenblick zögern, Frankreich gegen das verhaſſte Deutſchland zu hetzen, und die Franzoſen nicht nur ſo unter der Hand, wie annis 1870—71, ſondern ganz offen unterſtützen. Vorderhand iſt jedoch ſo eine ruſſiſch-engliſche Allianz weiter nichts als ein Hoffnungsſpielzeug der Feinde Deutſchlands und eine neue Seeſchlange für ſtoffhungrige Zeitungen. Uebrigens, falls Ruſſland es einmal in ſeinem Intereſſe finden ſollte, ſo oder ſo feindſelig gegen das deutſche Reich aufzutreten, ſo könnte es ja dieſes in ſeinem Intereſſe finden und hätte es in ſeiner Hand, dem moſkowitiſchen Rieſen einen polniſchen Stachel in die Seite zu drücken, der ihm ein verteufelt ſchmerzender Pfahl im Fleiſche ſein müſſte. Summa: Deutſchland

Digitized by Google

hat Zeit, auf die große Probe und Prüfung, welche ihm noch bevorsteht, gehörig sich vorzubereiten.

Die Franzosen entwickeln neuerdings den guten Geschmack und Takt, von der Revanche nicht mehr zu brüllen, sondern nur noch zu brummen. Einstweilen rächen sie sich an ihren Besiegern dadurch, daß sie in Theaterstücken und Sensationsromanen häufig einen Deutschen zum Karnikel machen, das alles verbrochen und verübt haben muß. Dieses wohlfeile Vergnügen wollen wir ihnen von Herzen gönnen. Auch die Flohbisse, womit verschiedene mittelmäßige Skribenten, wie z. B. die beiden Schweizer-Franzosen Cherbuliez und Tissot — die welschen Schweizer scheinen sich überhaupt von rassewegen zur gehässigsten Feindseligkeit gegen Deutschland verpflichtet zu fühlen — die Mutter Germania behelligen möchten, sind böser gemeint als schwer empfunden. Im übrigen — und dies, theuerste Excellenz in Sicht, mag Ihnen beweisen, daß ich Nationalpolitik keineswegs mit Nationalbornirtheit verwechselt wissen möchte — muß jeder wissende und gerechte Mann den Franzosen die Anerkennung zollen, daß sie sich mit erstaunlicher Behendigkeit und Geschick-

Digitized by Google

lichkeit aus dem schrecklichen Morast, worin sie im Mai von 1871 bis an die Schultern steckten, herausgearbeitet haben. Sagen wir nur die Wahrheit: das, was Frankreich binnen vier Jahren vollbrachte, hätte Deutschland im gleichen Falle kaum binnen vier Jahrzehnten zuwegegebracht. Um nach einem so verheerenden Kriege, nach so furchtbaren Einbußen so rasch wieder zum Behagen, zum Komfort, zum Ueberflusse zu gelangen, musste denn doch ein tüchtig Stück Arbeit gethan werden, musste der Gunst, womit die Natur Frankreich bedacht hat, viel Fleiß, viel Geschicklichkeit, viel Thatkraft zur Hilfe kommen.

Zur selben Zeit, wo der Goldregen der fünf Milliarden in Deutschland nur das giftige Unkraut einer geilen und gewissenlosen Spekulation hervortrieb, nahm die französische Volkswirthschaft in allen ihren Zweigen einen bewundernswerthen Aufschwung. Man vergleiche nur die französische Ausfuhrbilanz der letzten Jahre mit der deutschen. Das französische Kunsthandwerk beherrscht mehr als je den Weltmarkt und Madame la Mode de Paris regiert in allen fünf Erdtheilen so souverän wie jemals.

Digitized by Google

Hält man nun mit diesem ganz unzweifelhaften materiellen Gedeihen Frankreichs, so kurz nach der „année terrible“, den Umstand zusammen, daß solches Gedeihen nicht nur nicht gehindert, sondern eher sogar noch gefördert wurde durch den gleichzeitigen Aufschwung des Papalismus, Alacoqueismus und dergleichen Ismen des Blödsinns mehr, so gelangt man zu dem Schlusse: Der Katholicismus mit allem, was drum und dran hängt, ist die richtige Religion der Franzosen, weil diese Autoritätsgläubige und Fetischanbeter von Natur sind. Dieser Satz wird keineswegs umgestoßen dadurch, daß sie — „novarum rerum cupidi“ — zeitweilig die Fetische zerschlagen, die geweihten Hostien mit Füßen treten, an die Stelle der Muttergottes eine Bühnendirne oder Straßenmetze und an die Stelle vom „heiligen Herz Jesu“ das „heilige Herz Marats“ setzen. Das sind nur mittelalterliche „Narren- und Eselsfeste“ in modernisirter Form und der Umschlag zur Reue- und Bußestimmung geht immer wieder rasch genug vor sich. Die Kirche ist ja die größte Komödiantin und erfindungsreichste Theaterdirectrice von jeher gewesen und das fromm-

Digitized by Google

ſein iſt demnach ſo amüſant! Wer nicht nach Lourdes oder nach Paray-le-Monial wallfuhr, iſt gar nicht mehr comme il faut. Ja, der Katholicismus iſt den Franzoſen ſo auf den Leib geſchnitten, daß ſie ihn erfinden würden, wäre er nicht ſchon da. Deſſhalb iſt auch der franzöſiſche Katholik ein glühender Patriot. Er hält ſein Land für das heilige Land par excellence, ſein Volk für das auserwählte Volk Gottes und er glaubt ganz aufrichtig, die Weltgeſchichte ſei oder müſſte wenigſtens von rechtswegen betitelt ſein „Gesta dei per Francos".

Ergibt ſich aus alledem vielleicht auch ein Rückſchluß auf Deutſchland? Mir ſcheint ſo. Wie dem Franzoſen der Katholicismus naturgemäß iſt, ſo dem Deutſchen der Proteſtantismus, worunter ich natürlich nicht das lutheriſche Bonzenthum verſtehe. Deutſchſein heißt proteſtiren, will ſagen, die freie Perſönlichkeit entwickeln und das befreite Ich jedem Dogma-Deſpotismus entgegenſtellen. Hieraus erklärt es ſich, daß der ehrliche deutſche Katholik in den höchſten Reſultaten der deutſchen Kulturarbeit etwas ihm fremdartiges, ja ſogar etwas ihm feindſeliges ſieht. Das

Digitized by Google

iſt ſehr betrübſam, aber es iſt ſo. Und weil gerade das, was Deutſchlands höchſter Stolz und Ruhm, ſeine Wiſſenſchaft und ſeine Literatur, dem ehrlichen deutſchen Katholiken gleichgiltig oder gar ärgerlich iſt, kann er auch kein überzeugter Patriot ſein, kein deutſcher Patriot, ſondern, wenn's hoch kommt, ein tiroliſcher, ein altbairiſcher, ein oberſchwäbiſcher, ein weſtphäliſcher. Die ideale Einheit der Nation im Reiche des deutſchen Gedankens iſt für ihn nicht vorhanden.

Der unverſöhnliche, todfeindſelige Gegenſatz von Deutſchthum und Romanismus macht es auch klar, warum der Katholicismus in Deutſchland, verglichen mit dem franzöſiſchen, geiſtig ſo impotent und ſteril erſcheint. Wie ſollte Madonna Romana Katholika von dem dreimal und dreihundertmal zu vermaledeienden Ketzer, dem deutſchen Genius, Kinder haben können oder wollen? Darauf brauchte fürwahr im Syllabus nicht ein Extra-Anathem geſetzt zu werden, denn die Unmöglichkeit lag längſt erwieſen zu Tage.

In Frankreich dagegen iſt der Katholicismus zeugungskräftig und fruchtbar, weil die Nation weſentlich katholiſch. Darum hat auch die geiſtige Arbeit der

Digitized by Google

Franzoſen ſeit dem Kriege ſo wenig geraſtet wie die materielle. Die Beſiegten haben ſogar Grund, zu ſagen, der Krieg ſei für ſie ſchöpferiſch-anregender geweſen als für die Sieger. So hat z. B. auf dem Gebiete der Kunſt, ſoweit ſie von dem ungeheuren Kriegsſpiel beeinflußt wurde, meines wiſſens kein deutſcher Maler ein Bild geſchaffen, welches im deutſchen Sinne das leiſtete, was im franzöſiſchen Meiſſonniers Küraſſire von Reichshofen wirklich geleiſtet haben. Ueberhaupt brauchen die Deutſchen mit den idealen Gewinnſten ihrer koloſſalen materiellen Erfolge in den Jahren 1870—71 keineswegs dickzuthun. Bislang iſt in Deutſchland kein Werk geſchaffen worden, weder ein literariſches noch ein künſtleriſches, welches der Größe der vollbrachten Thaten auch nur annähernd entſpräche. Auch die Geſchichtſchreibung iſt hinter der Größe, der Vielſeitigkeit, dem Reichthum und dem Glanz des Gegenſtandes weit zurückgeblieben. Das Generalſtabswerk verdient um ſeiner Lauterkeit als geſchichtliche Quelle willen, verdient auch als kriegsgeſchichtlich-fachmänniſches Buch gewiß das höchſte Lob. Es iſt gründlich, genau, gewiſſenhaft und ge-

Digitized by Google

recht. Aber es ist unbelebt und farblos, es ist trocken wie —•Pulver. Ein Skelett von Geschichte weit mehr als Geschichte selbst. Für Soldaten von Handwerk ein Schatz, für Historiker eine Fundgrube, für die Nation nichts. Man halte doch einmal Umfrage, wie viele Deutsche, von Offizieren und Gelehrten abgesehen, mit Wahrheit behaupten können, die bis heute erschienenen acht Hefte ganz durchgelesen zu haben. Ein lesbares Buch dagegen ist „Der Krieg gegen Frankreich" von Th. Fontane, der uns ja auch in seinen beiden Schriften „Kriegsgefangen" und „Aus den Tagen der Okkupation" aus eigener Anschauung Frankreich nahegebracht hat, wie es während und unmittelbar nach dem Kriege war. Fontane's Geschichtswerk ist, vom literarischen Standpunkt angesehen, sicherlich das beste bisher veröffentlichte. Hier ist nicht nur die geometrische Figur und die mathematische Formel des Krieges, sondern auch Herzschlag, Leben, Farbe. Von höchst vortrefflicher Wirkung sind insbesondere die von Fontane in seinen Text zahlreich und geschickt verwebten Mittheilungen von Augenzeugen und Mithandelnden, unmittelbar nach den bezüglichen Ereignissen aufge-

Digitized by Google

zeichnet. Ich wünsche von Herzen, daß es dem Verfasser gegönnt sein möge, sein schönes Werk glücklich zum Ende zu führen. Nicht weniger lebhaft ist mein Wunsch, daß die meisterhaften Skizzen „Aus dem inneren Leben der Armee", welche im sechsten Bande der „Deutschen Warte" veröffentlicht wurden und deren Verfasser sich unter dem Namen Ludwig Kapitano verborgen hat, vermehrt und zu einem ganzen abgerundet werden möchten. In gewissem Sinne sind diese „Studien" das erquicklichste in der ganzen durch den großen Krieg erzeugten Literaturmasse. Mit wahrhaft genialer Kraft der Veranschaulichung wird uns hier ein deutlicher Einblick in den Bau und in das arbeiten des deutschen Heeresorganismus aufgethan.

Digitized by Google

6.

20. Juni 1875.

Was ich dazu sage, daß die französische Nationalversammlung durch ihre Beschlüsse vom 15. des Monats den höheren Unterricht auch noch den Jesuiten überliefert habe, fragen Sie?

Nun, mein Lieber oder Unlieber, ich denke, meine Antwort ist im vorstehenden schon gegeben. Frankreich ist sich seiner Katholicität wieder einmal recht bewusst geworden und will es daher, nach Vernutzung aller möglichen monarchischen und republikanischen Charten, nunmehr alles Ernstes mit dem Syllabus probiren. Folglich entsprach die versailler Versammlung nur dem Willen und Wunsche der Nation, wenn sie der hochwürdigen Klerisei, welche die niederen und mittleren Schulen schon seit lange beherrscht, auch noch die höheren auf Gnade oder Ungnade hingab. Denn daß

Digitized by Google

dieſe Hingabe durch den Beſchluß vom 15. Juli gemeint und gewollt war, kann keinem Zweifel unterſtellt werden.

Bei dieſer Gelegenheit hat der Jeſuitismus wieder einmal ſeine ganze Ueberlegenheit über den Liberalismus triumphirend manifeſtirt. Es war hochkomiſch anzuſehen, wie der Jeſuit Dupanloup am Leitdraht der doktrinären Phraſe den liberalen Flederwiſch Laboulaye als Freiheitspolicinell tanzen ließ.

Am folgenden Tage, 16. Juni, feierte die Kirche ihren Sieg mittels der feierlichen Komödie der Grundſteinlegung zur Sacré-Coeur-Kirche auf dem Montmartre. Haben Sie in der von den Zeitungen gebrachten Schilderung dieſer Ceremonie einen kleinen, ſcheinbar nur komiſchen, in Wahrheit aber ſymboliſch-bedeutſamen Umſtand wahrgenommen? Ich meine dieſen, daß, während drinnen in der Kirche Saint-Pierre der Erzbiſchof von Paris die andächtig Verſammelten dem „heiligen Herzen Jeſu" weihte und das „Sauvez Rome et la France, au nom du sacré-coeur!" angeſtimmt wurde, draußen die Muſikbande des in Parade aufgeſtellten 87. Infanterieregiments das „Oh, welche

Luſt, Soldat zu ſein!“ aus der Weißen Dame Boieldieu's aufſpielte.

Der Zufall iſt bekanntlich ein Humoriſt, aber ein ſolcher, deſſen Späſſe mitunter den ſchwerſten Ernſt maſkiren.

Mir kam dabei zu Sinne, daß Chateaubriand — dieſe Inkarnation des Franzoſenthums — einmal geſagt hat: „La France est un soldat.“ Ja wohl. Aber heute würde Chateaubriand, ſo er noch lebte, ſagen: Frankreich iſt ein katholiſcher Soldat! und er würde das „katholiſch“ dick unterſtreichen, jubelnd unterſtreichen, er, der es liebte, zeitweilig, häufig ſogar mit dem Atheismus zu tändeln und mit der Republik zu kokettiren, und der dabei doch in innerſter Seele ein fanatiſcher Katholik und Royaliſt blieb.

Die Emporhiſſung eines mittelmäßigen, aber frommen Generals, der von einer frömmeren Generalin kommandirt wird, auf den Stuhl des Staatsoberhauptes von Frankreich war kein Witz des Zufalls, ſondern eine geſchichtliche Nothwendigkeit. Der katholiſche Soldat Frankreich marſchirt unter dem Kommando eines katholiſchen Generals oder, wenn man

Digitized by Google

will, einer katholischesten Generalin — das ist die logische Formel der Situation.

Frankreich vertritt also oder ist vielmehr ein Princip: es ist der Soldat des Romanismus.

„Bah!" sagen die Leute, welche jedem Erfolg die Schleppe tragen, „mit euren Principien! Ueberwundener Standpunkt. Lasst Frankreich ein Princip, uns aber eine Macht sein und die Zukunft soll uns nicht bange machen."

Das glaub' ich, maßen ja der Bornirtheit und dem Dünkel die Zukunft noch nie bange gemacht hat. Denkende Menschen wissen, daß die Principien, welche von den Herren Opportunitätspolitikern, deren ganze Weisheit auf Charakterlosigkeit und Feigheit sich reducirt, beiseite gestellt sind, auf die Dauer doch immer wieder als Großmächte sich erweisen, die alles vor sich niederwerfen. Haben die Deutschen dem französischen ebenfalls ein Princip entgegenzustellen?

„Den deutschen Staatsgedanken", sagt man.

Aber was für einen Staatsgedanken?

„Den Gedanken des deutschen Rechtsstaates."

Ist derselbe verwirklicht?

Digitized by Google

„Nein, aber doch in der Verwirklichung begriffen.“

Gut, ich will dahingestellt sein lassen, bis wie weit diese Verwirklichung zur Stunde vorgeschritten sei; aber vollendet kann sie nicht werden auf dem principlosen Wege der Opportunitätspolitik. Dem katholischen Frankreich muß sich ein protestantisches Deutschland gegenüberstellen. Damit ist alles gesagt, so man, wie ich thue, unter „protestantisch“ jenes germanische Princip der Freiheit versteht, wie unsere großen Seher, unsere Lessing und Schiller, es gefunden und verkündigt haben. Ich weiß gar wohl, daß die Herren, welche sich Realpolitiker dünken, wenn sie das ideale Moment im weltgeschichtlichen Processe leugnen, sich gewöhnt haben, das Wort Freiheit nur mit Achselzucken auszusprechen. Und doch fasst dieser Begriff alles in sich, was das Leben werth macht, gelebt, gekämpft und gelitten zu werden.

Wenn sich gegen den breitspurig einherwälzenden, alles vergemeinernden, verschlammenden, versumpfenden und verpestenden Strom des Materialismus nicht eine ideale Gegenströmung aufmacht, nicht bald und gewaltig aufmacht, so wird das deutsche Reich nicht

Digitized by Google

ausgebaut, der deutſche Rechtsſtaat nicht begründet, das dem romaniſch-katholiſchen Autoritätsprincip entgegenzuſtellende germaniſch-proteſtantiſche Freiheitsprincip nicht in Thätigkeit geſetzt werden.

Kein unbefangen und gerecht Urtheilender wird verneinen, daß die Folgen der von Kathedern und Dächern und Eckſteinen gepredigten materialiſtiſchen Weltanſchauung in traurigſter Weiſe ſich ſpürbar machen. Wie ein hungriger Wolf geht der Genußteufel um und die Zahl ſeiner Anhänger heißt auch in Deutſchland Legion. Ein Pfui der Arbeit und ein Hoch dem Müßiggang! Laſſt uns gaunern und genießen, laſſt uns ſchwindeln und ſchwelgen! Was Geiſt! Was Ideal! Das Gold iſt Gott und der Genuß das höchſte Gut! Die Tugend iſt ein Thorenwahn und die Ehrlichkeit das einzige Laſter! Laſſt uns die Luſt als höchſtes Geſetz proklamiren, laſſt uns die Orgie der „freien Liebe" durchraſen, und wenn wir ausgeſchwindelt und ausgeſchwelgt, wenn die Bitterkeit der Daſeinshefe unſern Lippen naht, dann her mit der Cyankaliphiole oder mit dem Revolver!

So die hölliſche Botſchaft, und wer kann beſtreiten,

Digitized by Google

daß ihr heißer Pesthauch auch schon die Zukunftssaat, die Jugend, zu versengen angefangen habe?

Aber wir müssen durch!

Die Schlammflut hat ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. Dann muß sie sich ja erst verlaufen, bevor die Leute die von ihr verursachten Verwüstungen ganz überblicken können. Damit wird eine Zeit der Trauer und Noth anheben, eine jener Zeiten, wie sie nach den großen weltgechichtlichen Krisen und Katastrophen einzutreten pflegen. Aber solche Passionszeiten der Menschheit sind sehr gesund für sie und hochnothwendig. Sie lassen die Menschen die Sünden ihres Hoch- und Uebermuthes gehörig abbüßen, überführen sie ihrer Schwäche und stacheln doch zugleich alle ihre besseren Kräfte zu neuer Thätigkeit auf. Dann regt sich im Menschen alles „was sterblich nicht in ihm". Die Kulturarbeit beginnt von neuem und zwar unter Anrufung der Götter, der Ideale, der durch keinen Syllabus materialistischer Unfehlbarkeit dem menschlichen Bewusstsein zu entfremdenden Uridеen des Rechten und Schönen.

Aber was ist eigentlich das Rechte? Was ist eigentlich das Schöne? Sind es am Ende aller Enden

Digitized by Google

nicht auch nur Uebereinkommnisse, Einbildungen, Illusionen?

Möglich, wahrscheinlich, gewiß sogar. Wenn jedoch die Menschheit nicht zur Thierheit rückschreiten soll, kann sie dieser Uebereinkommnisse, Einbildungen, Illusionen nun und nimmer entbehren. Ebensowenig des Pflichtgefühls, welches ja die Konsequenzenzieher der Kraftstoffelei ebenfalls als ein verbrauchtes Möbel beiseite stellen wollen. Man kann vollständig mit dem Herrn von Hellwald einverstanden sein, wenn er meint, das Gesammtergebniß der Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung werde sich in dem Satze zusammenfassen: „Das Menschengeschlecht, seine Kultur, sein Ringen und Streben, seine Schöpfungen und Ideale sind *gewesen* — wozu?" und man kann dennoch wünschen, daß die Menschen nicht bestialisch, sondern menschlich mitsammen leben möchten bis zuletzt.

Das zu erreichen, festzuhalten, zu vervollkommnen wird aber auf dem Wege materialistischer Mechanik nicht möglich sein. Der menschheitliche Lebensproceß bedarf nicht nur stofflicher, sondern auch sittlicher Elemente. Am Ende ist es doch immer wieder der

Digitized by Google

menſchliche Gedanke, welcher die Antriebe materieller Nothwendigkeit civiliſatoriſch wirkſam macht. Ideen, Ideale, Götter müſſen ſein, die Kraftſtoffel mögen dagegen toben, wie ſie wollen.

Die deutſche Philoſophie trifft das richtige, wenn ſie, nachdem ſie aus dem Irrgarten der Hegelei endlich ſich herausgearbeitet hat, wieder an Kant anzuknüpfen ſucht. Der große Prophet von Königsberg hat ſeine Miſſion noch lange nicht erfüllt. Denn um unſeres Landes willen wollen wir hoffen, daß auch ferne Geſchlechter noch von Kant lernen werden, was dem gegenwärtigen ſo ſehr zu wünſchen wäre: Arbeitsfreudigkeit, neidloſes Sichbeſcheiden und den kategoriſchen Imperativ der Pflicht.

Können doch nur Thoren darüber ſich täuſchen, daß unſer Volk ſeiner beſſeren und beſten Eigenſchaften und Kräfte gar bald benöthigt ſein dürfte. Hinter dem Kampfe mit Rom warten weitere Kämpfe. Und ſchon dieſer Kampf mit Rom, in welchem Deutſchland — natürlich ohne Habedank — die Sache aller civiliſirten Völker führt, ſchon dieſer Kampf iſt ein Streit mit einem Rieſen, welcher keineswegs gleich den Rieſen der

Digitized by Google

alten Sagen „so dumm wie lang ist“. Die Vorschritte, welche der Jesuitismus — denn dieser beherrscht ja nicht nur, sondern ist jetzunder die katholische Kirche — in den letzten fünfzig Jahren gemacht hat, sind erschreckend, — erschreckend wenigstens für jeden, welcher in einem Religionskriege etwas erschreckliches sieht. Daß die Jesuiten auf einen solchen Krieg hinarbeiten, untersteht für einen Betrachter dessen, was sie in Deutschland, in Oestreich, in Frankreich, in Holland, in Belgien, in England, in Amerika vor sich gebracht haben, kaum einem Zweifel. Ihre Erfolge wären erstaunend, ja geradezu erstarrend, so man nicht wüsste, daß allzeit auf Erfolg rechnen darf, wer auf die Dummheit und Nichtswürdigkeit der Menschen spekulirt.

Oh, heilige Dummheit, dreimal heilige, du bist und bleibst doch das A und O der sogenannten Weltgeschichte! Denn du, fürwahr, bist der „ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht“. Beim Immermann hab' ich einmal gelesen, ein gutes Hohenstaufendrama zu dichten sei unmöglich, weil der Kampf zwischen Kaiser und Papst, das heißt zwischen Staat und Kirche, um welchen ja die Geschichte der Staufer sich drehte,

Digitized by Google

dem Verſtändniß und der Theilnahme unſerer Zeit allzu fern liege. Immermann iſt im Jahre 1840 geſtorben und hatte kurz vor ſeinem Tode ſo geredet. Und jetzt? Und heute? Jetzt und heute iſt der vor etlichen dreißig Jahren von einem doch gewiß geſcheiden Manne für ganz verſunken und verſchollen, für ſo zu ſagen unvorſtellbar und undenkbar angeſehene Kampf zwiſchen Kaiſer und Papſt wiederum im heftigſten Gange, und lebte der Schöpfer des weſtphäliſchen Hofſchulzen und der blonden Liſbeth noch, ſo könnte er aus dieſem Kampfe Verſtändniß, Theilnahme und Stimmung genug ſchöpfen, um ſelber ein Hohenſtaufendrama zu ſchaffen, das ſeinen Kaiſer „Friedrich den Zweiten" abſtäche.

Aber es braucht ja nicht erſt eins geſchrieben zu werden, es ſpielt ja leibhaftig vor unſern Augen, wie es vormals in den Jahrhunderten des Mittelalters geſpielt hat. Es liegt doch eine recht anſtändig lange Spanne Zeit — ſechshundert Jahre ungefähr — zwiſchen damals und jetzt und trotzdem heute wiederum derſelbe Streit um — wie ja wohl ein Humoriſt

Digitized by Google

ſagen würde — um des Kaiſers Bart und um des Papſtes Tonſur!

Hochheilige Dummheit, unſterbliche, geprieſen ſei du! Denn dein iſt die Kraft der Trägheit und die Macht der Gewohnheit und das Reich des Unverſtandes und der Beifall des größten Haufens in Ewigkeit! Amen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus Elysion.

Vier harmlose Schreibebriefe des seligen

Zacharias Zinnober,

weiland Scholarch und Chorregent in Trippsdrill.

Digitized by Google

1.

Elysion, November 1873.

Als ich noch lebte, das heißt, im christlichen „Jammerthal" wandelte, und die Welt durch meine brennenden Hühneraugen ansah, erschien mir selbige so schwarz in schwarz gemalt, daß ich zweifelhaft war, ob ich aus Desperation unter die Schoppenstecher oder aber unter die Schopenhauer gehen sollte. Darüber verstarb ich und der Leichenprediger, einer jener zeitgemäßen homöopathischen Theologen, welche ein Hunderttausendstel Dogmaessenz in einem Eimer rationellen oder gar „spekulativen" Phrasenwassers auflösen, bedeckte meine Zweifel, Mängel und Fehler mit dem bekannten Mantel der christlichen Liebe, dessen Wärme ich bei dieser Gelegenheit zum ersten- und zum letztenmal zu verspüren bekam. Maßen ich im übrigen seit der Zeit, allwo ich erkannt, daß das Einmaleins eine unan-

Digitized by Google

fechtbare Thatſache und ich demzufolge weder mit den ehrwürdigen Koncilsvätern von Nikäa glauben konnte, dreimal eins ſei eins, noch mit dem ehrwürdigen Doktor Luther, zwei und fünf ſeien nicht ſieben, ſondern acht, „wann die Obrigkeit es ſage" — ja, maßen ich ſeit dazumal mir nie mehr geſchmeichelt hatte, ein Chriſt zu ſein, und alſo auch nicht nöthig befunden, mir das „Bekenntniß" des ehrwürdigen Doktor Strauß anzuſchaffen, worinnen des breiteren das Geheimniß der Komödie, daß und warum wir keine Chriſten mehr ſeien, geoffenbart worden — maßen fernerweit ... (uff! wie komm' ich nur mit dieſer verhaſpelten Periode zu Ende?) ... mir in gähnkrampfhafter Erinnerung ſtand, was der Kardinal Damiani, dann Dante, Milton, Swedenborg, Klopſtock, item Pater Kochem und noch verſchiedene andere heilige Seher und Langweiler vom chriſtlichen Himmel geſagt und geſungen haben, ſo konnte es, ſag' ich, meinem Heidenthum nur wohlthun, daß es mit mir aus dem vorhin erwähnten Jammerthal nicht auf-, ſondern abwärts ging, ins homeriſch-virgil'ſche Elyſion, deſſen Schwelle überſchreitend ich die Verſe Hölderlins citirte:

Digitized by Google

. . . . . „Zu euch,
Ihr Theuren, komm' ich, die mich leben
Lehrten und ſterben, zu euch herunter.
Wie oft im Lichte dürſtet' ich euch zu ſehn,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling und brüderlich iſt's hier unten."

In Wahrheit, verehrte Freundin, an welche ich dieſen Brief und vielleicht noch weitere adreſſire, Sie können überzeugt ſein, daß man „hier unten" nicht allein recht „brüderlich" lebt — es haben ja nur wiſſende und anſtändige Menſchenſeelen Zutritt zu den elyſiſchen Gefilden — ſondern auch bequem und behaglich. Die hinterwäldleriſchen, ſo zu ſagen pfahlbäuerlichen Zuſtände, welche obwalteten zu den Zeiten, als Reineke Odyſſeus und Mucker Aeneas dieſe Gegenden bereiſten, ſind längſt abgethan und unſer Haushofmeiſter Sir John Komfort hat es verſtanden, unſerm Etabliſſement alle Vortheile und Vorzüge der modernen Technik und Aeſthetik anzueignen. Hier wird fortwährend des alten Ben Jonſon „Every man in his humour" aufgeführt, das heißt, man lebt nach Bedarf und Wunſch thätig oder träge, luſtig oder

Digitized by Google

traurig, geſellig oder einſam; denn hier kann in der That „jeder nach ſeiner Façon ſelig ſein“. Der, welcher vor Zeiten dieſes berühmte Toleranzedikt ausgehen ließ, iſt es in der ſeinen, indem er draußen am Ufer des Styx die friſch anlangenden Bilmare, Kliefothe und Knaacke, die römiſch-rothen und lutheriſch-ſchwarzen Bonzen tutti quanti, item alle die Kultusminiſter à la Raumer und Mühler mit ſeinem welthiſtoriſchen Krückſtock gehörig abpr—edigt, bevor ſie in den Tartaros nebenan abgeliefert werden. „Noch immer nicht müde, über Sklaven zu herrſchen, Majeſtät?“ fragte ich im vorbeigehen neulich den königlichen Stockprediger. „Müde oder nicht“ — brummte der Einzige — „man muß ſeine Pflicht und Schuldigkeit thun; vollends jetzo, wo älteſter und jüngſter Unſinn und Fanatismus ſich mit einander alliiren.“ Und er wies mit dem Ende ſeines Stockſkepters hinüber zum Tartaros, in deſſen Vorhof ſich gerade ein großes Publikum verſammelte, weil die Inſaſſen eine ihrer nicht allzu ſpärlich zugemeſſenen Frei- und Erholungsſtunden hatten.

Ich muß hier, verehrte Freundin, die Zwiſchen-

Digitized by Google

bemerkung machen, daß die tartariſche Anſtalt nicht chriſtlich-grauſam à la Dante, Pater Kochem oder Kalvin eingerichtet iſt, ſondern helleniſch human. Nur die allerärgſten Sünder ſind zu der Strafe verdammt, täglich zehn Stunden lang die Protokolle römiſcher Koncilien und lutheriſcher Synoden leſen zu müſſen. Neueſtens hat der gute Mephiſto, wieder einmal von einer Kunſtreiſe nach der Oberwelt zurückgekehrt, im Verwaltungsrathe des Tartaros vorgeſchlagen, an die Stelle der Koncilien- und Synodenprotokolle zur Abwechſelung, beziehungsweiſe Verſchärfung, die „Philosophie positive“ von Comte oder „Das Kapital“ von Marx oder die Schiebkarren voll Studien und Pläneheſte treten zu laſſen, aus welchen der arme Otto Ludwig ſelig ſeine Trauerſpiele und Novellen ſo mühſälig herausquetſchen muſſte. Die Beſchlußfaſſung hierüber ſchwebt noch, dagegen hat Mephiſto — der, nebenbei bemerkt, im Sinne von Göthe's Fauſt (Thl. 2, Akt 3) die Antike mit der Romantik, den heidniſchen Dis mit dem chriſtlichen Teufel vermittelt — ja, er hat es durchgeſetzt, daß verſchiedene berühmte deutſche Autoren seu Reklamatoren unſerer Tage, welche die

Digitized by Google

freie Kunſt des Selbſtbelobigungsſchwindels zur höchſten Potenz erhoben haben, nach ihrem Tode im Tartaros als Litfaßſäulen verwendet werden ſollen.

Wohl alſo, folgte mit meinen Augen dem deutenden Stockſkepter und ſah, daß die Herren und Damen da drüben ſich an einem echttartariſchen Schauſpiele erluſtigten. Näher getreten, bemerkte ich, daß es eine Art von improviſirtem Ballet war. Inmitten eines ungeheuren Zuſchauerkreiſes tanzten Monſignore Syllabus und Madame Phalanſtère mitſammen den von irgend einem gegenwartsloſen Zukunftsmuſikanten komponirten Kankan der Wahlverwandtſchaft. Unter den lebhaft angemutheten Zuſchauern, welche möglichſt international ausſahen, bemerkte ich den weiland Jeſuitengeneral Pater Rothaan, und zwar, wie er Arm in Arm mit dem Socialiſtenpapſt Feiſt Löb das Jahrhundert herausforderte. Die Vertraulichkeit zwiſchen den beiden war augenſcheinlich groß. Die wilde Ehe zwiſchen Schwarz und Roth iſt demnach in der Hölle geſchloſſen. Wie ſchmuzig das Braun der Sprößlinge dieſes Konkubinats, werdet ihr in der Oberwelt bald ſattſam wahrnehmen können.

Digitized by Google

Da ich aber von Ehen ſpreche, ſo will ich Ihnen, verehrte Freundin, gerade auch noch meine eigene Verehelichungskarte zuſenden. Sie brauchen jedoch nicht aufzufahren und auszurufen: „Was, der Menſch hat ſich noch beikommen laſſen, zu heiraten?“ Sparen ſie die Interjektionen, Verehrteſte. Meine Ehe iſt keine wilde, ſondern eine ſo zahme, wie ſie nur irgendwo im Buche ſteht. Die Sache iſt, ich traf hier im Elyſion, alſo im Himmel, wo ja bekanntlich mitunter auch Ehen geſchloſſen werden, wieder mit einer Dame zuſammen, der ich ſchon in meiner Jugend zeitweiſe ſehr befliſſen den Hof gemacht hatte, nämlich mit einer alten — Verzeihung! ich wollte ſagen, mit einer nicht mehr ganz jungen Freundin von Ihnen, mit Fräulein Hagia Eironeia. Sie war, wie Sie ſich erinnern werden, zur Zeit, als die romantiſche Schule bei uns in Deutſchland graſſirte, die hochgefeierte Theetiſchmuſe und Ballkönigin. Nachmals kam ſie etwas in Verſtoß, wie ein vielſagender und mehr verſchweigender terminus technicus des öſtreichiſchen Kanzleiſtils lautet. Sie ſelbſt meint, der Grazienſ . . . . . l, der Heine, habe ſie kompromittirt. Das verleidete ihr den

Digitized by Google

Aufenthalt im chriſtlichen Jammerthal und ſie begab ſich auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Chankaliſation hierher ins Elyſium, welches ja auch von rechtswegen ihre eigentliche Heimat war und iſt. Uebrigens hat ſie ſich wunderſam konſervirt, ſo wunderſam, wie ſich eben nur die Hagia Eironeia in Perſon konſerviren kann. Wir erneuerten unſere alte Bekanntſchaft, unſere ſchönen Seelen fanden ſich, was mit um ſo weniger Umſtänden geſchehen konnte, als uns ja die Leiber auf der Reiſe zur Unterwelt abhanden gekommen waren, und wir gingen eine obligatoriſche Civilehe ein, auf eigene Fauſt ſo zu ſagen, ſintemalen wir nicht ſo lange warten wollten, bis der betreffende Geſetzesvorſchlag durch das preußiſche Herrenhaus gedrangſalirt wäre. Gewiß, liebe Freundin, es wird Sie freuen, zu vernehmen, daß mir die gute Laune meiner Eheherrin — denn die Herrinnen ſeid und bleibt ihr doch alle in der Ehe, falls ihr es auch nur halbwegs geſcheid anſtellt — mein geiſtweiſes Daſein ſo zu ſagen himmelblau und roſenroth austapezirt hat, ſo daß meine Seele — sit venia verbo — vor lauter Wohlbehagen eine Art Bauch angeſetzt hat. Ich bin

Digitized by Google

nach Ueberwindung aller möglichen und unmöglichen Standpunkte jetzo glücklich auf dem, wenn ich so sagen darf, Pfifferlingsgipfel angelangt. Tief unter mir liegt nicht nur Sansara, sondern auch Nirwana, nicht nur das Bewusste, sondern auch das Unbewusste, der dumme Weltschmerz hat sich mir aufgelös't in eine lustige Scherzwelt und Hand in Hand mit meiner Herrin ruf' ich: Vive la bagatelle!

Schade nur, daß selbst das Glück eines Elysionärs kein ungetrübtes oder wenigstens kein ununterbrochenes ist. Ich bin nämlich bei meinem Herabkommen vor dem bekannten Schöffengericht, welches den mehr oder weniger armen Seelen ihre Plätze anweis't, nicht ganz schlecht, aber auch nicht ganz gut bestanden. Der advocatus diaboli entrollte vor den Herren Todtenrichtern ein erschrecklich langes Sündenregister. Ich wusste mich indessen ganz leidlich aus demselben herauszubeißen, blieb aber doch an einem Haken hängen. In dieser „schwebenden Pein" packte mich nun die Anklage mit aller Macht und ich musste mich schließlich als der Schuld, auch nach erreichtem Schwabenalter mitunter noch an die Menschen geglaubt

Digitized by Google

zu haben, überwieſen bekennen. „C'est bien pis qu'un crime, c'est une faute", runzelte Schöffe Rhadamanthos mich an — „Dummheit iſt aller Laſter Lotterbett." Schöffe Aeakos dagegen, welcher, wie ich ſeither erfuhr, den Humanitätsduſel vieler deutſchen Juriſten, daß man die Verbrecher nur noch mit Glacéhandſchuhen anfaſſen und Räuber, Brandſtifter und Mörder nur als „verirrte Brüder" betrachten und behandeln ſolle, mitduſelt, ſagte etwas von mildernden Umſtänden und in anbetracht derſelben gab Präſident Minos ſchießlich das Verdikt: „Arme Seele hat für die nächſten zwanzig Jahre allmonatlich auf drei Tage in das irdiſche und chriſtliche Jammerthal zurückzukehren, um die erwähnte Dummheit abzubüßen und abzuthun. Im übrigen ſteht Elyſion ihr offen." Natürlich dankte ich höflich für dieſen „ſanften Spruch aus des Todtenrichters Munde" und auf mein Befragen erklärte mir der Herr Präſident mit der Artigkeit eines geborenen Gentleman, daß ich die drei Monatstage immer nach eigenem Belieben wählen könnte und bei meinen Bußwanderungen auf Erden aller Vortheile reiſender Geiſter theilhaft ſein ſollte. Nach

Digitized by Google

meiner Heirat habe ich auch noch die Erlaubniß nachgesucht und herausgeschlagen, daß meine theure Eironeia, falls es ihr gefiele, mich auf meinen Besserungsreisen begleiten dürfte.

Vor etlichen Tagen sind wir nun von unserem ersten Ausfluge heimgekehrt, nichts weniger als erbaut oder auch, wenn Sie wollen, Verehrteste, sehr erbaut. Denn was wir bei euch droben gesehen und gehört, entspricht ja ganz unserer Philosophie der Urnichtserei und Bagatellerie. Spräche ich nicht zu einer Dame und hielte ich überhaupt nicht darauf, parlamentarischer Ausdrücke mich zu bedienen, so würde ich keinen Anstand nehmen, freisam zu sagen, ich hätte es nur in der Ordnung gefunden, daß der ganze alte Erdenkohl noch immer gewohntermaßen im Topfe der Narrethei schmort, über einem Feuer, das wie allzeit vom Hunger und von der Liebe genährt wird, obzwar die Hypotheſenjäger dieſe Brennſtoffe im jetzunder modiſchen Jägerlatein „Kampf ums Daſein“ und „Zuchtwahl“ nennen.

Hatten unſern Gang oder Flug, wenn Ihnen das geiſtermäßiger klingt, zuerſt nach Frankreich gerichtet.

Digitized by Google

Sie wiſſen ja, ich war bei Lebzeiten weder ein verbörnter noch ein vermenzelter Patriot und habe ſelbſt arndtiſch vernagelten Eichelnkoſtgängern gegenüber allzeit offen bekannt, daß mir an den Franzoſen dies und das gefiele. Und vollends an den Franzöſinnen! Erinnern Sie ſich, liebe Freundin, wie wir eines Tages miteinander die Boulevards entlang gingen und ich immer wieder ſtehen blieb, um den Pariſerinnen nachzugucken? Sie ſagten zuletzt etwas ungeduldig: „Was haben Sie denn nur an den koketten Dingern zu bewundern?“ Vor allem ihren Gang, Verehrte, entgegnete ich. Auch der iſt Koketterie, ich weiß es, aber er iſt doch allerliebſt und verhält ſich zu der Gangweiſe unſerer vortrefflichen Landsmänninnen genau ſo, wie ſich das franzöſiſche Kunſthandwerk zum deutſchen verhält: leicht, luftig und graziös — ſchwer, ſolid und plump. Sehen Sie doch hier, was für ein Rhythmus in den Bewegungen dieſer zierlich beſchuhten Füßchen! Mir kommen wahrhaftig die Donaunixen im Nibelungenlied in den Sinn, wie ſie dem grimmen Hagen erſchienen: „Si ſwebeten ſam die vogele vor im uf der fluot.“

Digitized by Google

Nun, die Ganggrazie der Französinnen ist die alte geblieben und sie wissen damit noch immer so virtuosisch zu kokettiren, daß man geneigt ist, die Kunst für Natur zu nehmen. Auch bei den jetzo in die Mode gekommenen Wallfahrten und Processionen wissen sie ihre Füßchen und noch etwas mehr gar niedlich sehen zu lassen, zur nicht geringen Erbauung der Herz-Jesu-Träger vom Militär und Civil. Diese Wallfahrten und Processionen! Das dickste Mittelalter! Ich sah mich überall nach Peter dem Eremiten um. Und doch merkte man bei näherem Zusehen sofort, daß diese ganze Mittelalterei auch nur eine Komödie. Noch dazu eine jämmerlich inscenisirte und schlecht gespielte. Die Jesuiten waren früher viel geschicktere Regisseure. Wie sehr ließ bei allen den Erscheinungen der verschiedenen Müttergottes das Arrangement die berühmte französische „Mache", den geschmackvollen pariser Schnitt und Schick vermissen! Frau Eironeia bemerkte: „Man sollte meinen, die Franzosen hätten ihre Fünfmilliardenschuld an die deutschen Sieger statt in Gold, Silber und Papier in lauter Esprit bezahlt, alldieweilen letztere Münzsorte ganz aus dem Lande ver-

Digitized by Google

ſchwunden iſt.“ In Wahrheit, hinter allen Revanchegrimaſſen, Muttergottespoſſen und Herz-Jeſuſchwindeleien, hinter allen den Republik- und Monarchiephraſen, hinter allen den ſo oder ſo maſkirten Perſonen- und Parteiegoiſmen tritt eine ſo flagrante Geiſtesarmuth hervor, ein ſo notoriſcher Kapacitätenmangel, daß man, ſo das Frankreich von 1793 ein Pandämonium heißen konnte, finden muß, das Frankreich von 1873 habe die bedenklichſte Aehnlichkeit mit einem Pankretinium.

Aber, ach, verehrte Freundin, wie Krähwinkel und Flachſenfingen auch im neuen deutſchen Reiche noch immer ſehr zerſtreut liegen, ſo wuchert das Kretiniſche keineswegs nur in Frankreich. Wir nahmen unſern Weg von dort nach Deutſchland über die Schweiz und laſen unterwegs — in Paranthese geſagt und vom „Kretiniſchen“ einſtweilen abgeſehen — die in Straßburg gekaufte Novelle „Ultimo“ von Spielhagen. Ich meinestheils ergötzte mich an der Brandmarke, welche der Autor mittels ſeiner Zeichnung der Familie Goldheimer dem herzlos-gemeinen Geldjudenthum aufgedrückt hat; meine Mitleſerin jedoch meinte mit etwas niedergezogenen Mundwinkeln, die Dampf-

Digitized by Google

geſchwindigkeit, womit der Herr Doktor Wild von dem hohlen Grasaffen Melanie zu der braven Chriſtiane ſich zurückbekehrte, ſei eben keine poetiſche Hexenmeiſterei . . . In Schaffhauſen hatten wir Gelegenheit, wieder einmal ein ſehr erwecklicheſ Kapitel der Religionsgeſchichte zu leſen, im Gerichtsſale, allwo ein frommes Geſchwiſterpaar auf der Anklagebank ſaß. Und ſiehe, der Bruder hieß mit Namen Albert und die Schweſter war da genennet Ida. Und hatten die beiden gewohnet auf einem Landgute unweit der Stadt und war ſelbiges Landgut benamſet der Bohnenberg und war ſeit erkklecklicher Zeit für die Erweckten weitum geweſen das Gezelt Iſraels und ein Berg Zion und eine Stiftshütte und das Allerheiligſte darinnen. Und es war geſchehen, daß ſchon im Jahre des Herrn 1868 aus bemeldeter Stiftshütte ein ſonderbarlicher Ruch ausgegangen in die Welt, ein Wohlgeruch in den Naſen derer, ſo da drinnen, aber ein Skandalruch in den Naſen derer, ſo da draußen. Und hatte ſich erhoben ein großes Geſchrei unter den Gojim, daß der Bohnenberg eigentlich ein Venusberg, worinnen geräuchert werde nicht vor dem Baal, wohl aber vor

Digitized by Google

der Baaltis. Aber siehe, die Aeltesten und Schriftgelehrten von Schaffhausen verabredeten sich unter einander und sprachen: Lasset uns ersticken den Rauch und den Ruch in der Stille, auf daß unser Land nicht stinkend werde in den Nasen der Fremden. Und sie thaten so. Doch siehe, die Erstickung vergeckte und das Feuer brannte fort und schlug schließlich zu Ungeheuerlichem und zu einem Gräuel aus dem ff aus. Denn wieder einmal wurde im Bohnenberge die alte Geschichte neu, daß Unzucht und Grausamkeit Zwillingsschwestern seien und daß der Veitstanz der Muckerei in Koth- und Blutlachen zu endigen pflege. Und also geschah es, daß ein richtiger Syllogismus des frommen Blödsinns sich vollzog, und hießen die Prämissen: fanatisches Judenchristenthum und orthodoxer Teufelsglaube, und waren die Konsequenzen: geistlicher Hochmuth, Blutschande und Kindesmord.

Ich weiß wohl, liebe Freundin, daß es sich für einen Elysionär nicht schickt, „von der Menschheit ganzem Jammer angefasst" zu werden. Dennoch war ich es beim herausgehen aus dem Gerichtssal, wo dieses grauenhafte Stück von Wahntragik vorgeführt

Digitized by Google

worden. Meine kühlere Begleiterin bemerkte es und ſagte: „Was haſt du denn? Du ſollteſt doch nachgerade alt genug geworden ſein, um zu wiſſen, daß die Dummheit währet ewiglich.“

Digitized by Google

4.

Elysion, December 1873.

„Ich nahm den Stab zu wandern,
Durch Deutschland ging die Fahrt —"

und darum, verehrte Freundin, werden Sie es ganz in der Ordnung finden, daß uns hart hinter dem Gränzstein schon ein Buch begegnete. Ein „Buch in Hosen" diesmal. Wir erkannten in dem eiligst daherkommenden einen Mitelysionär und berühmten Gelehrten, welchem vor Zeiten der gottlose Ruge das Epitheton ornans „poëseos teutonicae podex" angehängt hatte, vermuthlich in der Meinung, besagtes Buch in Hosen habe seine große Geschichte der deutschen Poesie im verwegensten Sinne des Wortes *ersessen*. Jedenfalls hatte das fünfbändige Sitzen einen bedauerlichen Einfluß auf die Gehirnsekretionen des Mannes geübt, denn es ward kläglich offenbar, daß der Kanal

Digitized by Google

der logiſchen Gedankenabſonderung gänzlich verſtopft worden. Daraus erklärte es ſich, daß der Gute, nachdem er viele Jahre lang die deutſche Einheit gepredigt hatte, aus Gram verſtarb, weil dem König von Hannover ſeine Krone, dem Kurfürſten von Heſſen ſeine Kurfürſtenmütze und dem Herzog von Naſſau ſein Herzogshut gelegentlich abhanden gekommen.

Wir begrüßten uns und es ereignete ſich folgender Trilog.

Ich: Was thun denn Sie hier oben, Verehrteſter?

Buch in Hoſen: Davon nachher. Sagen Sie mir, die Sie wohl geradenwegs von unten kommen, was macht der göttliche Shakſpeare?

Ich: Der göttliche Shakſpeare hat ſich vorgeſtern Abend am Theetiſche der Madame Staël den Buckel voll gelacht über die Einfälle ſeiner Aus- und Unterleger. Beſonders gaudirte ihn die angeblich ſhakſpeare'ſche Aeſthetik, welche der kürzlich bei uns angelangte Otto Ludwig entwickelte. Der Dichter goß ſehr viel Ruhm in ſeinen Thee und rief, nachdem der gute Ludwig einen Abſchnitt ſeiner „Shakſpeareſtudien" vorgetragen hatte, lachend aus: „Beim Bauche Fal-

Digitized by Google

ſtaffs, jetzt erſt weiß ich, was für ein Kreuzſchock-ſchwerenöther ich eigentlich geweſen bin!"

B. i. H.: Ach, ich weiß, mein Beſter, Sie gehören zu den Profanen und Publikanen, die — die — entſchuldigen Sie, ich habe Eile ...

Ich: Nun, ſo ſagen Sie doch, auf was Sie aus ſind und woher des Landes?

B. i. H.: Komme von Leipzig. Sie wiſſen, es ging vor etlichen Tagen bei uns im Elyſium die bedenkliche Sage, ein Dilettant, ein Bönhaſe, ein Komödienſchreiber habe es gewagt, ein Buch — was ſag' ich, ein abſcheuliches Pamphlet, ein infames Libell zu verfertigen, betitelt „Die Shakſpearomanie", worin er mir — merken Sie wohl, mir und nebenbei auch andern Kennern und Verehrern des göttlichen Briten den Krieg machen zu wollen ſich unterſtand. Was ſagen Sie zu dieſer Ungeheuerlichkeit?

Eironeia: Es iſt allerdings ein ſchauderhaftes Attentat. Der Zunftzopf muß ſich darob von rechtswegen himmelan bäumen.

B. i. H.: Alles, was ſich bäumen kann, muß es thun. Dieſes monſtröſe Machwerk von Libell —

Digitized by Google

„Es ist ja wie ein Riß in der Natur,
Wo Untergang vernichtend einzieht . . . "

und um nun, wo immer möglich, den Untergangsriß zu verstopfen —

Eir.: Ich glaubte, Sie hätten mit Verstopfungen ohnehin schon mehr als genug zu schaffen.

B. i. H.: Gnädige Frau belieben spitz zu sein.

Eir.: Bitte, parodiren Sie einem anständigen Frauenzimmer gegenüber nicht die Auslassungen Hamlets gegen Ophelia.

Ich: Sie müssen meine Frau entschuldigen: sie ist heute nicht ganz rosiger Laune. Sonst hätte sie sicherlich nicht gewagt, einen der edelsten der Edlen vom anno 1848 zu unterbrechen. Also Sie wollten den erwähnten Riß zustopfen?

B. i. H.: Ja, nahm für etliche Tage Urlaub drunten und eilte nach Leipzig, um dem schnöden Attentäter den Kopf zurechtzusetzen. Er war aber, mir zum Possen, gerade vor meiner Ankunft mit Tod abgegangen.

Ich: Und ist bereits im Elysion angelangt.

B. i. H.: Was? Nun, da hört alles auf! Aber

Digitized by Google

ich fürchtete es bei der herrſchenden Begriffeverwirrung und eilte daher, um noch rechtzeitig vor dem Todtengericht als Belaſtungszeuge auftreten zu können. Leider machte ich einen kleinen Abſtecher nach Kaſſel, um daſelbſt dem mit der frevelhaften Vertreibung des kurfürſtlichen Fußtrittegebers beſiegelten Untergang der deutſchen Freiheit eine patriotiſche Thräne nachzuweinen. Und inzwiſchen iſt der Bönhaſe in die Seligkeit gerutſcht? Aber ich werde ihn an ſeinen Platz ſtellen, ich!

Ich: Was wollen Sie denn thun?

B. i. H.: Noch ein Buch ſchreiben, natürlich, und zwar ein Buch von reſpektabelſter Dicke, worin ich mit erſchöpfender, mit erſchöpfendſter Gründlichkeit erörtern, darthun, beweiſen will, nicht allein, daß Shakſpeare gerade ſo der Dichter der Dichter wie Händel der Muſiker der Muſiker, ſondern auch, daß der Weltgeiſt unmittelbar als Dicht- und Tonkunſt in dieſen beiden ſich geoffenbart habe.

Eir.: Bombax!

B. i. H.: Ja, darthun und beweiſen, unwiderſprechlich, ſonnenklar beweiſen will ich — was ich

übrigens bereits bewieſen und feſtgeſtellt habe — daß zum Shakſpeare und zum Händel die ſämmtlichen übrigen Dichter und Muſiker ſich verhalten, wie zum Koriander der Mäuſedreck ſich verhält.

Eir.: Bombalobombax!

B. i. H.: Dieſe Schwachmatiker und Schmachtlappen, dieſe Leſſing, Göthe und Schiller, was ſind ſie, verglichen mit Shakſpeare dem Größten, Einzigen, Göttlichen? Nichts, rein nichts. Als die Vorſehung den Shakſpeare und den Händel geſchaffen, konnte ſie ſich füglich zur Ruhe ſetzen; denn . . .

Eir.: Bombombalobombax!

Damit hatte das Geſpräch ein Ende. Denn der gefeierte Shakſpearomane warf, als ſtände er auf ſeiner Kathedra und dieſe mindeſtens auf der Spitze des Montblanc, einen zerſchmetternden Blick auf meine Begleiterin herab und ging ohne Abſchied eilends davon.

Ich geſtehe, verehrte Freundin, es gefiel mir baß und machte mir großen Spaß, daß meine Eheherrin den Aſſocié der beſten und edelſten Biedermaierfirma von 1848 mit einem aus dem Ariſtophanes bezogenen

Digitized by Google

Hausmittel ſo hübſch und artlich abgeführt hatte. Wiſſenden — und Sie ſind ja ſehr eine Wiſſende — braucht man nicht zu ſagen, daß dem Shakſpeare gegeben werden ſoll, was dem Shakſpeare gehört. Item, daß der Schöpfer des Macbeth, des Lear und Hamlet groß genug iſt und bleibt, um die Kritik vertragen zu können. Gerade darum verdient die Fehde, welche früher ſchon Rümelin und jetzt wieder Benedix gegen die Shakſpearenarren begonnen hat, alle Beachtung und verdient die Tapferkeit, womit die Fehde geführt wurde und wird, den Dank aller Verſtändigen. Freilich überſpannt Benedix ſehr oft ſeinen Bogen ebenfalls und ſchießt demzufolge gar häufig über das Ziel hinaus. Aber er ſowohl als Rümelin haben doch manchen Zweckſchuß gethan und haben die neueſtens durch Gervinus proklamirte und durch Otto Ludwig zur höchſten Potenz der Narrheit erhobene Vergötzung Shakſpeare's ins Herz getroffen. Von einer höchſten Potenz der Narrheit zu ſprechen, iſt man ſicherlich berechtigt, wenn man die Shakſpearenarren faſeln und fiſtuliren hört, die „Fehler" ihres Götzen ſeien

Digitized by Google

eigentlich „Vorzüge", ja ſeine „Miſſgriffe" ſeien wirkliche „Meiſtergriffe".

Frau Eironeia guckt mir über die Schulter und ſagt: „Wie du dich nur ſo ereifern magſt! Als ob Narren nicht närriſch ſchwatzen ſollten! Und du könnteſt doch wiſſen, daß der fürchterlichſte aller Narren der deutſche Philiſter iſt, wenn er ſich glücklich dazu gebracht hat, für etwas zu ſchwärmen oder gar zum Fanatiker ſich aufzublähen. Uebrigens iſt die Shakſpearomanie im Grunde ganz ungefährlich. Der große Brite wird niemals im beſſeren und beſten Sinne des Wortes populär werden; denn die Frauen werden und können ihn nicht liebgewinnen. Wie ſoll eine gebildete und ſittſame deutſche Frau des 19. Jahrhunderts — von den Mädchen gar nicht zu reden — einen Poeten wirklich liebgewinnen können, welcher nur für das engliſche Publikum des 16. und des beginnenden 17. Jahrhunderts geſchrieben hat? Und nur für das Theaterpublikum von damals, wohlverſtanden! Ueberhaupt für eine Zeit, wo auch am Hofe der „jungfräulichen" — lucus-a-non-lucendo-jungfräulichen, warf ich ein — „Königin Beß Sankt

Zotologos der am häufigſten angerufene Heilige war und zarteſte Hoffräulein zum Frühſtück Häringe aßen und tüchtig Bier tranken, item wohl auch gelegentlich in die Wochen kamen".

Das iſt's ja eben, entgegnete ich, daß die Shakſpearenarren, welche charakteriſtiſcher Weiſe in England ſelbſt nur ganz ſporadiſch vorkommen, in Deutſchland dagegen graſſiren, ihren Götzen beharrlich unſerer Zeit als größten nicht nur, nein, als einzigen Dichter aufſchwatzen, aufzwingen wollen. Und um das zu bewerkſtelligen, ſcheuen ſie nicht vor der Unverſchämtheit zurück, uns weismachen zu wollen, unſere Leſſing, Göthe und Schiller ſeien, mit Shakſpeare verglichen, eigentlich nicht der Rede werth. Als ob Leſſing in der Kunſt dramatiſcher Kompoſition und Charakterzeichnung den Briten nicht weit überträfe! Als ob irgend eine Tragödie Shakſpeare's an tiefdurchdachtplanmäßiger Fundamentirung und künſtleriſch-meiſterlichem Aufbau mit den Tragödien Schillers ſich meſſen könnte! Was Göthe betrifft ....

„Hm", meinte Frau Eironeia, „dem Göthe geſchieht ganz recht, wenn ihn die Shakſpearenarren in die

zweite Linie ſtellen, hat er doch ſelber das Signal zur Shakſpearomanie in Deutſchland gegeben."

Wahr, aber nicht minder wahr, daß der Göthe den Shakſpeare, wie an Umfang und Vielſeitigkeit des Genius, ſo auch an Kunſt weit, weit hinter ſich läſſt. An Schöpfungen wie der Fauſt, wie die Iphigenie, wie Hermann und Dorothea hätte Shakſpeare's Dichtergeiſt ſelbſt in ſeinen höchſten Aufſchwüngen gar nicht zu denken vermocht, weil er eben ein Stockengländer des 16. Jahrhunderts war. Summa: Die Dichtung Göthe's und Schillers ſteht für uns Deutſche ebenſo über der ſhakſpeare'ſchen wie die Kultur unſerer Zeit über der Bildung des Zeitalters der Eliſabeth und Jakobs des Erſten. Der Unſinn und die Frechheit der Vergötzung Shakſpeare's namentlich auf Koſten Schillers wurden bekanntlich zuerſt durch die Herren und Damen der romantiſchen Schule bei uns aufgebracht. Dieſe Inſaſſen von Impotenzheim und Nullingen ſind eben vor Neid auf Schiller, deſſen ungeheure Macht ihnen die eigene Ohnmacht ſo erdrückend zum Bewuſſtſein brachte, ganz grüngelb angelaufen und alle ihre Auslaſſungen gegen den großen Meiſter ſind ſo recht

Digitized by Google

gelbsüchtige. Ganz widerlich vollends wird das anti-schiller'sche Genörgel der Romantiker in den Mäulern von emancipirten Weibern jener Zeit, von Weibern wie die Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel und die Karoline Böhmer-Schlegel-Schelling, deren unsaubere Geschichte man besser in dem romantischen Halbdunkel ließe, statt dieselbe mit breiter Geschwätzigkeit auf den Markt zu bringen und in die Tageshelle zu stellen ....

Derweil hatten wir unsere Schritte der bekannten großen „Pfaffengasse" des deutschen Reiches zugelenkt, an deren Eingang wir uns die Nasen zuhalten mussten: ein so infamer Kuttenduft schlug uns entgegen, noch dazu ein so zu sagen komplicirter; denn es stank mit vereinten Kräften von westphälischer Junkerei und rheinprovinzlicher Bonzenschaft. Wir mussten aber vorwärts, maßen ich eine Bestellung von dem Socialistenpapst Feist Löb an den Bischof von Dingsda auszurichten übernommen hatte. Wir in der Unterwelt sind nämlich gescheid genug, uns um einer oder auch um verschiedener „Hekubä" willen nicht persönlich anzufeinden. Darum leben wir mit unsern Nachbarn vom Tartaros auf dem Fuße des comment sus-

Digitized by Google

pendu, wie die Studenten ſagen, und verkehren auf der großen, zwiſchen unſern Wohnſtätten gelegenen Aſphodeloswieſe friedſam und freundlich, gentleman- und ladylike mit ihnen. Wohl, hatte alſo einen Auftrag an den Hochwürdigſten von Dingsda, der es ſo ſinnreich und charakterfeſt verſtanden hat, ſeine Inful zu einem Topfe zu machen, in welchem je nach den Umſtänden eine Fallibilitätsſuppe gekocht oder ein Infallibilitätsbraten geſchmort werden konnte.

Von meinen Begegniſſen in der biſchöflichen Pfalz und in ſonſtigen rheinländiſchen cameris obscuris jedoch ein andermal. Denn das, verehrte Freundin, erfordert wohl einen eigenen Brief. Der heutige ſcheint mir ohnehin ſchon länglicht genug. Aber zweierlei muß ich doch noch erwähnen.

In Bonn hörten wir ein großes Koncert mit an, welches nur moderne, modernere, modernſte und allermodernſte Muſik vorführte. Schauder! Wir ſahen vor lauter Bäumen den Wald nicht, das heißt, wir hörten vor lauter Tönen keine Muſik. Die Zuhörer und Zuhörerinnen langweilten ſich, daß ſie vor verhaltenem Gähnen kinnbackenkrämpfig wurden, klatſchten aber

Digitized by Google

doch wüthend, wahrſcheinlich, um ſich den Froſt aus den Gliedern zu treiben. Für Frau Eironeia war es, weil ihrer Weltanſchauung entſprechend, ſehr erfreulich, wahrnehmen zu können, daß die Damentoilette jetzt mehr und mehr zum Pompadourſtil und zur Dubarrymanier zurückgekehrt ſei. „Denn die Dummheit währet ewiglich.“ Meine Eheherrin machte auch noch die Bemerkung: „Haſt du beachtet, daß beſonders modiſch aufgebaute Damen Ohrenringe tragen, welche den Durchmeſſer eines kleinen Tellers haben? Ganz wie Tanit, die große Göttin von Karthago. Es fehlt jetzt nur noch der Naſenring der oſtindiſchen Götzenbilder, und auch der wird kommen.“ — Aber, Liebſte, bedenke doch unſer Klima mit ſeiner monatelangen Schnupfenzeit! — „Ja, die wird allerdings die Naſenringemode etwas unbequem machen; doch das thut nichts, die Siegerin Mode beſiegt alles und: Je häßlicher, deſto ſchöner! lautet ihr Feldgeſchrei. Im übrigen iſt es mit unſern Damenmoden gerade wie mit der Shakſpearomanie. Beide Narrheiten erfließen aus der ſchon vom alten Herder gegeißelten „gutmüthig-trägen Eſelei“ unſerer mehr oder weniger lie-

Digitized by Google

den Landsleute, alles Fremde ſchön zu finden, weil es fremd. Wären die ſhakſpeare'ſchen Stücke im 16. Jahrhundert deutſch in Deutſchland geſchrieben worden, ſo würde es bei uns keine Shakſpearenarren geben." — Da ſprichſt du ein großes Wort gelaſſen aus und noch dazu ein wahres, welches auch beiſpielsweiſe an das Beifallsgeſchrei erinnert, womit bei uns die elſäſſiſchen Dorfgeſchichten der Meſſieurs Erckmann-Chatrian bedacht worden ſind. Es exiſtiren Dutzende von deutſchen Dorfnovellen, welche mindeſtens ebenſo gut erzählt ſind wie jene, von denen aber zu ſprechen oder gar bewundernd zu ſchreien keinem Menſchen einfiel: ſie waren ja nur von Deutſchen, nur deutſch geſchrieben. Schon zu Anfang der vierziger Jahre, noch vor dem Erſcheinen der auerbach'ſchen Dorfgeſchichten, veröffentlichte der Elſäſſer Alexander Weill einen Band ganz vortrefflicher Dorfnovellen aus ſeiner Heimat. Aber ſie fanden keine Beachtung, denn ſie hatten ja den Fehler, in deutſcher Sprache geſchrieben zu ſein. Der Herr Erckmann dagegen, dieſer freche Verleumder und Verläſterer ſeiner eigenen, der deutſchen Nationalität, brauchte nur franzöſiſch zu ſchreiben, um

Digitized by Google

dieſſeits des Rheins bis an die Wolken erhoben zu werden. Es iſt eben immer das alte Lied von der deutſchen Michelei, welches nie ausgeſungen wird. — „Nie ausgeſchrieen, willſt du wohl ſagen", verſetzte Frau Eironeia. „Haſt du denn nicht vorhin im Koncertſale ſattſam erfahren, daß die allermodernſte Muſik nicht mehr geſungen, ſondern nur noch geſchrieen ſein will? Vokal- und Inſtrumentalmuſik nur noch ein Geſchrei, Geraſe, Geraſaune! Lebte ich noch und wäre auf Broterwerb angewieſen, ſo würde ich vor den Eingängen der Koncertſäle Buden mit gegerbten Eſelsohren zum kaufen oder miethen anlegen. Ein Paar ſimpler menſchlicher Ohren hält dieſe Muſik in die Länge nicht aus." — Liebes Kind, ſagte ich, du fällſt aus deiner Charakterrolle, denn du ironiſirſt nicht, ſondern ſkandaliſirſt dich, und zwar nach Noten. — „Thut nichts", ſagte ſie achſelzuckend. „Gibt es doch dermalen zwiſchen Himmel und Erde Dinge, von welchen nicht nur die Schulweisheit des Horatio, ſondern auch die Lebensweisheit des Horatius ſich nichts träumen ließ. Der Ironie ſelber könnte darob

Digitized by Google

wohl die Ironie vergehen. Da ſieh' dir einmal das Ding an!"

Sie deutete auf ein koloſſales, im reinſten Fabrikſtil erbautes, aber noch nicht unter Dach gebrachtes Haus, welches im fahlen Mondlicht — wir reiſten bei Nacht — unweit von Frankfurt auf der bekannten dürren Theoriehaide ſich erhob, lächerlich und unheimlich, närriſch und drohend zugleich anzuſehen. Aus der Ferne erſchien es völlig wie ein Luftſchloß oder wie eine Luftkaſerne vielmehr. Näher gekommen, bemerkten wir, daß der geſpenſtige Bau doch nicht völlig in der Luft hing, ſondern eine Art von Pfahlbau vorſtellte. Das Ding war nämlich auf Makulaturpfählen, freilich auf bedrohlich dünnen Makulaturpfählen errichtet, welche verſchiedene Inſchriften trugen: z. B. Platons „*Πολιτεία*", Morus' „Utopia", Harringtons „Oceana", Kampanella's „Civitas solis", Babeufs „Tribun du peuple", Saint-Simons „Oeuvres", Fouriers „Théorie des quatre mouvements" u. dgl. m. Wir erſahen daraus, daß wir die richtige Wolkenkukuksburg vor uns hatten, und wäre uns noch ein Zweifel geblieben, ſo muſſte

Digitized by Google

derſelbe ſchwinden beim Anblick einer großen, über der Hauptpforte angebrachten Plakattafel, worauf in Lapidarſchrift zu leſen war:

Die Vereinigten Kommunen des Weltalls.

1) Es gibt zwar keinen Gott, aber Feiſt Löb iſt doch ſein Prophet.

2) Abſchaffung des Staates, aber Staatshilfe für alle.

3) Abſchaffung des Eigenthums und der Ehe, aber ein hübſch eingerichtetes Haus mit mindeſtens einer hübſchen Frau darin für jeden Bürger von Utopien.

4) Organiſation der allgemeinen Schlaraffei.

5) Unbedingte Fühl-, Denk-, Schwatz-, Schreib-, Druck-, Lug- und Läſterfreiheit; aber wer ſich unterſteht, anders zu fühlen, zu denken, zu reden oder zu ſchreiben, als wir dekretiren, und wer es wagt, von geſundem Menſchenverſtand, vom Rechte der Perſönlichkeit, von der Familie, vom Ba-

Digitized by Google

terland, von der Wiſſenſchaft, von der Kunſt und von andern dergleichen überwundenen Standpunkten zu ſprechen, der iſt ein Bourgeois und muß eine Petroleuſe heiraten, um zur Erleuchtung zu gelangen.

6) Freiheit, Gleichheit, Bruderſchaft und Communauté oder — Keile!

Car tel est notre plaisir.

Der Wohlfahrtsausſchuß der Weltkommune: Gredin, Bummel, Rabblebag, Gaglioffo, Picaro, Krapulicki, Schubiabskoi.

Digitized by Google

3.

Elyſion, Januar 1874.

In einer meiner früheren Epiſteln habe ich vergeſſen, Ihnen, verehrte Freundin, mitzutheilen, daß wir unſere Anweſenheit in Paris benutzten, um dem hochwürdigen Abbé Lamazou eine Huldigungsviſite abzuſtatten. Dieſer Franzoſe und Prieſter comme il faut hatte unſere Aufmerkſamkeit und Dankbarkeit erregt durch den, wenn ich ſo ſagen darf, geweihwäſſerten Humor, womit er in ſeinem Buche „La place de Vendôme et la Roquette“ ſeine Erlebniſſe während der pariſer Kommunewirthſchaft erzählt. Allerdings iſt dieſer Humor nicht ſowohl ein bewuſſter als vielmehr das unwillkürliche Ergebniß der Ingredienzien, aus welchen Monſieur l'Abbé ſeine Erzählungen zuſammenſetzte. Daß er lügt, wie alle ſeine Landsleute von 1870—71 logen, iſt ſelbſtverſtändlich;

Digitized by Google

aber ſeine Lügen haben etwas drolliges, weil unter dem Chriſam, womit er ſie angeſtrichen hat, die Nationalfrivolität bisweilen ganz ungenirt hervorkichert. So z. B. S. 75 der 12. Ausgabe des Buches, wo erzählt wird, daß ein „frommer Mann“ aus dem Quartier Saint-Sulpice auf dem linken Seineufer in das Quartier der Madeleine auf dem rechten ſich geflüchtet habe, nachdem das deutſche Bombardement drei Tage und drei Nächte gedauert hatte. Lamazou wünſchte dem Flüchtlinge Glück zu ſeiner klugen Entſchließung und erhielt die ſpaſſige Antwort (plaisante réponse): „En vérité, je ne pouvais pas raisonnablement passer toutes mes nuits à recommander mon âme à dieu!“ Sie werden mir zugeben, Verehrteſte, daß ein „frommer“ Mann germaniſcher Raſſe nie auf einen ſolchen Einfall gekommen wäre. Die franzöſiſche Frömmigkeit iſt eben auch nur ein Theil der großen „comédie francaise“ .... Unſer hochwürdiger Vikar von der Madeleine hat übrigens der humoriſtiſchen Hiſtorik ganz erkleckliche Dienſte geleiſtet. Insbeſondere durch ſeine ſalbungsvolle Löſung des Kommuneproblems. Natürlich war dieſe richtige

Digitized by Google

Offenbarung des gallischen Tigeraffenthums, diese Kommunewirthschaft, eigentlich eine preußische Machenschaft. Die Lehrmeister der Kommunisten waren Bismarck und Moltke, letzterer namentlich als Professor der Petrolik [c. pag. 104: „Ils (les politiques et les chimistes de la commune) empruntent à M. de Bismarck et M. de Moltke deux procédés dont le seul nom inspire aujourd'hui l'horreur, le système des ôtages et l'usage de pétrole"]. Zur Vernichtung der Vendomesäule wurde die Kommune getrieben „durch einen wilden Haß und durch das Gold Preußens" (p. 82). Der Delegirte der Kommune, welcher die Umsturzprocedur der Säule commandirte, war eigentlich ein „délégué de la Prusse" (p. 92). Die Beziehungen der Kommunisten zu den Preußen waren von der freundschaftlichsten Art („du caractère le plus amical", p. 102) und jene behandelten diese ganz offen als „confrères", um nicht zu sagen als „compères" (p. 38). Die Kunst endlich, die Monumente und Häuser von Paris in Asche zu verwandeln, haben die Citoyens von der Kommune bei den preußischen Ingenieuren gelernt („à l'école des inge-

Digitized by Google

nieurs prussiens", p. 105). Dem Buche des Abbé voran ſteht ein Empfehlungsbrief des Biſchofs von Orleans, eines der giftigſten Feinde Deutſchlands, und es hat, wie ſchon erwähnt worden, zwölf Auflagen erlebt, iſt demnach wohl ſo ziemlich von allen Franzoſen geleſen worden, die überhaupt leſen können.

Und die Moral von alledem, fragen Sie? Nun, die Moral iſt, daß erſtens auch dieſer Gallier wie alle ſeine Landsleute überzeugt iſt oder wenigſtens überzeugt thut, die Unfälle ſeines Landes annis 1870—71 ſeien keineswegs von den Franzoſen ſelbſt verſchuldet, und daß zweitens der galliſche Prieſter neben ſeinen dankenswerthen Leiſtungen als Hannswurſt auch das Verdienſt hat, uns eine klare Anſchauung von der Thatſache zu geben, franzöſiſche Kleriker ließen ſich von dem römiſchen Schwindel doch nie ſo weit beſchwindeln, daß ſie ihr Franzoſenthum über ihrer Bonzenſchaft vergäßen oder dieſe gar über jenes ſtellten. Wie ganz anders ringen und ſtreben unſere deutſchen Kleriker der Verwirklichung des loyolaitiſch-römiſchen Prieſterideals nach! Was Vaterland? „Das Vaterland bin ich!" bulliſirt der Unfehlbare und „Amen" ſagt der deutſche Epiſkopat.

Digitized by Google

Der französische gab uns eins seiner bekannten Beileids- und Trostschreiben an den deutschen mit. Inmitten der „neronischen" oder „diokletanischen" Verfolgung, deren Martyrium die deutschen Bischöfe sammt ihrem Klerus und allen Gläubigen dermalen, wie weltbekannt, zu bestehen haben, ist es ihnen eine balsamische Labung, von ihren französischen Kollegen, welche bei jeder gebotenen oder auch gemachten Gelegenheit Deutschland, die Deutschen und alles Deutsche in den Abgrund der Hölle verlästern und verfluchen, um ihrer Rebellion gegen Staat und Gesetz willen glorificirt zu werden. Das Behagen, womit die hochwürdigsten Herren diesen gallischen Balsam augenscheinlich hinunterschlürfen, ist ein weiterer Beweis, daß sie dem vorhin erwähnten Ideal schon sehr nahe gekommen sind. Sie werden es erreichen, falls sie sich, wenn das große kirchlich-politische Drama der gallischen „Revanche" in Scene geht, so aufführen, wie Rom und Frankreich es mit Bestimmtheit hoffen und erwarten. Da sollen, wenn die „Rächer" unter Vortragung vom „allersüßesten" Herz Jesu heranmarschiren, die deutschen Bischöfe die ganze Heerde ihrer Gläubigen

Digitized by Google

den Franzoſen entgegentreiben, aber nur behufs der Vereinigung mit denſelben. Denn dieſe beſagte Heerde ſoll ja den Vortrab des heiligen Kreuzzuges bilden, welcher — „Dieu le veut“ — dermalen emſig organiſirt wird zur Zerſtörung des Ketzerreiches deutſcher Nation. Werden die Hirten wirklich in der angegebenen Richtung treiben? Wird die Heerde folgen?

„Ah bah“, meinte meine Begleiterin, als ich unterwegs dieſe Frage aufwarf, „die Sache iſt lange nicht ſo gefährlich, wie ſie ausſieht. Daß es einzelne oder meinetwegen etliche hunderte von Fanatikern und Betſchweſtern gibt, welche lieber heute als morgen die lieben Herz-Jeſu-Franzoſen in den Rheinlanden hätten, iſt richtig, wie ja in Deutſchland auch Afterdemokraten vorkommen, welche des Dafürhaltens ſind, die wahre Freiheit müſſe ſchlechterdings rothe Krapphoſen anhaben. Allein gefährlich könnte das vereinte Geziefer nur werden, falls die Reichsregierung in die unqualificirliche Schwäche zurückfiele, deren ſich die preußiſche Regierung zwanzig und mehr Jahre dem Pfaffenthum gegenüber ſchuldig gemacht hatte, bevor ihr endlich am 18. Juni von 1870 der Staar geſtochen

wurde. Alles zuſammengehalten, ſollten denkende Patrioten eigentlich den ultramontanen Treibern ein warmes Dankvotum widmen. Denn dieſe Herren thun alles mögliche, um die Deutſchen vor einem Rückfall in die alte Bärenhäuterei zu bewahren. So ein Rückfall war nach 1870—71 ſehr möglich, ſogar ſehr wahrſcheinlich. Dem nationalliberalen Vertrauensduſel muſſte naturgemäß ein tiefer und langer Schlaf folgen. Allein die Herren vom Schlüſſelbanner brachten dem deutſchen Kaiſer, welcher nicht nach Kanoſſa gehen und nicht den päpſtlichen Sbirrenkapitano machen wollte, eine ſo geräuſchvolle Katzenmuſik, daß der Liberalismus das Einnicken zu vertagen ſich veranlaſſt fand. Die Katzenmuſikanten ſchlugen in ihrer heiligen Inbrunſt ſo wüthend auf ihre alten Töpfe und Pfannen los, daß die preußiſche Regierung ſchon aus Gründen des öffentlichen Anſtandes dem Rummel und Skandal zu Leibe gehen muſſte, und ſie kann ſich jetzt ſchlechterdings nicht mehr den Anſchein geben, zu glauben, die Katzenmuſik ſei eigentlich eine d'Accord-Serenade. Damit iſt jedenfalls ſo viel gewonnen, daß der Fiſtulir-Pio im Vatikan

Digitized by Google

ſich aufs verfluchen wird beſchränken müſſen, weil ihm zum verbrennen der «weltliche Arm» gebricht."

Halt, Schatz, dein Fiſtulir-Pio erinnert mich an einen guten Schwank, welchen ich neulich drunten bei uns im Weinhauſe zum „Honny soit qui mal y pense" den alten Rabelais erzählen hörte. Ariſtophel, Cervantes, Swift, Molière, Fiſchart, Heine und andere gute Geſellen lachten herzlich darüber.

„So? Hm, man kennt eure langwierigen Kneipereien." — Die aber ſehr kurzweilig ſind, Liebſte, obzwar leider auch der Nektar die Einwirkungen der erſchrecklichen Chemievorſchritte bedenklich zu verſpüren beginnt. — „Nun heraus mit deiner Geſchichte, falls nämlich Damenohren ſie hören können. Ich traue dem Vater Gargantua's und Pantagruels nur halb." — Sei nur ruhig, ich will die Geſchichte aus dem Rabelais'ſchen ins Engliſch-Miſſliche überſetzen. Alſo: Der gute Pio bekam etliche Tage nach ſeiner Dalai-Lamaſirung Gewiſſensſkrupel. Man könnte meinen, der neugebackene Gott habe vor ſeiner eigenen Gottheit Angſt gekriegt. Was thut er nun zu ſeiner Beruhigung? Er nimmt ſeine Himmelsſchlüſſel, ſchließt die dreimal

Digitized by Google

heilige Pforte auf und bedenkt im vorbeigehen den Thürsteher Petrus, welcher ja nur ein armer Teufel von Fischer gewesen, mit einem gnädigen Kopfnicken. Ohne Ceremonie bei der Ersten Person eingetreten, bringt er sein Anliegen vor. Der alttestamentliche Herr, zu dessen Schwächen bekanntlich die Leutseligkeit niemals gehört hat, war eben im Begriffe, Siesta zu halten, und demnach durch die Störung nicht sehr erbaut. „Reverendissime domine collega", begann der vergötzte Pio. — „Kollege? Kollege? Wie? Wo so? Was will Er?" — „Das und das." — „Geht mich nichts an, Er Dummrian! Hätte Er, statt Seine Zeit damit zu vertrödeln, daß Er Flüche aus allen Poren schwitzte, sich auf das Studium der Kirchengeschichte verlegt, so müsste Er wissen, daß ich seit der Einführung des christlichen Kalenders mit eurem ganzen Erdenkrähwinkelkram nichts mehr zu thun habe, sintemalen ich dieses Geschäft mit allen Aktiven und Passiven der Zweiten Person übergab. Weg mit Ihm!" Durch diesen unkollegialischen Empfang etwas gestoßen, begab sich der Unfehlbare in die Gemächer der Zweiten Person hinüber, welche ihn mit großer Artigkeit em-

Digitized by Google

pfing. Als er nun aber die Frage, wie denn eigentlich ſeine auf Erden am 18. Juli von 1870 proklamirte Vergottung im Himmel genommen und angeſehen werde, vorgebracht hatte, gab die Zweite Perſon nachdenklich zur Antwort: „Das iſt ein ſehr heikler, ſchwieriger Kaſus, welcher, wie mir ſcheint, nicht ſo faſt in meinen als vielmehr in den Reſſort der Dritten Perſon gehört. Gehen Sie doch dieſe fragen.“ Gut, der alſo höflich Abgewieſene ging um eine Thüre weiter und ließ ſich bei der Dritten Perſon melden. Muſſte da jedoch mehrere Stunden vorzimmern, weil der hohe Herr gerade den Altkatholicismus unter dem Mikroſkop hatte, um in demſelben einen Reformkeim zu entdecken. Aergerlich, daß er das Geſuchte nicht gefunden, kam er dann ins Vorzimmer heraus, und als er ſeines Pſeudokollegen anſichtig wurde, ſtieg ihm die Zornröthe ins Geſicht und er runzelte denſelben ohne alle Umſtände alſo an: „Du kommſt mir gerade recht! Für dich hab' ich ſchon lange einen Schuß im Rohr. Wie kannſt du dich unterſtehen, mir vor die Augen zu treten?“

Hier unterbrach mich meine beſſere Hälfte, indem

Digitized by Google

ſie meinen Arm faſſte und haſtig ſagte: „Bſt, bſt! Merkſt du nicht das Muckerarom in der Luft? Siehſt du nicht hinter dem Buſche dort den Preſſeſbirren horchen und lauern? Weißt du nicht, wie es im neuen deutſchen Reiche mit der angeblichen Preſſefreiheit eigentlich beſtellt iſt? Weißt du nicht, daß heutzutage für «Gottesläſterung» gilt, was auf der mittelalterlichen Myſterienbühne ohne weiteres vor allem Volke tragirt wurde und was die Humaniſten des 15. und 16. Jahrhunderts, z. B. ein Heinrich Bebel in ſeinen «Facetien», ihren Zeitgenoſſen lachend erzählten? Still! ſag' ich. Oder willſt du etwa mit dem frommen Stadtoffiz von Be—nares Bekanntſchaft machen?"

Das wollt' ich begreiflicher Weiſe nicht. Darum muſſte ich die Spitze meiner rabelais'ſchen Geſchichte abbrechen und einſtecken und konnte und kann nur noch ſagen, daß Seine Heiligkeit ſehr verblüfft und niedergeſchlagen in das Dieſſeits und in ihre vatikaniſche „Gefangenſchaft" zurückkam. Dem Jeſuitengeneral Beckx jedoch gelang es, die Seelenſaiten des Unfehlbaren bald wieder auf den richtigen Syllabus- und Fluchton zu ſtimmen, namentlich mittels des Argu-

Digitized by Google

ments: „Es verſchlägt gar nichts, ob die Dritte Perſon da droben Eure Heiligkeit inſpirirt oder nicht. Die ganze heilige und profane Geſchichte bezeugt ja, daß die Welt recht wohl ohne Geiſt regiert werden kann."

„Hör' mal" — ſagte Frau Eironeia, nachdem ich meine Relation beendigt hatte — „mich dünkt, dein Rabelais meidingert . . . ."

Unter ſolchen Geſprächen hatten wir die Biſchofsſtadt erreicht und eilten, unſere verſchiedenen Aufträge auszurichten. Seine biſchöfliche Gnaden empfing uns mit ausgeſuchter Höflichkeit, wie denn bekanntlich die römiſchen Hierarchen überhaupt weit mehr Weltton beſitzen als die lutheriſchen, welche häufig meinen, es machte ſie ehrwürdiger, wenn ſie die Rüpelhaftigkeit ihres Propheten kopirten. Wir verbrachten als Gäſte in der biſchöflichen Pfalz, die zwar nicht gerade mit apoſtoliſcher Armuth, aber in ganz gutem Geſchmack eingerichtet war, recht angenehme Stunden. Bei Tiſche waren die Gerichte fein und die Weine ausgeſucht. Das Geſpräch bewegte ſich zwanglos und buntwechſelnd, immer jedoch in den Formen der beſten Geſellſchaft. Es waren außer Eironeia noch verſchie-

Digitized by Google

dene Damen da. Mein Nachbar, ein jovialer Domherr, machte mich auf eine aufmerksam, welche früher ziemlich hübsch gewesen sein musste, und flüsterte mir zu: „Sie suchte vor Zeiten mit der Laterne der Diogena in der ganzen Männerwelt den Rechten und wähnte auch verschiedene male, selbigen gefunden zu haben. Jetzt ist sie eine richtige Heilige, die schon mehr als 100,000 Gulden an Peterspfennigen zusammengebracht hat." Nach Tische fuhr die ganze Gesellschaft zur Villa des Prälaten hinaus, wo wir uns bis zum Abend in dem schönen Park ergingen. Dann hatten wir ein kleines Koncert, hierauf trug der berühmte Konrad von Bolanden die neueste seiner Erzählungen vor, worin die Tagesfragen nicht unappetitlich zu richtigen „Diavolini romani" verarbeitet werden, und endlich beschloß ein heiteres Souper in dem hohen und kühlen Gartensale den Tag.

Als wir uns von unserem gastfreien Wirthe verabschiedeten, hatte er die Gnade, meine Eheherrin zu fragen: „Nun, gnädige Frau, wie hat es Ihnen bei uns gefallen?" Worauf Frau Eironeia: „Oh, ganz

Digitized by Google

gut, Hochwürdigſter. Nur trage ich einen Zweifel mit mir weg." — „Einen Zweifel? Das iſt unſtatthaft, iſt ſogar Sünde. Aber kommen Sie, beichten Sie mir Ihren Zweifel." — „Recht gern, Hochwürdigſter. Ich bin zweifelhaft, ob wir heute mitſammen einen Tag neroniſcher oder aber einen Tag dioklетianiſcher Chriſtenverfolgung durchgelitten haben."

Digitized by Google

4.

Elysion, Februar 1874.

Sie werden, verehrte Freundin, aus den Ihnen vorgetragenen Denkwürdigkeiten meines ersten Straf- und Bußganges in der Oberwelt unschwer die Schlußfolgerung gezogen haben, daß der Anblick des menschlichen Narrenspiels für die Augen eines Elysionärs nicht gerade wohlthuend gewesen sein könnte. Nun ja, es ist kein Spaß, alles das dumme Zeug, dessen man schon bei seinen Lebzeiten satt und übersatt geworden, geistweise abermalen mit ansehen und so zu sagen mitleben zu müssen. Maßen ich jedoch auch im Elysion die von unsern schwarzen Kosmopoliten und rothen Kraftstoffeln neuesten Stils so tief verachtete „Schwäche des Patriotismus" nicht ganz loswerden konnte, war es mir nicht unerwünscht, zeitweise mit eigenen Augen betrachten zu können, wie sich die Dinge im neuen

Digitized by Google

deutſchen Reiche fernerweit machten oder auch nicht machten. Derohalb rüſtete ich mich denn mit leidlich guter Miene zu meiner zweiten Büßungs- und Läuterungsfahrt.

Am Vorabend unſerer Aufwärtsreiſe — denn Frau Eironeia wollte wiederum mitgehen — ſpazirten wir noch auf der zwiſchen Elyſion und Tartaros gelegenen neutralen Aſphodelosmatte, deren ich in einem meiner früheren Briefe bereits erwähnt habe, und da wurden wir von drei Herren Tartaroſiern angetreten und begrüßt. Der eine war kein geringerer als der zum jüdiſch-chriſtlichen Satan metamorphiſirte perſiſche Ahriman, der natürlich nicht in milton'ſcher Rieſengeſtalt oder gar als dante'ſch ungeheuerlicher Popanz auftrat, ſondern ſo zu ſagen als eine Interimsfigur von byron'ſchem Schnitt und darum auch in Sprache und Manieren den vollendeten Gentleman ſehen ließ. Einen weit unangenehmeren Eindruck machten ſeine beiden Begleiter, Don Thomas de Torquemada und Sieur Jean Chauvin, gewöhnlich Kalvin genannt. Beiden Fanatikern ſah man die ſtille Wuth an, daß es ihnen hier unten nicht mehr geſtattet

Digitized by Google

war, ihre lieben Mitmenſchen vor eitel chriſtlicher Liebe zu freſſen, das heißt, auf den Scheiterhaufen zu befördern. Ich habe Ihnen, Verehrteſte, ſchon früher geſagt, daß wir Elyſionäre mit unſern Nachbarn, den Tartaroſiern, auf dem Fuße der Toleranz und guten Lebensart verkehren, und darnach werden Sie das folgende Geſpräch ganz in der Ordnung finden.

Satan: Schönen guten Abend der verehrten Dame und dem geehrten Herrn.

Ich: Schönen Dank, Domine Lucifer. Darf ich mich nach Ihrem teufliſchen Befinden erkundigen?

Sat.: Sehr verbunden, Herr Scholarch. Es geht an. Doch ſpür' ich, wie man zu ſagen pflegt, den Frühling in meinen nicht gerade mehr jungen Knochen. Sie wiſſen ja, bei Gelegenheit jenes unliebſamen Sturzes aus Himmelshöhen habe ich mir die rechte Hüfte jämmerlich gequetſcht und hat ſich da ein hartnäckiger Rheumatismus feſtgeſetzt.

Frau Eironeia: Warum verſuchen Sie es nicht mit einem Bad in der Wunderquelle von Lourdes?

Sat.: Ach, gnädige Frau, jeder Tropfen des

Digitized by Google

wunderwirkenden Waſſers iſt durch die Firma Veuillot u. Komp. auf Jahre hinaus für den Gebrauch der grande nation monopoliſirt.

Torquemada: (leiſe zum Kalvin): Was müſſte das für ein ſüßer Ruch in unſern vier Naſenlöchern ſein, wenn dieſe ſiebenmal ſiebenmal zu vermaledeiende Ketzerin auf dem Holzſtoße ſchmorte!

Sat.: Ich vernehme, Herr Magiſter, daß Sie im Begriffe ſeien, wiederum einen Bußebummel dort oben zu unternehmen, und das — entſchuldigen Sie meine Zudringlichkeit — veranlaſſt mich, eine gehorſame Bitte an Sie zu richten.

Ich: Ganz zu ihren Dienſten, ſoweit dieſe nämlich einem Elyſionär anſtehen.

Sat.: Natürlich. Die Sache iſt dieſe. Die beiden hochwürdigſten Brandmeiſter da ſind auf das in Berlin erſcheinende Journal „Romaniora" abonnirt. Daſſelbe hat die Güte, ſich ziemlich oft und viel mit meiner Wenigkeit zu beſchäftigen. Seine Mitarbeiter ſcheinen mich auch ziemlich gut zu kennen und zollen mir die gebührende Achtung und Rückſicht, das muß ich ſagen.

Frau Eir.: Warum auch nicht? Die Schwarzen

Digitized by Google

nd von jeher mit dem Schwarzen ein Herz und ein Horn gewesen.

Kalvin (leise zum Torquemada): Notirt die Blasphemistin, Domine Kollega. Wer unser spottet, der lästert bekanntlich Gott. Hinein mit ihr in der Santa Kasa heilige Register! Es könnte sich doch eines Tages fügen, daß wir die christliche Freude hätten, sie mitsammt ihrem Zacharias, der ohnehin nur in einer schnöden Civilehe mit ihr lebt, brennen zu sehen. Hab' ich doch vor Zeiten dem Miguel Serveto gehörig heiß gemacht, weil er sich unterstanden, das nicht genug zu verfluchende Einmaleins über das Mysterium der Dreieinigkeit zu stellen.

Sat.: Sie können sich leicht denken, Herr Magister, daß es mich bei der zwischen mir und den Inspiratoren der „Romaniora" herrschenden Intimität baß verwundern musste, in der Nr. so und so des sonst trefflichen Blattes zu lesen, ich, der Teufel, sei „in Berlin los", während ich doch hier unten gerade angebunden war, nämlich durch besagten Rheumatismus an mein Bett, und mir durch die weltberühmte ehrwürdige Dame, meine liebe Großmutter, gewärmte

Digitized by Google

Kleienſäckchen auflegen ließ. Das mir nachgeſagte „Losſein“ ſah demnach akkurat wie Hohn und Spott aus und ärgerte mich nicht wenig. Anfangs dachte ich, es wäre möglich, daß etwa „einer der Kleinen von den Meinen“ — wiſſen Sie? — in der Hauptſtadt des deutſchen Reiches ſich mauſig gemacht hätte. Allein der eingeholte Tagesrapport erwies, das keiner „von unſere Leut'“ an jenem Tage in Berlin Dienſt gehabt hatte. Es bleibt alſo nur die Annahme, der bezügliche Redakteur oder Reporter der „Romaniora“ habe, als er in Berlin den losſeienden Teufel zu ſehen glaubte, in den Spiegel hineingeguckt, und da konnte es dann allerdings nicht fehlen, daß ein dummer Teufel herausguckte. Sie begreifen aber, Herr Magiſter, daß ich mit dieſer Sorte nicht verwechſelt ſein möchte. Darum erſuche ich Sie, gelegentlich das Redaktionslokal der „Romaniora“ aufzuſuchen und den Inſaſſen zu melden, daß ich mir für die Zukunft derartige Verwechſelungen ſtrengſtens verbitte. Die Herren ſollten, ließe ich ihnen ſagen, ein andermal, wann ſie den Teufel zu erblicken glaubten, die Augen aufthun und nach meinem Wappen und Zeichen ſehen, welches ja jedem auch

Digitized by Google

nur halbwegs gebildeten Menſchen aus der pantomimiſchen Beſchreibung deſſelben in der Hexenküche im Fauſt bekannt ſein muß.

Ich: Gut, altes Haus, Ihr Auftrag ſoll ausgerichtet werden.

Sat.: Danke verbindlichſt zum voraus. Uebrigens wird ſich Ihr Gang nach beſagtem Redaktionslokal wohl verlohnen, denn Sie werden dort allerhand Merkwürdigkeiten zu ſehen kriegen.

Frau Eir. (zum Don Thomas und Sieur Jean): Und was haben uns denn die zwei feurigen Verkündiger der chriſtlichen Liebe für da droben aufzutragen?

Der Großinquiſitor von Spanien und der Kleininquiſitor von Genf bewegten die Kinnbacken, als wollten ſie die Fragerin herzlich gern aus lauter chriſtlicher Liebe alſogleich auffreſſen. Dann ſagte der hochwürdigſte

Torquemada (zu mir gewendet): Da Sie ohne Zweifel die eine oder andere der Sitzungen des Reichstages beſuchen werden, Herr, ſo ſagen Sie den Brüdern vom Centrum, ich ſei des entſchiedenen Dafürhaltens, daß jetzo mit der Beſtellung eines Groß-

Digitized by Google

inquiſitors für Allemannia ungeſäumt vorgegangen werden müſſte.

Kalvin: Auch ganz meine Meinung. Die beiden Kirchen müſſen alle Differenz unter ſich vertagen, um feſt gegen den Antichriſt von Liberalismus zuſammenzuſtehen. (Beiſeite: Später werden wir ja wohl in den Stand geſetzt ſein, mit den römiſchen Ketzern abzurechnen.)

Torquemada: Gewiß. (Für ſich: Später werden wir ja wohl den Rank finden, unſern nicht genug zu verfluchenden ketzeriſchen Alliirten ad hoc unſer berühmtes „Ite in pace!“ zuzurufen.) Die Verhältniſſe liegen in Deutſchland ſo, daß es ſich, um unſern proteſtantiſchen Brüdern gerecht zu werden, empfiehlt, das sanctum officium nach Art der venetianiſchen Staatsinquiſition zu geſtalten, das heißt nicht mit einer, ſondern mit drei Spitzen zu verſehen, zwei katholiſchen und einer lutheriſchen. Das hochwürdige Centrum bietet, mein' ich, Holz genug, um zwei Großinquiſitoren daraus zu ſchnitzen.

Ich: Freilich, freilich; im Nothfalle könnte ſogar

Digitized by Google

jedes Mitglied einen ſolchen vorſtellen. Ein wahrer embarras de richesses, die Wahl wird ſchwer ſein.

Torquemada: Den Windthorſt verbitt' ich mir ausdrücklich, hören Sie? Ich traue der chriſtlichen Liebe des Mannes nicht ſo ganz. Er hat eine moderne Ader in ſich und wäre es auch nur die Spottader; alles und jedes Moderne aber — anathema sit!

Kalvin: Auf proteſtantiſcher Seite werden wohl die Herren von Senfft-Pilſach und von Kleiſt-Retzow Halme ziehen oder würfeln müſſen, wer von ihnen der würdigſte Kandidat.

Ich: Gut, meine Herren, ich werde Ihre Aufträge treulich beſtellen. Empfehle mich Ihnen. Guten Abend! . . . . . .

Unterwegs von unſerem in der Epikurosſtraße gelegenen Wohnhauſe „Zum Lukretius" im Elyſion bis nach Berlin hatten wir nur ein nennenswerthes Begegniß, falls es überhaupt als ein ſolches bezeichnet werden darf. In Leipzig ſahen wir nämlich, was wir daſelbſt ſchon vor nahezu einem Vierteljahrhundert geſehen hatten: die bekannte Dame, welche am Ufer der Gentzpfütze ſtand und mit einem ungeheuren

Digitized by Google

Winkelhaken aus der Officin von F. A. Brockhaus in dem schmierigen Wasser herumfischte. Die Erträgnisse der Fischerei wanderten und wandern zunächst unter die Pressen der genannten Officin (und unter die anderer, denn eine Officin ist nicht im Stande, all das Zeug zu bewältigen) und kamen und kommen sodann auf den Markt mit der Etikette: „Kondensirter Froschlaich aus dem unerschöpflichen Nachlaß der Natur des ungeschweigbaren Schmergelius Grabquaker, auf dem Wege zum Geheimerathsquartier stecken gebliebener Ex-Diplomat."

Kamen gerade rechtzeitig in der Reichshauptstadt an, um am 18. Februar in freilich sehr gedrückter, ja gepreßter Stellung im Zuhörerraume des Reichstagssals dem erwarteten großen, aber ziemlich klein ausgefallenen Protestspektakelstück anzuwohnen.

Das Possirliche daran war von vornherein, daß der französische Protest von einem ganz geläufig süddeutsch sprechenden Herrn mit dem ur-, urer-, urestdeutschen Namen Teutsch herdeklamirt wurde. Se.

Digitized by Google

allerhöchstselige königliche Majestät, welcher ich übrigens im Elysion nie begegnet bin, Ludwig der Erste von Bajuwarien, hat bekanntlich nie anders als „teutsch" zu schreiben geruht. Bei der bloßen Nennung des Namens Teutsch muß einem altdeutschwäldlerisch, indogermanisch, urarisch, teutisch, theodiskonisch, kurzum ganz jakobgrimmig zu Muthe werden und wir haben ein Gefühl, als würden uns alle die schon vollendeten und in fernen Ewigkeiten noch zu vollendenden Wälzer des „Deutschen Wörterbuches" an den Kopf geworfen. Teutsch! Steckt da nicht ebensowohl das deutsche Gemüth als die deutsche Faust, ebensowohl Sauerkraut und Lagerbier als Nibelungenlied und der straßburger Münster, ebensowohl Landsknechtschaffenheit als Wertherei, ebensowohl die echternacher Springprocession als der lessing'sche Nathan, ebensowohl das Stockskepter des alten Fritz als Schillers Tell darin? Beim sonnenäugigen Wuotan und beim blitzrothbärtigen Donar, der Protestdeklamator hätte anstandshalber es machen sollen, wie es viele unserer christlichen und jüdischen Landsleute in Ungarn und

Rußland machen, allwoselbst bekanntlich aus einem deutschen Ochsen schon manch ein Ochsyanyi und aus einem deutschen Esel schon mancher Eselynski geworden ist. Jedennoch muß man, um gerecht zu sein, dem Monsieur oder Citoyen Teutsch oder Tötsch zugestehen, daß er sich, wenn auch nicht nominell, so doch substanziell entdeutscht und richtig verfranzöselt habe. Denn nur hieraus erklärt sich die unbefangene Schamlosigkeit oder die schamlose Unbefangenheit, womit der Monsieur dem Deutschen Reiche, welches sein ihm vordem gestohlenes Eigenthum im gerechtesten aller Kriege um hohen Blutpreis zurückerworben hat, zumuthen konnte, in Elsaß-Lothringen, um „den Schein zu retten", eine elende Plebiscitposse á la Lügen-Louis, Pietri u. Komp. aufzuführen. Daß man unwillkürlich dazu kam, den Zumuther keiner Antwort zu würdigen, sondern blos mit „Heiterkeit" und Lachen abzufertigen, begreift sich, weil eben Grimassen, wie sie Monsieur Teutsch, um sich als in der Wolle gefärbter Gallier aufzuspielen, zum besten gab, im deutschen Reichstage schlechthin lächerlich sind. So was gehört in die

Digitized by Google

Komödiantenbude zu Verſailles, allwo ſie von Tag zu Tag einander „La journée des dupes“ vorſpielen oder wenigſtens vorſpielen möchten. Wenn aber die Franzoſen in ihren Journalen jubelnd ſich brüſteten, Monſieur Teutſch habe ſich am 18. Februar als echter Sohn der trotz alledem noch immer an der Spitze der Civiliſation tanzenden „grande nation“ erwieſen, ſo können die Deutſchen auch zu dieſem Armuthszeugniß, welches ſich die beſagte große Tanznation damit wiederum ausgeſtellt hat, zufrieden lächeln. Alſo dieſes gehirnweiche, mit Lügen, falſchen Citaten und Rohheiten geſpickte Geplapper ſollte echtes Franzoſenthum vorſtellen? Oh, Eſprit Montaigne's, Voltaire's und Courier's, wie biſt du auf den Tötſch gekommen!

Gewiß, dieſer „Proteſt“ verdiente keine andere Antwort als „Heiterkeit“. Eine andere Frage iſt aber, ob ſich an die etwas myſterienhaft-violette Erklärung des ſtraßburger Biſchofs nicht eine zeit- und zweckmäßige Debatte hätte knüpfen laſſen. Sicherlich wäre es nicht übel geweſen, den Abgeordneten von Elſaß-Lothringen ein- für allemal den Standpunkt

Digitized by Google

klarzumachen und ſie vor allem zu fragen, warum ſie denn, wenn ſie Franzoſen bleiben wollten, nicht für Frankreich optirt hätten. Vielleicht wäre es ſodann auch durch die ganze Sachlage gerechtfertigt geweſen, die Herren Elſäſſer überhaupt einmal daran zu erinnern, daß es unter allen Umſtänden niederträchtig iſt, ſeine Mutter zu verleugnen. Schon der Hinweis auf die ihrer doch wahrlich nicht ſehr zärtlichen und fürſorglichen Mutter Polonia mit unzerſtörbarer Pietät anhangenden Sarmaten hätte den Elſäſſern die Schamröthe auf die Stirnen treiben müſſen. Aber freilich, Geſellen wie die Meſſieurs Erckmann und Zingerle (der ſich zum Seinguerlet verwelſcht hat) lieferten ja ſchon lange den Beweis, daß die Aneignung des franzöſiſchen Stils die Austreibung deutſchen Schamgefühls zur unumgänglichen Vorausſetzung habe. Das iſt überhaupt die dunkle Kehrſeite des deutſchen Univerſalismus und Koſmopolitismus, daß der Deutſche ſogar halb- oder ganzbarbariſchen fremden Nationalitäten bei jeder Gelegenheit knechtiſch ſich anzupaſſen eilt. Schmach über dieſe Molluſkenhaftigkeit, über dieſe Anſchmiegungsfeigheit! Sie hat ſchon frühzeitig,

Digitized by Google

immer bedauerlicher aber vom 16. Jahrhundert an all unser nationales Unglück mitverschuldet ....

Note des Herausgebers.

Es befindet sich noch eine hübsche Anzahl von zinnober'schen Episteln in meinem Besitze. Ich werde dieselben veröffentlichen, sobald im deutschen Reiche die Freiheit der Presse nicht mehr ein bloßer Verfassungsparagraph, sondern eine Thatsache sein wird.

Digitized by Google

Lukrezia Borgia.

Das Aergſte weiß die Welt von mir, doch ich
Kann ſagen: Ich bin beſſer als mein Ruf.
Schiller, Maria Stuart, III, 4.

Digitized by Google

1.

Der Name Gregorovius ist kein gäng und gäber, kein „gefragter" an der literarischen Börse.*) Die kritischen Makler, welche die Marktschreiertrompete der Jobberei blasen und das Tamtam der Kameradschaft schlagen, um das Geschäft in bedrucktem Papier, weiland Literatur genannt, „moussiren" zu machen, haben weder Zeit noch Lust, mit einem Autor sich zu befassen, welcher wirklich ein solcher und demnach keiner „von unsere Leut'", das heißt, kein Macher in besagtem Papiergeschäft ist und von welchem folglich auch keine Maklergebühren zu erwarten sind. In

*) Geschrieben auf Veranlassung des Buches „Lukrezia Borgia". Nach Urkunden und Korrespondenzen ihrer eigenen Zeit. Von Ferdinand Gregorovius. 2 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta 1874.

Digitized by Google

Wahrheit: er ist nicht börsenfähig, das heißt, er wird von solchen Männern und Frauen gelesen und geschätzt, welche sich die Freiheit nehmen, nicht gerade nur das für gut und schön zu halten, was an der literarischen Schwindel- und Reklamebörse zu den höchsten Kursen ausgeschrieen wird. Gregorovius war und ist kein Mann der Mode. Ich vermuthe sogar, er gehöre mit zu uns altfränkischen Menschen, die wir des bescheidenen Dafürhaltens sind, nicht jeder beliebige galoppirende Humbug, mag er auch noch so dicken Staub aufwirbeln oder noch so vielen Koth verspritzen, sei ein wissenschaftlicher, politischer oder socialer Vorschritt. Natürlich wissen wir sehr wohl, daß dadurch der Galopp der Chimären (der alte Abraham a Sankta Clara würde sagen: Schindmähren) keineswegs aufgehalten wird; aber immerhin werden anständige Leute noch so frei sein dürfen, nicht mitaufsitzen und mitreiten zu wollen. Es gibt ja der Reiter und Reiterinnen ohnehin genug.

Gregorovius ist eine der nicht gerade sehr zahlreichen Charakterfiguren unserer Literatur-Gegenwart. Schon um seiner Selbstständigkeit willen, wie sie eben

Digitized by Google

auf ſich geſtellte Geiſter kennzeichnet, welche ihre eigenen Wege wandeln, während der ſchreibende Troß auf den durch die Tagesmoden angelegten Straßen ſelbſtvergnüglich einhertrabt, einander beglückwünſchend, daß ſie lauter ſo „zeitgemäße" Skribenten. Freilich nur abſeits von dieſen Straßen, in ſtill abgelegenen Gründen, wo man noch „Menſch iſt und es ſein darf", nicht bloß eine Ziffer in dem grauenhaft komplicirten Rechenexempel unſerer Tage, da gedeihen Werke, wie ſie uns Gregorovius gegeben hat: Bücher, wie das über „Korſika" und die „Wanderjahre in Italien", ſo voll von Geiſt, Wiſſen, Schönheit, oder eine Dichtung wie der „Euphorion", welche zweifellos zu dem Gehaltvollſten und Anmuthigſten gehört, was während der letzten ſechzig Jahre gedichtet worden.

Die Verbindung des Hiſtorikers mit dem Poeten in unſerem Autor hat auch ſeinem großen Geſchichtswerke „Die Stadt Rom im Mittelalter" das höchſt erfreuliche Gepräge eines hiſtoriſchen Kunſtwerkes verliehen. Loebell, ein ſicherlich urtheilsfähiger Fachmann, hat es ja den großen Hiſtorikern des Alterthums nachgerühmt, daß ſie „ihre Werke von poetiſchen Säften

Digitized by Google

ſchwellen ließen, ohne daß dieſe Werke aufhörten, Geſchichte zu ſein", und dieſes Lob gebührt auch der „Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter". Auf urkundlicher Baſis erhebt ſie ſich als ein harmoniſch gegliederter Kathedralbau mit all der bizarr-maleriſchen Ornamentik des gothiſchen Stils, aber als ein in die Tageshelle moderner Anſchauung und Kritik geſtellter Kathedralbau. Gregorovius läſſt dem mittelalterlichen Papſtthum, welches von einem ſo großen Gedanken, wie der Menſchengeiſt nur ſehr wenige gefunden hat, getragen wurde, volle Gerechtigkeit widerfahren. Wiſſenſchaftlich und künſtleriſch ſo ganz unbefangen wie hier iſt nie und nirgends die Geſchichte der Päpſte im Mittelalter geſchrieben. Aber niemals verleugnet der Verfaſſer den Deutſchen, niemals läſſt er ſein ſcharfes Gefühl für Wahrheit oder Lüge, für Recht oder Unrecht zurücktreten und verſtummen vor den elenden Rückſichten der „diplomatiſchen" Hiſtorik, welche darauf ausgeht, die ganze Weltgeſchichte zu einer Widerſpiegelung der eigenen Selbſtſucht und Knechtſchaffenheit zu verhofrathen. Weil ſodann Gregorovius vermöge ſeines Dichterauges die hiſtoriſchen

Digitized by Google

Geſtalten leibhaftig zu ſehen vermochte, darum wuſſte er dieſelben ſo anſchaulich vor unſere Augen hinzuſtellen, und weil er ſich nicht davor ſcheute, die Geſchicke ſeiner Geſtalten mitzuleiden, weil er ſich nicht ſchämte, mitzulieben und mitzuhaſſen, darum athmen die Blätter ſeines Buches eine ſo wohlthuende Seelenwärme.

Im ſiebenten Bande deſſelben hat er die Geſchichte jenes Rodrigo Borgia, jenes ſechſten Alexander dargeſtellt, in deſſen Perſon, Denken und Thun die Idee des Papſtthums wohl die verworfenſte Form ihrer Verwirklichung fand und die ſogenannte Statthalterſchaft Chriſti zur ruchloſeſten Karikatur geworden iſt. Nur etwa zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, zur Zeit der „Pornokratie", in den Tagen der „Päpſtemacherinnen" Theodora und Marozia, war der Vatikan eine ebenſolche Peſthöhle des Laſters, Frevels und Skandals geweſen, wie er während des Pontifikats Alexanders VI. es war, zu welchem Satze ich ſofort anmerke, daß dieſe Peſthöhle eine ſolche bleibt und genannt werden muß, auch wenn man die Gräuel, deren ihre Zeitgenoſſen Pontan und Sannazar, dann

Digitized by Google

Guicciardini und andere den sechsten Alexander und dessen Kinder bezichtigt haben, als historisch unerwiesen ganz beiseite lässt.

Nun ist Gregorovius noch einmal zu jener Zeit zurückgekehrt, die allerdings, namentlich soweit sie den päpstlichen Hof angeht, etwas dämonisch Anziehendes hat. Leicht begreiflich, daß die Gestalten der Borgia ihn festhielten oder wiederum zurückriefen, insbesondere die Gestalt der schönen, goldfarbelockigen, arg verrufenen Papsttochter Lukrezia, welche dem Pontan und Sannazar zufolge die Buhlin ihres Vaters und ihrer Brüder war, aber dem Pontan und Sannazar, dem Macchiavelli und Guicciardini, item auch dem Hugo, dem Donizetti und Lenau zum Trotz doch vielleicht besser gewesen sein könnte als ihr Ruf. Untersuchen wir einmal die häklige Sache mit deutscher Gründlichkeit und historischer Gewissenhaftigkeit, denkt unser Autor und geht rüstig an die Arbeit, die fürwahr keine kleine war, dermalen aber eine wohlgethane ist. Denn infolge dieser Arbeit haben wir jetzt die Lukrezia Borgia nicht mehr als hugo'sches Ungeheuer

Digitized by Google

und auch nicht als lenau'ſche Kurtiſane, ſondern als hiſtoriſche Figur.

Eine ſogenannte „Rettung" alſo? Ja und nein. Ja, denn mit Beiſeiteſtellung der nicht urkundlich zu erweiſenden Bezichtigungen hat uns der Verfaſſer gezeigt, daß und warum die Tochter des Papſtes ſo werden konnte, muſſte, wie ſie war, nicht beſſer, aber auch nicht eben ſchlechter als viele ihrer Zeit- und Standesgenoſſen. Nein, Gregorovius hat ſich wohl gehütet, die Sünderin — wir ſind ja bekanntlich Sünder und Sünderinnen allzumalen — in eine Heilige umſchönfärben zu wollen. Achtung und Sympathie wird auch die hiſtoriſche Geſtalt dieſer Frau, wie ſie der Verfaſſer vor uns hingeſtellt hat, nicht erwecken; wohl aber ſetzt uns ihr Biograph in den Stand, dieſen ſeltſamen Lebenslauf zu verſtehen. Demzufolge werden wir dann auch dem Wunſche zugeneigt, glauben zu können, die gräulichen Kothwürfe, womit die Erſcheinung Lukrezia's durch ihre Zeitgenoſſen bemakelt wurde, oder wenigſtens die gräulichſten dieſer Bemakelungen ſeien ungerechtfertigte, ſeien verleumderiſche geweſen. Freilich, den bezüglichen Arg-

Digitized by Google

wohn ganz zu beseitigen hat Gregorovius nicht vermocht. Da und dort ist auch zwischen seinen Zeilen zu lesen, er habe gar wohl gefühlt, daß in gewissen Fällen der Mangel an schriftlichen Schuldbeweisen noch lange nicht die Schuldlosigkeit der Angeklagten beweise. Wo denn sind jemals über Beziehungen, wie sie Lukrezia Borgia zu ihrem Vater, dem Papste, und zu ihren beiden Brüdern Giovanni und Cesare gehabt haben soll, von seiten der Betheiligten Protokolle angelegt oder Urkunden aufgesetzt worden?

Skandalsüchtige mögen das Buch ungelesen lassen: sie würden ihre Rechnung dabei nicht finden und sich nur enttäuscht fühlen. Es ist ein ernstes Werk und verlangt ernste Leser und denkende Leserinnen. Wie mir scheinen will, hat Gregorovius, um den strengen Gang seiner Untersuchung und Darstellung konsequent einzuhalten, absichtlich auf die künstlerische Behandlung der Diktion verzichtet und seine außerordentliche Gabe der Schilderung fast durchweg hintangehalten. Ob zum Vortheile des Buches, dürfte freilich fraglich sein. Denn mitunter verfällt dasselbe infolge dieser Enthaltsamkeit des Verfassers in die Trockenheit des

Digitized by Google

bloßen Referats und die ausführlichen Mittheilungen, aus Urkunden und Depeſchen, ſo berechtigt und ſchätzenswerth dieſelben an und für ſich ſind, werden ſolche Leſer, welche der ſonſtigen gregorovius'ſchen Darſtellungsweiſe voll farbenſatter Anſchaulichkeit, künſtleriſcher Gruppirung und pulſirenden Lebens gewohnt waren, ſchwerlich ausreichend entſchädigen. Die Motive, von welchen der Verfaſſer bei der hier eingehaltenen Weiſe des Vortrages ſich leiten ließ, ſind ſicherlich ſehr ehrenwerthe: er wollte, wenn ich recht vermuthe, die hiſtoriſche Wahrheit, ſoweit es möglich, ſie zu finden, nicht nur ungeſchminkt, ſondern auch ungeſchmückt vor uns hintreten laſſen. Alſo würde er, wie er mit Recht geglaubt, am beſten ſeine Abſicht erreichen, an die Stelle der Legende von Lukrezia Borgia, derzufolge ſie „eine Mänade war, welche in der einen Hand die Giftphiole, in der andern den Dolch trug, während dieſes furienhafte Weſen die ſanften und ſchönen Züge einer Grazie hatte", die geſchichtliche Wirklichkeit zu ſetzen.

Warum die Borgia die Unterſuchung durch den Geſchichtſchreiber und Pſychologen immer wieder

Digitized by Google

reizen? Gregorovius wirft in der Einleitung zu seinem Buche diese Frage ebenfalls auf und beantwortet sie so: „Für die Borgia ist der beständige Hintergrund die christliche Kirche; sie kommen aus ihm hervor, sie bleiben auf ihm stehen und der grelle Widerspruch ihres Wesens zum Heiligen macht sie dämonisch. Die Borgia sind die Satire auf eine ganze große Form oder Vorstellung kirchlicher Welt, welche sie zerstören oder verneinen. Auf hohen Postamenten stehen ihre Gestalten und ihre Angesichter streift stets das Licht des christlichen Ideals. In diesem sehen und erkennen wir sie."

Das ist's! Der ungeheure Kontrast zwischen der Idee eines „Statthalters Christi" und der Thatsächlichkeit eines sechsten Alexander hat etwas so erstaunendes, etwas zugleich so anziehendes und abstoßendes, etwas so märchenhaft-grausiges, daß man immer wieder darauf hinzublicken sich versucht fühlen muß. Aufrichtig fromme Katholiken müssen, wenn ich recht erwäge, von einem kalten Schauder angefaßt werden bei dem Gedanken, daß dieser Papst ihren Gott auf Erden repräsentirte, daß ein solcher Unzüchtling und

Digitized by Google

Frevler die höchſten Myſterien des Glaubens verwaltete, daß dieſe von Schmutz, Gift und Blut triefenden Borgia-Hände die geweihte Hoſtie erhoben.

Um die Möglichkeit einer Erſcheinung wie die der Borgia-Sippſchaft und Borgia-Wirthſchaft zu begreifen, muß man vor allem die Zeit dieſer Erſcheinung im Auge halten. Dieſe turbulente, alles durcheinander miſchende und ſchüttelnde Uebergangszeit der letzten Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts und der erſten des ſechzehnten Jahrhunderts, allwo mit der mittelalterlichen Brutalität und Gewaltſamkeit in der Politik die ganze Liſt und Tücke der neu aufgekommenen „welſchen Praktik" ſich verband, mit unerhörter Frechheit an die Stelle des Sittengeſetzes die Lehre von der Alleinberechtigung des Erfolges geſetzt wurde, die elementare Leidenſchaft und rückſichtsloſe Genußgier aus den Prämiſſen der wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Strebungen und Leiſtungen der „Renaiſſance" die gemeinen und ſelbſtſüchtigen Konſequenzen zogen, welche ihren wilden Inſtinkten behagten — dieſe Zeit, wo Italien von Tyrannen und die Paläſte des Statthalters Chriſti und ſeiner Kardinäle von Kurtiſanen

Digitized by Google

und Baſtarden wimmelten, wo der ſtolze Bau der Kirche in ſeinen Fundamenten unterhöhlt und verfault war, eine heidniſche Skepſis ihre ſpottlachenden, tumultuariſchen Tänze um die Altäre herſchlang und dennoch die Hierarchie, während ſie ſich vor lachen ausſchütten wollte über die Witze und Satiren, welche die Renaiſſance-Poeten, namentlich die italiſchen, gegen die chriſtliche Mythologie und Dogmatik ausgehen ließen, mit altgewohntem Hochmuth, mit hergebrachter Unduldſamkeit und Grauſamkeit ihre ungeheuerlichen mittelalterlichen Anſprüche feſthielt und vertheidigte, einen Savonarola verbrennen ließ, aber einem Pulci Beifall klatſchte; dieſe Zeit, wo die Verweltlichung, die Verlüderlichung des Papſtthums ihre ſchamloſeſte Vollendung fand, die Päpſte wie griechiſche Götter lebten und trotzdem wie chriſtliche verehrt ſein wollten und wo die von den Humaniſten neu verkündigte Lebensfreudigkeit, Weisheit und Schönheit, wie die Antike ſie lehrte, in der italiſchen Geſellſchaft ſo vielerorten nur zu raffinirtem Laſterleben, zur Verachtung aller religiöſen, ſittlichen und ſocialen Gebote ausgeſchlagen war und hinter der

Digitized by Google

zügelloſen Verhöhnung der Kirchenlehre doch immer wieder der gedankenloſe Köhlerglaube an die Satzungen, Formen und Bräuche der Kirche ſchmählich ſich verſteckte und das grauenhafteſte Verbrechen mittels irgendeines äußerlichen Bußwerkes volle Sühnung zu erlangen hoffte.

Ja, dieſe Zeit, ſie hatte ſo recht eine Temperatur, wie die Borgia ſie zum gedeihen brauchten.

Digitized by Google

2.

Alexander der Sechste hat die Macht und den Glanz des Hauses Borgia (eigentlich, das heißt spanisch, Borja) nicht begründet, sondern nur entwickelt. Sein Oheim Alfonso Borgia war als Bischof von Valencia und Geheimschreiber des Königs Alfonso von Aragon mit diesem nach Neapel gekommen. Alfonso von Aragon wurde König von Neapel, Alfonso von Valencia, der sich als fanatischer Hasser aller Reformregungen in der Kirche auf- und hervorthat, wurde im Jahre 1444 Kardinal und elf Jahre später Papst unter dem Namen Kalixt der Dritte. Er zog seine Sippschaft aus Spanien herüber und das spanische Wesen begann im Vatikan, ohne sich jedoch schon jetzt bleibend daselbst festsetzen zu können. Seine beiden Neffen Pedro Luis und Rodrigo, die Söhne seiner Schwester

Digitized by Google

Isabella Lanzol, adoptirte der Papst und legte ihnen seinen eigenen Familiennamen bei. Selbstverständlich musste das „Patrimonium Petri" herhalten, um die Verwandten Kalixts mit Geld, Gütern und Würden überreichlich auszustatten. Die „Nepotenwirthschaft" trat jetzt am päpstlichen Hofe in das Stadium ihrer üppigsten Blüthe. Im Jahre 1456 machte der Statthalter Christi seinen fünfundzwanzigjährigen Neffen Rodrigo Lanzol-Borgia zum Kardinal und ein Jahr später zum Vicekanzler der römischen Kirche. Wieder ein Jahr darauf starb Kalixt, aber der Kardinal befand sich schon in einer so großen und nicht leicht zu erschütternden Stellung, daß er auf weiteres Glück zuversichtlich hoffen durfte. Auch war er bereits zu dieser Zeit sehr reich.

Reich ebensowohl an Geld und Gut als an Erfahrung im Laster und skandalhaftem Rufe. Es muthet uns doch ganz eigen an, wenn wir jenen Brief lesen, welchen Kalixts Nachfolger, Pius der Zweite, am 11. Juni 1460 an Rodrigo Borgia schrieb, um diesem wegen seiner lärmenden Ausschweifungen sanfte Vorstellungen zu machen. Eine Orgie, welche der Kar-

Digitized by Google

dinal und Bischof von Valencia zu Siena in den Gärten des Giovanni di Vichis mit verschiedenen sienesischen Frauen und Mädchen durchgerast hatte, war die Veranlassung zu der langen päpstlichen Epistel, deren kurzer Sinn kein anderer als dieser: Man soll gewisse Dinge nicht allzu geräuschvoll treiben. Pius der Zweite musste das wissen; er war ja früher auch kein Heiliger gewesen. Wie es der Kardinal Borgia trieb, erhellt schon aus dieser Stelle des päpstlichen Mahnschreibens: „Deinem eigenen Urtheile überlassen wir es, ob es für deine Würde schicklich sei, Mädchen zu schmeicheln, Früchte und Wein denjenigen zu schicken, die du liebst, und den ganzen Tag auf nichts zu sinnen als auf jede Art von Wollust.“ Es dürften übrigens nicht viele Mahnbriefe jemals geschrieben worden sein, welche weniger gefruchtet hätten als dieser päpstliche.

Rodrigo Borgia war nicht nur damals, sondern auch noch später, noch als Greis und bis zu seinem Tode von der wilden Sinnlichkeit eines Stieres erfüllt, der ja bekanntlich das Wappenthier der Borgia gewesen ist, und mit der Gier und Kraft eines Stieres ver-

Digitized by Google

band er die Stattlichkeit eines vollendet schönen Mannes. Als von hoher Gestalt, mit schwarzen Feueraugen, blühend rothen Lippen, heiterer Stirn, majestätischer und zugleich zierlicher Haltung wird er von den Zeitgenossen übereinstimmend gepriesen. Einer derselben, Gaspar von Verona, hat von dem Kardinal gesagt: „Er ist schön, von anmuthigem und heiterem Antlitz, von zierlicher und süßer Beredsamkeit. Wo er nur herrliche Frauen erblickt, regt er sie in fast wunderbarer Weise zur Liebe auf, und er zieht sie an sich, stärker, als der Magnet das Eisen anzieht.“ Ein richtiges Vorbild des Don-Juan-Typus also, welchen ja auch ein Spanier, Gabriel Tellez, genannt Tirso de Molina, zuerst in die Weltliteratur eingeführt hat. („El burlador de Sevilla.“)

Wer könnte der Anziehungskraft eines solchen Kardinal-Magnets widerstehen, auch wenn man nicht von Eisen, sondern nur ein mehr oder weniger schwaches Weib ist? Unter den mehreren Frauen und vielen Mädchen, welche diese Frage an sich zu richten Ursache hatten, befand sich auch die junge Römerin Vannozza Catanei, welche wir unserem Autor zufolge uns „vor-

Digitized by Google

ſtellen dürfen als eine jener mächtigen und üppigen Frauengeſtalten, wie man ſie in Rom ſieht und in denen Juno und Venus vereint zu ſein ſcheinen". Vannozza, welche um 1467 die Maitreſſe des Kardinals wurde, hat auf ſein Betreiben ſpäter nacheinander zwei Scheinehen eingegangen und in ſeiner Gunſt ſo lange Zeit ſich behauptet, daß wir annehmen müſſen, ſie ſei kein ganz gewöhnliches Weib geweſen. Sie gebar ihrem Liebhaber im Kardinalpurpur vier Kinder: Juan, Ceſare, Lukrezia und Jofred, welche drei Söhne und eine Tochter Borgia ausdrücklich als ſeine Sprößlinge anerkannt und denen er vor ſeinen übrigen Baſtarden männlichen und weiblichen Geſchlechts von anderen Kebſinnen einen entſchiedenen Vorzug eingeräumt hat.

Lukrezia Borgia wurde geboren am 18. April 1480 zu Rom. Vannozza beſaß neben anderem — ſie hatte ihre Verbindung mit dem Kardinal finanziell vortrefflich auszubeuten gewußt — im Viertel Ponte auf der Piazza Pizzo di Merlo ein Haus, worin Lukrezia zweifelsohne die erſten Kinderjahre verlebte. Wenige Schritte davon entfernt ſtand der Palazzo, in welchem

Digitized by Google

damals ihr kardinalischer Vater residirte und zwar in Pracht und Prunk; denn er bezog aus seiner Vicekanzlerschaft, aus seinen drei Bisthümern Valencia, Portus und Karthago, aus vielen ihm in Italien und Spanien verliehenen Abteien und sonstigen Pfründen wahrhaft „heidenmäßig" viel Geld und sein Haushalt war einer der glänzendsten und üppigsten in Rom. Diese römischen Nachfolger der Apostel verstanden das fischen und weben ganz anders als ihre armen Teufel von Vorgängern. Die römische Baronenschaft wusste auch schon damals den Werth der Dukaten, womit Rodrigo Borgia seine Töchter auszustatten pflegte, geziemend zu würdigen. Dies zeigt uns der Ehekontrakt, welcher im Januar 1482 zwischen Messer Gianandrea aus dem Hause Cesarini und der Donna Girolama Borgia, Tochter des Kardinals von einer ungenannten Mutter, in Gegenwart des Brautvaters, sowie verschiedener Kardinäle und Barone durch den Notar Beneimbene abgeschlossen wurde. Ein Jahr später verheiratete der fruchtbare Kardinal abermals eine Tochter, Isabella — Mutter ebenfalls ungenannt — an den römischen Nobile Matuzzi. Die

Digitized by Google

Unbefangenheit, womit bei ſolchen Verlobungen und Vermählungen der Söhne und Töchter von Biſchöfen, Kardinälen und Päpſten öffentlich vorgegangen wurde, gehört auch mit zur Signatur jener Zeit. So einer Probe dürfte ein „Unfehlbarer“ von heute ſeine Unfehlbarkeit doch kaum bloßzuſtellen wagen. Andere Zeiten, andere Muſik; der Generalbaß der menſchlichen Triebe, Mühen, Leiden, Thorheiten und Laſter bleibt aber bekanntlich immer derſelbe.

Frühzeitig übergab der Kardinal die kleine Lukrezia einer Frau zur Erziehung, welche die Nichte ſeines Oheims Kalixts des Dritten, demnach ſeine Baſe und noch mehr war, nämlich die „Vertraute ſeiner Sünden, ſeiner Intriken und Pläne bis zu ſeinem Tode“. Im Hauſe dieſer verwitweten Donna Adriana Orſini wurde Lukrezia ganz auf dem Fuße der vornehmen römiſchen Welt von damals erzogen. Alſo in erſter Linie zum „chriſtlichen Anſtand“, zur Beobachtung des kirchlich-ceremoniellen Dekorums. Denn obzwar die vornehme Geſellſchaft im damaligen Italien durchweg heidniſch — im ſchlimmen, ſchlimmeren und ſchlimmſten Sinne des Wortes — geſinnt war

Digitized by Google

und handelte, so wurde von wohlerzogenen Herren und Damen doch eine äußerlich korrekte Katholicität gefordert. Waren ja auch Alexander der Sechste und sein scheusäliger Bastard Cesare ganz korrekte Katholiken. Jener war sogar berühmt um der imponirenden Würde und Majestät willen, womit er den Altardienst verrichtete. Im übrigen ist die weibliche Erziehung dazumal durchschnittlich gerade solcher Dilettantismus gewesen wie heutzutage. Nur mit dem Unterschiede, daß die Backfischchen und Lämmerchen statt wie jetzt an der französischen und englischen Sprache an der lateinischen und griechischen herumdilettirten und statt wie heute mit dem Klavier ihrerseits mit der Laute viel kostbare Zeit vergeudeten. So ein besaiteter Marterkasten in jedem Hause scheint nun einmal zu den übrigen Widerwärtigkeiten des Lebens gehören zu müssen. Die Tochter des Papstes wurde später von wegen ihrer „klassischen" Bildung beschmeichelt. Es ist aber damit gewiß nicht weit her gewesen. Sie sprach und schrieb italienisch und spanisch. Die Handschrift ihrer auf uns gekommenen Briefe ist fest und nicht ohne Zierlichkeit, der Stil fließend, der Inhalt ordinär. Geist

Digitized by Google

und Geisteskultur Lukrezia's reichten in keiner Weise über das Durchschnitts-Mittelmaß hinauf, aber sie war, zu ihrer Blüthe gekommen, schön von Antlitz und Gestalt, von höchst anmuthigem gebaren und bezeigen, geübt in der Führung des Zeichenstiftes und fertig in der Handhabung der Laute, auch eine Art Künstlerin mit der Sticknadel und endlich eine Tänzerin voll Feuer und Grazie. An dem tanzen seines Töchterleins konnte sich Papa Borgia nie satt sehen. Eine erkleckliche Dosis seines Leichtsinns, sowie seiner dauerhaften Lebensheiterkeit und Genußfreudigkeit hatte der Vater auf die Tochter vererbt. Alles in allem: nicht die Natur machte Lukrezia zu einer außerordentlichen Erscheinung, aber die Verhältnisse machten sie dazu. Wäre ihr Vater nicht auf den Stuhl Petri gelangt, so hätte sie vielleicht häusliches Glück, also das einzige wirkliche, gegeben und empfangen. Nachdem aber Borgia Papst geworden, wurde sie ein Mittel und Opfer der päpstlichen Politik, und zwar einer päpstlichen Politik, wie Alexander der Sechste und sein Sohn Cesare sie verstanden und handhabten. Die politischen Heiraten, welche man sie eingehen

Digitized by Google

machte, brachten Unglück, Verderben und Tod über ihre ersten Männer, sodaß die Umarmung dieses Weibes in der That gleichbedeutend schien mit Vernichtung. Aber wenn man billig sein will, muß man sagen, daß sie doch mehr durch sich sündigen ließ, als selber sündigte. Ein hoher Grad von Herzenskälte freilich muß ihr eigen gewesen sein. Denn sie ließ sich durch die schrecklichen Krisen und Katastrophen, welche ihre Jugend verdüsterten, offenbar wenig anfechten. Sie blieb hübsch, heiter, hellauf bis zuletzt.

Digitized by Google

3.

Auch auf Lukrezia findet der göthe'sche Satz: „Niemand kann die Eindrücke seiner Kindheit verwinden" — seine Anwendung. In diesem Kinde konnte das Sittengesetz gar nicht Wurzel schlagen, es war nicht möglich. Denn in was für eine Welt war die Kleine gestellt? In eine Welt, welche von moralischen Bedenken gar nichts wusste, in eine Welt der prangenden und prunkenden Zucht- und Schamlosigkeit. Lukrezia musste frühzeitig erfahren, daß der Mann ihrer Mutter nicht ihr und ihrer Brüder Vater war, sondern daß sie ihr Dasein einem Kardinal verdankte, welchen sie auch wohl schon als den künftigen Statthalter Christi bezeichnen hörte. Und wohin sie sah, ringsum erblickte sie ähnliche Verhältnisse: Kardinäle, welche ganz unbefangen Maitressen hielten und ihre Kinder stattlich

Digitized by Google

verſorgten, während im Vatikan die Söhne, Töchter und Enkelkinder Sr. Heiligkeit Innocenz' des Achten daheim waren, wie denn ja in der römiſchen Geſellſchaft die Baſtarde und Bankertinnen der Kirchenfürſten überhaupt vortretende Rollen ſpielten. Die Vorſtellung, daß auch ſie zu einer ſolchen Rolle beſtimmt ſei, athmete die junge Lukrezia ſozuſagen mit der Luft ihrer Umgebung ein.

Und ſie durfte in der That darauf hoffen. Rodrigo Borgia war ein zärtlicher und fürſorgender Papa, das muß man ihm laſſen. Noch als Kardinal war er ſchon darauf bedacht und auch einflußreich und mächtig genug, ſeinen Kindern einen großen Stand zu machen. Für ſeinen Baſtard Pedro Luis erwirkte er vom ſpaniſchen Hofe die Belehnung mit dem Herzogthum Gandia in der Provinz Valencia, und als dieſer Duca di Gandia frühzeitig ſtarb, wuſſte Borgia das Herzogthum auf ſeinen Sohn Juan übergehen zu laſſen. Einer der Baſtarde Vannozza's war demnach ſchon in die hohe Ariſtokratie eingeſchmuggelt. Die Fürſorge des Kardinals für die Kinder Vannozza's ließ auch dann nicht nach, als er von einer anderweitigen Leidenſchaft

Digitized by Google

ganz und gar erfüllt war, von der Leidenſchaft für die blutjunge, blendend ſchöne Giulia Farneſe, welche kaum fünfzehnjährig auf Borgia's betreiben mit dem jungen Urſin Orſini, dem Sohne von Adriana Orſini, vermählt wurde (1489). Ob Giulia noch als Mädchen oder erſt als junge Frau der Verführung des unwiderſtehlichen Kardinals erlag, iſt ungewiß. Thatſache dagegen iſt, daß Donna Giulia zwei Jahre nach ihrer Verehelichung die erklärte Favorit-Maitreſſe Borgia's war, ſowie daß Donna Adriana, die Schwiegermutter des jungen verlorenen Geſchöpfes, das Verhältniß begünſtigte und förderte, und endlich, daß dieſes ehebrecheriſche Konkubinat fortdauerte, als der Kardinal Papſt geworden war. In Rom nannte man dannzumal die päpſtliche Maitreſſe ſpöttiſch „die Braut Chriſti", woraus ſich aber Alexander der Sechſte ſo wenig machte, daß er gleichſam zur ironiſchen Beſtätigung des Spottwortes ſeine ſchöne Kebſin durch ſeinen Hofmaler Pinturicchio im Vatikan als Muttergottes abkonterfeien ließ. Die Schande der Familie Farneſe ſuchte er zuzudecken mit dem Kardinalpurpur, welchen er dem Bruder Giulia's

Digitized by Google

Aleſſandro Farneſe, verlieh. Die Römer hießen darum den alſo Bepurpurten nur den Schürzenkardinal.

Unter den Kindern Borgia's that ſich Ceſare durch glänzende Begabung wie durch wilde Leidenſchaftlichkeit und eine allen Proben gewachſene Nervenſtärke frühzeitig hervor. Auf dieſen Sohn, welcher in Perugia und Piſa ſeine Studien machte, ſtellte Rodrigo die Erfüllung der ſtolzeſten Entwürfe und höchſtfliegenden Borgia-Hoffnungen. Er widmete ihn der Kirche, das heißt, er erlangte, daß Innocenz der Achte den noch unreifen Knaben zum Protonotar und zum Biſchof von Pampelona ernannte. Auch Lukrezia wurde noch in Kinderjahren in die Zukunftsrechnung des Hauſes Borgia als willenloſe Ziffer eingereiht.

Zuvörderſt als eine nur beſcheidene. Ihrem Vater, dem Kardinal, war um gute Verbindungen in ſeinem ſpaniſchen Heimatlande zu thun, wo er ja bereits einen ſeiner Söhne glänzend verſorgt hatte. So wurde denn die elfjährige Lukrezia im Februar 1491 mit einem nur wenig älteren ſpaniſchen Edelmann aus gutem Hauſe verlobt, dem Don Cherubin Juan

Digitized by Google

de Centelles. Dabei wurde vereinbart, daß die Braut ihrem Verlobten 300,000 Timbres valencianiſcher Münze theils bar, theils in Juwelen zubringen und daß ſie innerhalb eines Jahres nach Spanien hinübergeführt und ſechs Monate nach ihrer Ankunft daſelbſt vermählt werden ſollte. Aus dieſer Brautfahrt iſt aber nie etwas geworden. Der Kardinal berückſichtigte die namens ſeiner Tochter eingegangene Verpflichtung ſo wenig, daß er ſchon zwei Monate nach Eingehung derſelben, im April 1491, die kleine Lukrezia einem andern ſpaniſchen Jungen, dem Don Gaſparo, Sohn des Grafen von Averſa, ebenfalls feierlich verlobte. Alſo war der Backfiſch von Kardinalstochter zur gleichen Zeit die Verlobte von zwei jungen ſpaniſchen Dons, die ſich freilich ſpäter Glück wünſchen mochten, daß aus der Verlobung keine Vermählung geworden. Aber es iſt charakteriſtiſch, wie der Papa-Kardinal ſchon bei dieſer Gelegenheit mit dem „Sakrament" ſein Spiel oder ſeine Berechnung trieb. Bald ſollte das noch ganz anders kommen, denn die Giftpflanze Borgia konnte erſt unter dem Schutz-

Digitized by Google

dache der päpstlichen Tiara zum vollen Glanz und Gleiß ihrer Blüthe ausschlagen.

Am 25. Juli 1492 starb Innocenz der Achte. Am 11. August wurden die „Himmelsschlüssel" dem personificirten Laster in die Hände gegeben: Rodrigo Borgia war vom Konklave zum Statthalter Christi gewählt worden. Notorisch hatte er den Stuhl Petri gekauft; aber einerlei, er hatte ihn und er setzte sich recht fest und breit und, maßen er ein ausgezeichneter Schauspieler war, recht majestätisch darauf als Alexander der Sechste.

Man muß die zeitgenössischen Schilderungen von der überschwänglichen Pracht und der überschwänglicheren Niedertracht lesen, womit am 26. August 1492 der verrufene Wüstling auf besagtem Stuhl inthronisirt worden ist, um zu wissen, in was für einer pestilenzischen Kloake von Infamie die Menschen-Bestien mit Behagen sich zu wälzen vermögen. In allen Tonarten wurde der „Stier" Borgia angeschmeichelt und wurde in einem der Festgedichte der neue Papst geradezu als Gott proklamirt: — „Groß war Rom unter Cäsar, am größten aber ist Rom jetzo; denn

Digitized by Google

es herrscht der sechste Alexander, dieser Mann, dieser Gott!"*)

Die Borgia-Wirthschaft konnte nun in großem Stile zu rumoren anheben.

*) „Caesare magna fuit, nunc Roma est maxima; Sextus Regnat Alexander, iste vir, iste Deus."

Digitized by Google

4.

Und sie hob sofort gehörig zu rumoren an. Die Welt sollte erfahren, was für Wunder ein Statthalter Christi zu wirken vermöge.

Noch an seinem Krönungstage übergab der Papst das bisher von ihm innegehabte Bisthum Valencia seinem Sohn Cesare. Ein Jahr später (September 1493) machte er den jungen Menschen zum Kardinal. Hierbei war ein kleines kanonisches Hinderniß zu beseitigen: kein Bastard konnte Kardinal werden. Aber wozu hätte man die Himmelsschlüssel in den väterlichen Händen, falls man damit nicht so eine Kleinigkeit von Meineid zuwegezaubern könnte? Alexander der Sechste ließ durch gekaufte Zeugen beschwören, sein Spurius Cesare sei der eheliche Sohn eines gewissen Dominiko Arignano.

Digitized by Google

Dem päpſtlichen Bankert, deſſen wilde Leidenſchaften jetzt offenen Spielraum hatten und der ſich bald ſeinem Vater ſelbſt furchtbar zu machen wuſſte, iſt übrigens der kardinaliſche Purpur mehr läſtig als willkommen geweſen. Ceſare ſtrebte nach glänzenderem, nach einem Königsmantel. Ein berauſchender Gedanke beherrſchte das ſinnen und ſündigen, das dichten und trachten, beherrſchte all das laſter- und frevelhafte thun und treiben dieſes mit den glänzendſten Vorzügen des Geiſtes und Körpers ausgeſtatteten Ungethüms, in welchem der geniale und glühende Patriot Macchiavelli das Vorbild ſeines „Principe“ geſehen hat, jenes Ideal von einem Tyrannen, wie er dem großen Florentiner nothwendig ſchien, um den Ausſatz der ſtaatlichen Zerriſſenheit und die Peſt der Fremdherrſchaft mitſammen vom Boden Italiens wegzufegen, mit Eiſen und Feuer wegzufegen. Keine Frage, Ceſare Borgia hatte zu einem ſolchen Feger das Zeug und es iſt kein Gräuel erſinnbar, den er zur Erreichung ſeines Zweckes, ſich zunächſt zum König von Mittelitalien zu machen, nicht völlig ſkrupellos und mit dem ewig heiteren

Digitized by Google

Borgia-Antlitz begangen hätte. Mehr noch, er hat im Vorſchritte zur Erreichung ſeines Zieles, dem er ganz nahe kam, ſo ziemlich die ganze Gräuelſkala wirklich durchgeſpielt und iſt bei alledem ein frommer Chriſt und Katholik im Sinne ſeiner Zeit geblieben. Doch wir haben es hier nicht mit Don Ceſare, ſondern nur mit Donna Lukrezia Borgia zu thun.

Für dieſe ſeine geliebte Tochter hatte der neue Papſt ſofort in der Nähe des Vatikans einen Palaſt an der linken Seite der Peterstreppe einrichten laſſen, worin das junge Mädchen jetzt förmlich ihren Hof hielt. In den Räumen dieſes Palazzo empfing im November von 1492 Donna Lukrezia auch die Aufwartung des Erbprinzen Alfonſo von Eſte-Ferrara, der damals als Gaſt im Vatikan weilte. „Er ſah" — meldet uns Gregorovius — „voll Neugierde zum erſtenmale dies ſchöne Kind mit dem goldfarbenen Haare und den klugen, großen Augen, und nichts lag ihm ferner als die Ahnung, daß dieſe einem anderen Verlobte nach neun Jahren in das Schloß der Eſte zu Ferrara als ſeine eigene Gemahlin einziehen werde."

Der Verlobte Lukrezia's war aber zu dieſer Zeit

Digitized by Google

nicht mehr weder Don Cherubin noch Don Gaſparo, ſondern Giovanni Sforza, Herr von Peſaro. Der Papa-Papſt hatte nämlich eine andere Verbindung für ſeine Tochter paſſend gefunden als der Papa-Kardinal und zwar zunächſt eine Verbindung mit einer Seitenlinie des mächtigen Hauſes Sforza. Der genannte Tyrann von Peſaro war auch von der Bank gefallen, ganz Italien iſt ja dazumal verbaſtardiſirt geweſen. Giovanni Sforza war im übrigen ein ſchöner Mann von ſechsundzwanzig Jahren und von nicht geringer Bildung, Witwer ſeit 1490, aber kinderlos. Donna Lukrezia, mit einer Mitgift von 31,000 Dukaten ausgeſtattet, wurde ihm zu Rom im Vatikan am 12. Juni 1493 angetraut. Alexander der Sechſte behandelte die Hochzeit ſeiner Tochter wie eine richtige Haupt- und Staatsaktion. Es ging an jenem Junitage hoch her im Palaſte Sr. Heiligkeit. Principi und Kardinäle ſaßen gemiſcht mit ſchönen Frauen an der Feſttafel, während deren Dauer eine heitere und nicht ſehr decente Komödie aufgeführt wurde. Die Anweſenheit der damaligen Nummer-Eins-Maitreſſe des Papſtes, Julia Farneſe, genannt La Bella, iſt ausdrücklich bezeugt.

Digitized by Google

Zwei Monate ſpäter vermählte der Papſt ſeinen Sohn Jofred, der kaum dreizehnjährig, mit der Donna Sancia, einer Baſtardin des Herzogs Alfonſo von Kalabrien aus dem Hauſe Aragon, welche als ſehr ſchön gerühmte Donna ſpäter ganz öffentlich die Maitreſſe ihres Schwagers Ceſare geworden iſt. Ihre Ehe mit Jofred wurde im Mai 1494 vollzogen und der Papſtjunge wurde dadurch zum Principe von Squillace, da ſein Schwiegervater König von Neapel geworden. Man ſieht, die Kinder der Vannozza hatten es ſchon erklecklich weit gebracht in der Welt: Giovanni war ein ſpaniſcher Herzog, Ceſare ein römiſcher Kardinal und bald der Herzog von Romagna, Jofred ein neapolitaniſcher Prinz und Lukrezia die Fürſtin von Peſaro.

Das blieb ſie freilich nicht lange. Denn nachdem ſie im Juni 1494 mit ihrem Gemahl ihren feſtlichen Einzug in Peſaro gehalten, wurde ſie ſchon nach Jahresfriſt von dort wieder nach Rom zurückgeführt infolge der veränderten Politik ihres Vaters. Papſtthron und Kirchenſtaat ſchwankten ja wie ein kenterndes Schiff auf den Sturmwogen, welche der Invaſions-

Digitized by Google

zug König Karls des Achten von Frankreich in Italien aufgewühlt hatte. Nachdem der Sturm vorüber, das heißt das abenteuerliche Unternehmen des halbnärrischen Franzosenkönigs kläglich misslungen war, begannen Alexander der Sechste und sein Sohn Cesare die schauderhafte Reihe der Machenschaften, welche die Umwandelung des Kirchenstaates in ein Königreich Borgia zuwegebringen sollten. Im Oktober von 1495 treffen wir Donna Lukrezia mit ihrem Gatten wieder im Vatikan, woselbst bald darauf auch der Duca di Gandia aus Spanien und der Principe di Squillace eintrafen, sodaß jetzt die ganze Sippschaft wieder beisammen war. Die Stadt Rom konnte das bald merken, denn die päpstliche Bastardschaft trieb es tüchtig mit prangen und prunken, bankettiren, randaliren und kareſſiren. Der Papa-Papst hatte mit seinen Schlüsseln richtig den Himmel der Lust aufgeschlossen: zwar nicht den christlichen, aber doch den türkischen. Freilich krochen unter den Rosen dieses Paradieses die Giftschlangen der unheimlichsten Intriken rastlos umher.

Das Haus Sforza war im fallen begriffen, folglich hatte es keinen Sinn mehr, daß Donna

Digitized by Google

Lukrezia einem Sforza vermählt ſei, folglich mag ſich Herr Giovanni zum Teufel oder ſonſtwohin packen, nur fort aus dem Bette der Papſttochter und weg aus Rom. Er iſt an beiden Orten im Wege, denn unſere unfehlbare Politik will es haben, daß unſere geliebte Lukrezia anderweitig vermählt werde. Zur Oſterzeit von 1497 fühlte der Herr von Peſaro die Marmorböden der vatikaniſchen Gemächer unter ſeinen Füßen brennen. In Wahrheit, ſein Leben war in Gefahr. Ceſare hatte ſeinen Mordblick auf ihn geworfen und frank heraus zu ſeiner Schweſter geſagt: „Der Kerl muß abgethan werden.“ Daraufhin verhalf Lukrezia dem alſo bedrohten Gatten zur Flucht. Ein raſender Ritt rettete ihn aus Rom zu nicht geringem Verdruſſe der Borgia, welche lieber kurzweg den Dolch zum Eheſcheider gemacht hätten.

Denn um die Scheidung von Lukrezia's Ehe handelte es ſich ja. Der Papſt leitete einen Scheidungsproceß ein, maßen er die Hand ſeiner Tochter wieder zur freien Verfügung haben wollte. Widerſtrebte Lukrezia? Vielleicht ein wenig, aber jedenfalls nicht lange. Geliebt ſcheint ſie ihren Gemahl niemals zu

Digitized by Google

haben. Auf zureden Sr. Heiligkeit ihres Vaters ließ sie sich zu der Erklärung vor der Scheidungskommission herbei, daß sie bereit sei, zu schwören, sie sei noch Jungfrau und folglich ihre Ehe mit Giovanni Sforza gar nicht vollzogen. Das genügte den Scheidungsrichtern um so mehr, als der von seinen Verwandten im Stiche gelassene und demnach der Papstmacht gegenüber ganz rath- und hilflose Herr von Pesaro sich zu der schriftlichen Erklärung bestimmen und drängen ließ: „Non haverla mai conosciuta (Madonna Lucrezia) et esser impotente.“ Daraufhin sprach die Kommission am 20. December 1497 die Scheidung aus.

Lukrezia hatte sich aus ihrem Palazzo in das Nonnenkloster von San-Sisto zurückgezogen. Die Ziele der „Schamreisen“ von damals waren ja bekanntlich die Klöster, für Herren wie für Damen. Auf der Tochter Alexanders lastete zu dieser Zeit noch schwereres als das Skandal ihres Scheidungsprocesses: die schreckliche Borgia-Tragödie der Ermordung ihres Bruders Giovanni durch ihren Bruder Cesare.

Am 14. Juni hatten die beiden Brüder, der Herzog

Digitized by Google

und der Kardinal, mit noch etlichen Verwandten bei ihrer Mutter Vannozza in deren Villa bei San-Pietro ad Vincola zur Nacht geſpeiſt. Am nächſten Morgen war der ältere Bruder verſchwunden. Am Tage darauf aber wurde ſein Leichnam aus dem Tiber gefiſcht, die Hände zuſammengebunden, durchbohrt von neun Stichwunden. Daß Ceſare der Mörder, iſt fraglos. Er war auf die Herzogſchaft des Bruders eiferſüchtig geweſen und auf die Gunſt, welche der Papſt demſelben erwies. Und nicht nur darauf, ſondern auch — ſo ſchrie die Fama durch ganz Italien — auf die blutſchänderiſche Gunſt, welche Donna Lukrezia dem älteren Bruder erwieſen hätte. Von da an ging der Schrecken vor Ceſare Borgia her, von da an war er auch der Herr und Gebieter ſeines Vaters, deſſen Günſtlinge der Furchtbare, ſo ſie ihm miſſfielen, ſelbſt in Gegenwart des Papſtes, ja ſelbſt unter den Mantelfalten deſſelben morden ließ oder eigenhändig mordete.

Dazumal iſt es auch geſchehen, daß über Lukrezia zuerſt das gräſſliche Gerücht ausging, ſie ſei nicht nur die Buhlerin ihrer Brüder, ſondern auch die ihres Vaters. Jedes geſunde Gefühl ſträubt ſich gegen den

Digitized by Google

Glauben an ſo einen Gräuel, und es iſt doch wohl zu beachten, daß der tödtlich gekränkte und wüthende Giovanni Sforza allem nach der Urheber dieſer Sage geweſen iſt. Der habe, ſo berichtete der ferrareſiſche Geſandte Coſtabili am 23. Juni 1497 aus Mailand an ſeinen Herrn, den Herzog Ercole, daſelbſt zu dem Herzoge Lodovico geſagt: „Anzi haverla conosciuta infinite volte, ma chel Papa non gelha tolta per altro se non per usare con Lei.“

5.

Am 21. Juli des folgenden Jahres war wieder mal Hochzeit im Vatikan: Donna Lukrezia wurde mit Don Alfonso, einem Bruder ihrer Schwägerin Sancia, vermählt.

Der arme Junge! Er kam zu der Ehre, an die Tochter Alexanders des Sechsten verheiratet zu werden, wie das Kind zu der Ohrfeige.

Die Heirat sollte nämlich rein nur die Einfädelung zu einer andern sein, zu einer „standesgemäßen" Heirat Cesare's, welcher im nächsten Jahr den geistlichen — oh, all ihr Götter und Geister, den „geistlichen"! — Purpur abthat, um den weltlichen umzuthun. Man beehrte den Neffen des Königs von Neapel, den besagten, erst siebzehnjährigen Bastardprinzen Alfonso, Herzog von Biseglia, mit der Hand der

Digitized by Google

Papsttochter, um dadurch den König Federigo geneigt zu machen, seine eigene legitime Tochter Karlotta dem Papstsohne zu geben sammt der Stadt Tarent als Mitgift. Daraus ist aber nichts geworden. Donna Karlotta schauderte zurück vor einer Ehe mit dem „Pfaffen und Pfaffensohn", wie sie Cesare nannte, und ihr Vater, wennschon er die Borgia sehr fürchtete, war doch nicht zu bewegen, seine Tochter zu einer ihr so verhassten Verbindung zu zwingen. Wie gräulich Cesare den empfangenen neapolitanischen Korb rächte, wird bald kundwerden. Vorderhand tröstete sich der „Pfaffensohn" anderweitig. Nachdem er sich im August 1498 in der Versammlung des Kardinal-Kollegiums ohne viel Umstände entkardinalisirt und entgeistlicht hatte — „einzig und allein aus Rücksicht auf sein Seelenheil", wie sein päpstlicher Papa zu erklären geruhte — begab sich Cesare, ausgerüstet mit wahrhaft sultanischer Pracht, nach Frankreich, mit dessen König Ludwig dem Zwölften die römische Kurie eine in jeder Beziehung schmutzige Mantscherei eingeleitet hatte. Sie geht uns weiter hier nichts an. Genug, der König vergalt die unsauberen Gefälligkeiten, welche

Digitized by Google

der Statthalter Chriſti ihm erwies, damit, daß er den päpſtlichen Baſtard zum Herzog von Valence mit entſprechenden Einkünften ernannte und dem neugebackenen Valentinus oder Valentinois, wie Ceſare von jetzt an gewöhnlich hieß, die Hand einer franzöſiſchen Prinzeſſin verſchaffte, die Hand der Charlotte d'Albret, Schweſter des Königs von Navara.

Madonna Lukrezia war alſo nunmehr Herzogin von Biſeglia. Es war beſtimmt worden, daß ſie, ſolange ihr Vater lebte, nicht gezwungen werden ſollte, Rom zu verlaſſen, um ihrem Gatten nach Neapel zu folgen. Das Paar blieb alſo in der Siebenhügelſtadt und ihr Zuſammenleben ſchien ſich recht glücklich anzulaſſen. Möglich, daß Lukrezia für den ſchönen, ſanften, liebenswürdigen Alfonſo, welcher ein Jahr jünger war als ſie, wirklich ein zärtliches Gefühl hegte. Aber ſchon warf der entſetzliche Ausgang, welchen dieſe Ehe haben ſollte, ſeinen ſchwarzen Schatten voran. Die wie verzehrendes Feuer unerſättlich um ſich freſſende Ehr- und Herrſchſucht Ceſare's begann jetzt ihre diaboliſchen Machenſchaften im Kirchenſtaate. Der Franzoſenkönig hatte ſich mit Venedig verbündet,

Digitized by Google

um Lodovico Sforza, den „Mohren“, aus dem Besitze von Mailand zu treiben, und Alexander der Sechste trat diesem Bündnisse bei unter der Bedingung, daß Frankreich seinem Sohne zur Unterwerfung der Romagna verhälfe. Im Besitze der Romagna bedurfte dann — um dies hier vorweg anzumerken — der Valentinus des festen Rückhalts, welchen ihm die Este in Ferrara gewähren konnten, und der Befriedigung dieses Bündnisses stand, wie wir sehen werden, der arme Gemahl Lukrezia's im Wege.

Alfonso scheint irgendeine Witterung der herandrohenden Gefahr gehabt zu haben. Oder war ihm das Verhältniß seiner Frau zu ihrem Vater verdächtig geworden? Genug, am 2. August 1499 entfloh der Herzog von Biseglia heimlich aus Rom, entging den ihm nachsetzenden päpstlichen Reitern und begab sich zunächst nach Genazzano in den Schutz der mächtigen Kolonna. Er muß doch sehr zwingende Gründe zu dieser Flucht gehabt haben, denn er ließ seine Frau im sechsten Monat ihrer Schwangerschaft zurück. Sie ihrerseits scheint durch diese Entfernung ihres jugendlichen Gatten empfindlich getroffen worden zu

Digitized by Google

ſein. Wenigſtens ſah man ſie in Thränen. Papa Alexander aber war wüthend über die Flucht ſeines Schwiegerſohnes, namentlich als ihm Briefe von dieſem, worin Alfonſo ſeine Gattin aufforderte, ihm zu folgen, in die Hände gefallen waren. Er zwang Lukrezia, ihrem Manne zu ſchreiben, er möchte zurückkommen. Dann, wie um die geliebte Tochter zu zerſtreuen, ernannte er ſie zur Statthalterin von Spoleto, woſelbſt ſie am 14. Auguſt einen prunkhaften Einzug hielt. Ein im ſechſten Monate ſchwangerer päpſtlicher Legat — da ſage man noch, daß es nichts neues gebe unter der Sonne!

Wie mit Blindheit geſchlagen, entſchloß ſich der unglückliche Herzog von Biſeglia, den Aufforderungen ſeiner Frau und ſeines Schwiegervaters nachzukommen und zurückzukehren. Er rannte in ſein Verderben. In Nepi, wo der Papſt, der nicht lange ohne ſeine Tochter ſein konnte, eine Zuſammenkunft mit Lukrezia hatte, vereinigte ſich Alfonſo wieder mit dieſer und kehrte im Oktober mit ihr nach Rom zurück. Hier gebar die Herzogin am 1. November einen Sohn, welcher in der damaligen ſixtiniſchen Kapelle mit höchſtem

Digitized by Google

Pomp und unter Posaunenschall auf den Namen Rodrigo getauft wurde. Der erfreute Papst, welcher seine Tochter kurz zuvor schon mit Spoleto und Nepi belehnt hatte, schenkte derselben unter der Form eines Scheinkaufes auch die Güter des Hauses der Gaetani, dessen Haupt Giacomo Gaetani in der Engelsburg eingekerkert und mittels Giftes weggeräumt wurde.

Derweil hatte Cesare seine Laufbahn als Eroberer, Vernichter und Organisator in der Romagna mit großem Glücke begonnen. Die Malatesta von Rimini, die Riario von Forli und Imola, die Sforza von Pesaro, die Varano von Kamerino, die Manfredi von Faenza und andere Dynasten und „Tyrannen" bekamen die Schwere seines Armes oder die noch unwiderstehlichere seiner skrupellosen Tücke zu fühlen. Daneben fand er noch Zeit, die Vorgänge im väterlichen Vatikan genau zu überwachen und mehr als einen Neidblick auf die fetten Stücke vom Kirchengute zu werfen, womit, wie vorhin erwähnt worden, der Papst seine geliebte Tochter auszustatten beliebte. Dem musste ein Ende gemacht werden und auch noch anderem.

Digitized by Google

Das große kirchliche „Jubeljahr“ 1500 verſprach ein rechtes Glücksjahr für die Borgia zu werden. Aus allen Ländern der Chriſtenheit ſchleppte die gläubige Dummheit ungeheure Summen als Opfergaben nach Rom. Man ſpottete und lachte im Vatikan über die einfältigen Opferer, nahm aber die Gaben mit Vergnügen in Empfang. Es regnete förmlich Gold und Silber und dieſer Regen bekam den noblen Paſſionen Sr. Heiligkeit ſehr gut. Im Januar bezwang Ceſare Valentinus, „der heiligen römiſchen Kirche Bannerträger und Generalkapitän“, das von ihm belagerte Forli und im Mai befand er ſich in Rom, mit Rüſtungen zu neuen kriegeriſchen Unternehmungen beſchäftigt. Auch noch mit anderem. Denn es war ihm jetzt klar geworden, daß ihm ſein armer Schwager Alfonſo im Wege ſei.

Am Abende des 15. Juli befand ſich Madonna Lukrezia im Vatikan bei ihrem Vater, welcher dazumal, der ſiebzigjährige Statthalter Chriſti, eine heftige „Caprice“ für eins der Hoffräulein ſeiner Tochter gefaſſt hatte. Um elf Uhr wollte ſich auch Don Alfonſo in den päpſtlichen Palaſt begeben. Am Fuße der

Digitized by Google

Peterstreppe fielen aber Vermummte über ihn her und verwundeten ihn schwer am Kopfe, Arm und Schenkel. Er vermochte noch den Mördern zu entrinnen und in den Vatikan zu gelangen. Man verband seine Wunden, seine Gemahlin und seine Schwester Sancia pflegten ihn liebevoll und er schien gerettet. Am 19. Juli schrieb der Gesandte Venedigs nach Hause: „Man weiß nicht, wer den Herzog verwundet hat; aber man sagt, daß es dieselbe Person gewesen, welche den Herzog von Gandia ermordete und in den Tiber warf.“ Man sagte die Wahrheit. Mit eherner Stirne erschien Cesare in dem Krankenzimmer. Er musste sich ja vergewissern, ob der Tod den Unglücklichen fest gepackt hätte oder nicht. Beim hinausgehen murmelte er: „Was mittags nicht geschehen, kann abends geschehen.“ Und am Abend geschah es denn auch, am Abend vom 18. August. Da kam der furchtbare Mann, dem niemand entgegen zu sein wagte, wieder, jagte Lukrezia und Sancia ohne weiteres aus dem Gemache, rief seinen Lieblingsbanditen, den spanischen Hauptmann Michelotto, herein und ließ durch diesen den armen Alfonso stranguliren. Noch in derselben

Digitized by Google

Nacht wurde der Ermordete sang- und klanglos im Sankt-Peter begraben. Cesare rühmte sich öffentlich seiner That. Der Papst wagte nichts gegen den Mörder zu thun, gar nichts.

Madonna Lukrezia ließ sich nicht einfallen, ihrem Gemahle, welchen sie doch, wie bemerkt worden, liebgehabt hatte, nachzusterben. Sie machte auch nicht den geringsten Versuch, den schnöde gemordeten zu rächen. Sie ist sogar nachmals dem Mörder Alfonso's eine recht zärtliche Schwester gewesen und das sieht denn doch sehr sonderbar aus. Die Trauerzeit verbrachte die herzogliche Witwe in ihrer Stadt Nepi. Die Trauer hat nicht lange gewährt. Dieses schöne Weib trug in der Brust nur einen Herzmuskel, aber kein fraulich Herz. Sie war eine richtige Borgia.

Digitized by Google

6.

Das Jubel- und Mordjahr 1500 ist noch nicht zu Ende gewesen, als man im Vatikan und in der Stadt schon wieder von einer Heirat der Tochter des Papstes redete. Und zwar mit Grund. Hatte Papa Alexander doch sogar noch bei Lebzeiten des armen Alfonso schon an einen dritten Gemahl für Madonna Lukrezia gedacht, und sollte dieser dritte auch ein Alfonso sein, Alfonso von Este, der Erbprinz von Ferrara.

Dieses neue Heiratsprojekt war ohne Zweifel auf die Eingebung Cesare's zurückzuführen. Lukrezia sollte wiederum einen Hebel der borgia'schen Macht und Größe abgeben. Eine enge und engste Verbindung mit dem Hause Este verbürgte dem Papstsohne nicht nur den Besitz der Romagna, sondern musste auch seinen weiteren, zunächst auf Bologna und Florenz

Digitized by Google

gerichteten Annektirungsplänen sehr zu statten kommen. Also, sorella carissima, macht Euch fertig zu einer abermaligen Hochzeit!

Lukrezia, die ja das heiraten schon gewohnt war, hatte nichts dagegen. Wohl aber der Prinz von Ferrara, eine widerborstige Soldatennatur. Er wollte nicht anbeißen, dieser harsche und herbe Alfonso. Hatte die allerschlimmste Meinung von der nunmehr einundzwanzigjährigen Papsttochter (er selber zählte vierundzwanzig Jahre und war ein kinderloser Witwer). Glaubte unter anderem unerbaulichen von ihr, daß sie anno 1498 ein uneheliches Kind geboren hätte, dessen Vater zugleich dessen Großvater gewesen wäre. Aber Alexander und Cesare waren nicht die Leute, sich durch Hindernisse auf ihrem Wege aufhalten zu lassen. Sie wussten dem Vater Alfonso's, dem Herzog Ercole von Ferrara, die Vortheile der geplanten Heirat so einleuchtend zu machen, daß derselbe schließlich zu dem Sohne sagte: „Nimm sie!" Die Stellung der Borgia war damals eine so gebietende in Mittelitalien, daß in Wahrheit dem Herzoge von Ferrara wohl daran gelegen sein musste, sie nicht zu Feinden, sondern zu

Digitized by Google

Freunden zu haben. Zudem wusste der Papst das ganze Gewicht des französischen Einflusses zu Gunsten der borgia'schen Absicht die Ferrareser fühlen zu lassen. Im Juli 1501 erklärte der Herzog, daß er in die Heirat willigen wollte, so der Papst seiner Tochter 200,000 Dukaten mitgäbe und dem Hause Este verschiedene wichtige Einräumungen und Zutheilungen machte. Der zärtliche Papa im Vatikan gab seiner Freude über diese willkommene Botschaft eigenthümlichen Ausdruck, indem er, zu einem Raubzuge gegen verschiedene Barone Latiums ausmarschirend, die goldhaarige Lukrezia förmlich zu seiner Statthalterin während seiner Abwesenheit einsetzte. Die päpstliche Tiara sozusagen zeitweilig einer jungen Frau aufgesetzt, einer Frau noch dazu, welcher man gerade damals nachsagte, sie habe einer von ihrem Bruder Cesare — jetzt Herzog der Romagna — im Vatikan veranstalteten Orgie der fünfzig verrufensten Hetären von Rom angewohnt, wenn auch nur als „lachende Zuschauerin" — ja, das war auch wieder etwas neues unter der Sonne. Kein Wunder, daß derartige, mildestens gesagt, höchst leichtfertige Pro-

Digitized by Google

ſanirungen der Statthalterſchaft Chriſti, wie dieſe töchterliche Stellvertretung des Papſtes eine war, dem giftigſten Klatſch immer neue Nahrung zuführten, und dieſer Klatſch hat denn auch Madonna Lukrezia richtig zu einem weiblichen Ungeheuer aufgeblaſen, halb Mänade, halb Furie.

Alfonſo von Eſte verharrte bei ſeiner Weigerung, die übelſt beleumdete Papſttochter zu heiraten, ſo lange, bis ihm ſein Vater Ercole ſagte: „Wohl, willſt du ſie ſchlechterdings nicht haben, ſo nehm' ich ſie. Wir müſſen ſie, wie die Dinge liegen, heiraten, du oder ich, es bleibt nichts anderes übrig." Das ſchlug durch. „Nun denn, ins Dreiteufelsnamen, her mit ihr!" mag, wie ſtark zu vermuthen iſt, der rauhe Alfonſo gebrummt haben. Papa Alexander bewilligte alle die Bedingungen Ercole's und am 1. September 1501 wurde der Ehekontrakt zu Ferrara unterzeichnet. Die Kanonen der Engelsburg gaben Freudenſalven, als die Nachricht nach Rom gekommen, und man muß geſtehen, daß die Geſchütze dieſer Citadelle früher und ſpäter ſchlimmeres als dieſe Heirat begrüßt haben. Ausdrücklich hatten ſich die Eſte verbeten, daß die

Digitized by Google

Braut ihren rechtmäßigen Sohn Rodrigo nach Ferrara mitbringen dürfte.

Der Papst stattete seine Tochter ungeheuer reich aus und mit einem wahrhaft königlichen Hofstaate verließ die Braut, von den zwei jüngeren Brüdern ihres Bräutigams, Sigismondo und Hippolyto, abgeholt, am 6. Januar 1502 Rom, um ihrem neuen Bestimmungsorte entgegenzureisen. Wie wohl ihr Abschied von ihrer Mutter Vannozza, von ihrem Bruder Cesare, von ihrem Sohne Rodrigo gewesen sein mag? Wir wissen es nicht. Papa Alexander vermochte sich kaum von der Tochter zu trennen. Er sah ihr aus den Fenstern des Vatikans nach, bis sich der Reisezug aus dem Gesichtskreise verlor. Nahezu einen ganzen Monat währte die Reise. Im Kastell Bentivoglio herwärts von Ferrara begrüßte Alfonso seine Braut. „Sie war tief überrascht, doch fasste sie sich schnell und empfing ihn mit vieler Ehrerbietung und Grazie, was er in galanter Weise erwiderte", meldet einer vom Gefolge. Diese erste Begegnung wirkte günstig für Lukrezia. Alfonso überzeugte sich, daß er denn doch kein Ungeheuer zur Frau hätte. Am 2. Februar

Digitized by Google

erfolgte der feierliche, vom weitſchichtigſten Prunk umgebene Einzug der Papſttochter und Erbprinzeſſin von Ferrara in die Hauptſtadt der Eſte. Gregorovius hat den Damen den Gefallen gethan, nach gleichzeitigen Berichten den Anzug der einziehenden Braut alſo zu ſchildern: „Von Schönheit und Glück ſtralend ritt ſie auf einem mit Scharlach bedeckten weißen Pferde. Sie war gekleidet in eine breitärmelige Kamorra von ſchwarzem Sammet mit feinen Goldleiſten und in eine Sbernia von Goldbrokat mit Hermelinbeſatz. Ihr Haupt bedeckte ein ſchleierartiges, von Diamanten und Gold funkelndes Netz ohne Diadem, ihren Hals umſchlang eine große Kette von Perlen und Rubinen, ihr ſchönes Haar wallte frei auf die Schultern herab.“ Einer, der ſie damals geſehen, Kagnolo von Parma, entwarf dieſes Bild von ihr: „Sie iſt von mittlerer Größe und von zierlicher Geſtalt, ihr Geſicht länglich (di faccia alquanto lunga), die Haare goldig (li capelli aurei), die Augen von unbeſtimmter Farbe, der Mund etwas groß, die Zähne blendend weiß, der Hals ſchlank und weiß, ihr ganzes Weſen athmet lachende Heiterkeit ....“

Digitized by Google

Damit war die Romantik im Daſein Lukrezia's zu Ende. An die Stelle bunter Abenteuerlichkeit trat feſte Regel und verſtändiges Maß. Die Erbprinzeſſin von Ferrara ſuchte die römiſche Vergangenheit der Tochter Alexanders des Sechſten vergeſſen zu machen und es gelang ihr dieſes wenigſtens in den Augen ihres Gemahls, deſſen Vertrauen ſie gewann. Dann wurde ſie, nach dem Tode ihres Schwiegervaters, eine durchaus anſtändige, regelrechte, geachtete und geehrte Herzogin. Ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit hielten lange vor. Poeten verliebten ſich in ſie oder ſtellten ſich wenigſtens ſo an und beſangen ihre Schönheit und ihre Tugend in lateiniſchen Diſtichen und italiſchen Sonetten. Auch Arioſto widmete ihr eine von Schmeichelei triefende Stanze ſeines großen Gedichtes. Für die Huldigungen, welche ihr der geiſtvolle, weltgewandte Venetianer Bembo perſönlich und in Verſen darbrachte, iſt ſie ſehr empfänglich geweſen, empfänglich bis zur Verliebtheit. Aber ihr zweiter Alfonſo war kein ſolches Lämmerſchwänzchen wie ihr erſter und durchaus nicht der Mann, Liebeleien ſeiner Gemahlin philoſophiſch zuzuſehen. Der zierliche Bembo fand alſo für gerathen,

Digitized by Google

aus Ferrara zu verduften. Der ſchreckliche Tod ihres Vaters, der Sturz der Borgia-Macht, der blutige Ausgang ihres Bruders Ceſare, der frühzeitige Tod ihres Sohnes Rodrigo, das Ableben ihrer Mutter, das alles ſcheint Madonna Lukrezia nicht ſehr angegriffen zu haben. Auch wurde durch den Sturz des väterlichen Hauſes ihre Stellung in Ferrara nicht beeinträchtigt. Sie gebar ihrem Gemahle mehrere Kinder und die Geburt des letzten koſtete ihr das eigene Leben. Hätte ſie länger gelebt, würde ſie es höchſt wahrſcheinlich dazu gebracht haben, im Geruche der Heiligkeit zu ſterben. Denn in den letzten Jahren ihres Daſeins war ſie eine ausgemachte „Fromme", wodurch freilich ſich an ihr ein allbekanntes Sprichwort bewahrheitet hätte, falls man ihr nämlich nachſagen könnte, daß ſie „alt" geweſen, als ſie fromm wurde. Uebrigens war ihre Frömmigkeit keine finſtere und trübſälige.

Aber weder ihre Frömmigkeit, noch ihre tadelloſe Haltung als Fürſtin vermochten die Menſchen die Vergangenheit der Tochter Alexanders des Sechſten wirklich vergeſſen zu machen. Dieſe Vergangenheit hatte ihr doch ein Mal auf die ſchöne Stirne gebrannt,

Digitized by Google

welches eine Herzogskrone nicht zuzudecken und keine Essenz der Schmeichelei wegzuwaschen vermochte. Das Grauen ihres Namens umgab sie wie mit einer düsteren Wolke.

In der Nacht vom 24. Juni 1519 ist sie, noch nicht vierzigjährig, im Kindbette gestorben.

Ihr zuvor dahingegangener Zeitgenosse Giovanni Giovio Pontan hatte ihr zum voraus diese schreckliche Grabschrift gesetzt:

„Hic jacet in tumulo Lucretia nomine, sed re
Thaïs, Alexandri filia, sponsa, nurus."

(Hier liegt eine, die hieß Lukrezia, war aber Thaïs,
Alexanders des Papsts Tochter, Gemahlin und Schnur.)

Digitized by Google

Der letzte Sonnensohn.

Seitdem es eine Geſchichte gibt, haben die Menſchen einander gequält und gemordet, und allem nach werden ſie es ſo treiben, ſolange es eine Geſchichte geben wird.

Göthe.

Digitized by Google

1.

Werden, wachſen, blühen, welken, vergehen! Das iſt das ewige Geſetz der Natur und der Geſchichte. Wie für die Pflanze und wie für die einzelnen Menſchen, ſo gilt es auch für die Völker. In ſeiner 1844 geſchriebenen Strophe:

„Am Baum der Menſchheit drängt ſich Blüth' an Blüthe,
Nach ew'gen Regeln wiegen ſie ſich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf;
Ein ewig kommen und ein ewig gehen
Und nun und nimmer träger Stilleſtand,
Wir ſehn ſie auf-, wir ſehn ſie niederwehen
Und jede Blüthe iſt ein Volk, ein Land —"

hat Freiligrath dieſes Naturgeſetz, dieſe weltgeſchichtliche Thatſache in ſchöne Worte gekleidet.

In unſern Tagen iſt für den von Ewigkeit her und in Ewigkeit hin ſich vollziehenden Wechſel von

Digitized by Google

leben und ſterben im Univerſum das Modewort „Kampf ums Daſein" aufgekommen. Es hat ſeine Vollberechtigung. Nicht nur „Menſch ſein heißt ein Kämpfer ſein", ſondern exiſtiren wollen heißt kämpfen müſſen. „Freſſen oder gefreſſen werden!" Es gibt kein Drittes. Dieſe eiſerne Nothwendigkeit ſteigt von den niedrigſten Organismen bis zu den höchſten empor. Vom Grashalm bis zum Menſchen, vom Menſchen bis zu den Weltkörpern — alles kämpft um ſein Daſein. Wir wiſſen jetzt, der Golden-Zeitalter-Friede, welcher im Beginne der menſchlichen Geſellſchaft geherrſcht haben ſoll, iſt nur eine Fabel für Kinder, der „ewige Friede", welcher die ſociale Entwickelung krönen ſoll, ein Märchen für ausgewachſene Schwachköpfe. Die Geſchichte der Menſchheit war, iſt und bleibt ein ewiger Krieg. Wozu aber der ganze Gräuel? Ja, wer das wüſſte! Alle Religionen, alle Philoſopheme haben die traurige Räthſelfrage nach „des Menſchenlebens Sinn und Frommen" zu beantworten verſucht und haben alle mitſammen als Antwort nur ein Chaos von Unſinn zuwegegebracht.

Die ſogenannte Weltgeſchichte zeigt uns, wie ein

Digitized by Google

Volk nach dem andern auf die geſchichtliche Bühne tritt, mit mehr oder weniger Geſchick und Kunſt ſeine Rolle ſpielt, mehr oder weniger Effekt macht und dann abgeht, einen mehr oder weniger nachhaltigen Eindruck hinterlaſſend. Wo ſind denn die Nationen und Staaten, welche im Alterthum die „Heldenrollen" innehatten? Wo iſt das ägyptiſche, das aſſyriſche, das perſiſche, das makedoniſch-griechiſche, das römiſche „Weltreich"? Schon lange dahin, ſchon lange zu Moder geworden, um die Erde für das Wachsthum von neuen Staatengebilden zu düngen. Für jedes Volk, für jeden Staat gilt das alte Seherwort:

„Einſt wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinſinkt"

wobei nur zu bemerken, daß beim hinſinken der verſchiedenen Ilioſſe von Heiligkeit durchaus nichts wahrgenommen zu werden pflegt. Das welken von Pflanzen, Thieren, Menſchen, Völkern und ſicherlich auch von Geſtirnen iſt eben ein häſslicher Proceß. Seine Häſslichkeit iſt das genaue Gegenbild zur Hoffnungsfriſche des wachſens und zum Schönheitsglanze des blühens.

Digitized by Google

Wollt ihr ein ſolches Völkerwelken mitanſehen? Blickt nach Spanien!

Vor dreihundert Jahren — eine wahre Bagatelle von Zeit! — war dieſes Land die führende und gebietende „Weltmacht". Heute iſt es eine Ruine. Eine Ruine allerdings, die ſich noch immer für einen Staatsbau ausgeben möchte; aber trotz alledem eine Ruine, in zur Permanenz gewordenen Revolutionen, Gegenrevolutionen, Palaſtſkandalen und Bürgerkriegen Stein für Stein zerbröckelnd. Im 16. und noch im 17. Jahrhundert ſtand der dichteriſche und künſtleriſche Genius des Landes ſchöpfungsmächtig da: Zurbaran, Velaſquez und Murillo malten; Cervantes dichtete den Don Quijote, eins der tiefſinnigſten Werke, welche jemals einem Poetengehirn entſprungen ſind; Lope entfaltete eine geradezu wunderbare Hervorbringungskraft; Calderon ſchuf den ſpaniſchen Fauſt („el magico prodigioso"), Moreto die graziöſeſte Komödie der Weltliteratur („el desden con el desden"). Heute trägt die ſpaniſche Literatur ſklaviſch die Schleppe der franzöſiſchen, welche früher bei ihr die umfaſſendſten Anleihen aufgenommen hatte, und

Digitized by Google

ſeit langem vermag Spanien an der wiſſenſchaftlichen Arbeit Europas in ihren höheren und höchſten Graden nicht mehr theilzunehmen.

Spanien iſt an der Religion zu Grunde gegangen, alſo an etwas, deſſen, die Herren von der Materie mögen ſagen, was ſie wollen, die menſchliche Geſellſchaft nie und nirgends entbehren konnte, kann und können wird. Denn, wie ich auch hier wiederholen muß, die Religion iſt der Idealismus des Volkes. Sie iſt und bleibt das einzige Mittel, wodurch ſich das Volk — ich rede natürlich nicht von dem abſtrakten Ding von „Volk", welchen die Jan-Bockolte unſerer Tage lächerlich-willkürlich zuſammengeſchneidert und aufgeſchwindelt haben — mit der idealen Welt, die aller Kraftſtoffelei zum Trotz ein ſehr reales kulturgeſchichtliches Motiv iſt und bleibt, in Beziehung ſetzen kann, wenn auch noch ſo unzulänglich und in noch ſo groteſken Formen. In Spanien hatte ſich, wie jedermann weiß, die Religion infolge der jahrhundertelangen Kämpfe der ſogenannten Chriſten mit den Islamiten zum wildeſten Fanatismus hinaufgeſteigert. Alles wurde dieſem geopfert. Der Spanier war

Digitized by Google

immer Katholik, Spanier oft, Mensch nie, außer in seinen Lastern. Die Inquisitionsfeuerbrände, welche die spanischen Ketzer verzehrten, haben auch die ganze Zukunft der Nation versengt.

Aber gewiß ist auch, zur Zeit, wo die Religion in Spanien zu so hochrother Feuerblüte ausgeschlagen war, da hat sie — immer in ihrem Sinne freilich — das gesammte Dasein der Nation auf allen Gebieten zu außerordentlicher Kraftentwickelung gebracht und unzählige neue Beweise für die alte Thatsache geliefert, daß die Religion, wie sie die furchtbarsten Leidenschaften im Menschen aufzustürmen vermag, so auch die edelsten menschlichen Triebe zur Vollbringung der staunenswerthesten, ja geradezu unerhörter Thaten anzueifern versteht.

Denn — und damit lenken wir auf den Boden hinüber, auf welchem unsere Historie spielt — es kann keinem Zweifel unterstellt werden, daß dem blendenden, von Romantik funkelnden Heldenzug, welchen die Spanier im 16. Jahrhundert durch die unermesslichen Länderstrecken der Neuen Welt führten, das Kreuz vorangetragen wurde. Allerdings, der

Digitized by Google

wilde Golddurſt, welcher durch die ins märchenhafte übertriebene Kunde von den edlen Metallſchätzen Amerika's in den Spaniern geweckt worden, die zur fixen Idee gewordene Vorſtellung vom „El Dorado", ebenſo die durch die Moriſkenkriege bis zur hellen Don-Quijoterie hinaufgeſpannte ſpaniſche Abenteuerſucht, endlich der den Unterthanen des „Weltmonarchen" Karl V. unſchwer angeflogene Größenwahn, alle dieſe Elemente haben zur Weckung, Schärfung und Schulung eines Unternehmungsgeiſtes, für welchen der Begriff des Unmöglichen gar nicht vorhanden war, ſehr viel beigetragen. Aber die Seele der ſpaniſchen „Conquista", das heißt der beiſpielloſen Eroberungen der Spanier in der Neuen Welt, war thatſächlich doch die Religion, derſelbe glühend-fanatiſche Glaube, welcher jeden Spanier innigſt überzeugt ſein ließ, daß er für die Sache Gottes und der heiligen Jungfrau ſtritte, daß er, je mehr „Seelen" der rothen Heiden er zur Hölle ſpedirte, um ſo zuverſichtlicher erwarten dürfte, daß ſeine eigene Seele in den Himmel eingehen werde. Ohne die völlige Hingabe der ſpaniſchen „Conquiſtadoren" an ihren reli-

Digitized by Google

giösen Wahn wären ihre Vollbringungen geradezu unerklärlich, im guten wie im bösen. Es ist ein und derselbe spanische Katholicismus gewesen, welcher das Kreuz auf die Alhambra pflanzte, die gräuelhaften „Glaubensakte" (Autos de fé) feierte, die deutschen Protestanten bei Mühlberg schlug, das Henkerschwert Alba's in den Niederlanden führte, den großen Teokalli in Tenochtitlan erstürmte und den goldenen Tempel der Sonne in Kuzko zu einer Soldatenbeute machte.

Digitized by Google

2.

In Truxillo, einer Stadt der Landſchaft Eſtremadura, wurde um das Jahr 1471 ein Baſtard geboren, Franciſko Pizarro, deſſen früheſte Kindheit ſo verwahrloſ't war, daß ſpäter die nicht gerade reinliche Sage ging, das von ſeiner Rabenmutter ausgeſetzte Findelkind ſei nur durch die Barmherzigkeit einer ſäugenden Sau am Leben erhalten worden. Sicher iſt, daß der wildaufgewachſene Junge keinerlei Unterricht empfing, nicht leſen, nicht ſchreiben lernte und, um ſein Leben zu friſten, Schweinehirt werden mußte. Aber der arme Burſche hatte etwas, viel ſogar von dem Metall in ſich, aus welchem bedeutende Menſchen geſchmiedet werden, unter Umſtänden Helden oder Heilande, unter andern Umſtänden weltgeſchichtliche Schurken oder Scheuſale. Will man gerecht ſein, ſo muß man

Digitized by Google

ſagen: Pizarro war zwei Drittel Held und ein Drittel Scheuſal. Im übrigen ein rechtgläubiger Spanier jeder Zoll, ein ganzer Mann, ſcharfverſtändig, ſchlau, zäh, unbeugſam, ſkrupellos, das verwirklichte Ideal eines ſpaniſchen „Conquiſtador", für welchen das Wort „Furcht" ein ganz inhaltsloſer Schall geweſen iſt.

Die Erzählungen von den Wundern der Neuen Welt, damals das Tagesgeſpräch in Spanien, ſetzten die echtſpaniſche Phantaſie des Schweinehirten in Brand. Er warf ſeinen Stab weg, bettelte ſich nach Sevilla durch, woſelbſt die Banden des „El Dorado" ſuchenden „Heldengeſindels" ſich zu ſammeln und einzuſchiffen pflegten, und gelangte nach Weſtindien hinüber. Im Jahre 1510 befand er ſich auf Hiſpaniola und verſuchte ſich, unterſtützt von ſeinem entfernten Verwandten Hernando Kortez, dem nachmaligen Eroberer Mexikos, als Pflanzer. Später ein Gefährte des kühnen Balboa, welcher im Jahre 1513 den unerhört mühſäligen Entdeckungszug über die Landenge von Darien unternommen hatte, war er einer der erſten Männer von weißer Raſſe, deren Blicke auf den ungeheuren Spiegel des Stillen Oceans

Digitized by Google

gefallen ſind. Nachmals, ſo um 1515 herum, iſt er als Hauptmann in den Dienſten des Don Pedrarias, Statthalters von Panama, und erfreut ſich auch des Beſitzes eines Landgutes von ſehr mäßigem Umfang in der Nähe dieſer Stadt, von welcher aus die Entdeckungs- und Eroberungszüge der Spanier ſich zunächſt gegen Norden und Weſten, ſpäter auch nach Süden richteten. Zur Zeit von 1524 war infolge der entdeckenden und der erobernden Thätigkeit der Spanier in Amerika bereits ein unermeſſliches Gebiet der ſpaniſchen Krone unterworfen.

Nun gelangten die beſtimmteren Botſchaften von der wunderſamen Eroberung Mexikos nach Panama und thaten eine zündende Wirkung. Eine um ſo zündendere, als mit der Kunde von dem märchenhaft glanzvollen Ausgange des mexikaniſchen Abenteuers zugleich unbeſtimmte Gerüchte von einem fabelhaft reichen Kulturſtaat im Süden unter den Koloniſten von Darien ſich verbreiteten. Unſer geweſener Schweinehirt und dermaliger Hauptmann vernahm mit äußerſter Spannung die beiderlei Neuigkeiten. Er mochte finden, daß er, jetzt ein Fünfziger, es eigentlich noch nicht

Digitized by Google

ſehr weit gebracht hätte in der Neuen Welt. Er mochte etwas in ſich fühlen, das ihm ſagte: „Was dein Vetter Kortez konnte, das kannſt du auch und vielleicht ſogar noch ein bißchen mehr. Wie wäre es, ſo ich an einem der Entdeckungs- und Eroberungsgeſchäfte, welche jetzo, in ſüdlicher Richtung unternommen — nach dorthin ſoll ja das wahre El Dorado liegen — nachgerade bei uns in Panama ſehr in die Mode kommen, unzögerlich mich betheiligte?"

Von Entdeckungs- und Eroberungsgeſchäften ſprach ich und zwar mit Bedacht. Zur Stunde wäre es noch zeitgemäßer, von Entdeckungs- und Eroberungsgründungen zu ſprechen. Denn, in Wahrheit, die ſpaniſchen Conquiſtadoren waren richtige „Gründer" in ihrer Manier. Sie „machten" in Länderfindung und Länderraub, wie die modernen Börſenräuber — welche ich nicht mit ordinären Taſchendieben zu verwechſeln bitte — in „Türken" und „Rumänen" machen. Das fieberhafte aufſuchen des El Dorado war nachgerade zum wohlkalkulirten Aktiengeſchäfte, zur Gründerei in mehr oder weniger großem Stile geworden.

Inbetracht ſeiner eigenen unzulänglichen Mittel

Digitized by Google

that ſich demnach Pizarro nach Mitgründern um und fand ſolche in dem zu einigem Vermögen gekommenen Kriegsmanne Diego de Almagro und in dem Pfarrer Hernando de Luque. Die drei Dons legten demnach ihr Vermögen in einer Spekulation an, welche die Ausführung und, ſelbſtverſtändlich, die Ausbeutung des angeblich im Süden von Darien gelegenen Goldlandes Peru zum Zwecke hatte. Almagro beſorgte den Ankauf, die Ausrüſtung und Bemannung von zwei kleinen Schiffen, und maßen Panama ein Ort war, wo immer eine hinlängliche Anzahl von Abenteurern, Strolchen und Deſperados umherlungerte, konnte Pizarro, als Führer der „Expedition", im November von 1524 aus dem Hafen der Stadt abſegeln. Er kam freilich nicht nach El Dorado und überhaupt nicht ſehr weit. Ungeahnte Widerwärtigkeiten aller Art zu Waſſer und zu Lande nöthigten ihn zur Umkehr. Allein er brachte nach Panama doch dieſes Ergebniß mit, daß, je weiter man ſüdwärts ſteuerte, die Sage von einem in jener Richtung gelegenen großen und ſo zu ſagen von Gold ſtarrenden Reiche immer beſtimmtere Geſtalt gewann.

Daraufhin gingen unsere Gründer nur noch energischer ins Zeug. Auf den Kredit Sr. Hochwürden Don Luque wurden 20,000 „harte Thaler" (pesos duros) aufgetrieben und damit die Kosten der Ausrüstung einer zweiten Expedition bestritten. Am 10. März von 1526 vereinbarten und unterzeichneten die drei Spekulanten ein Dokument, welches zu den absonderlichsten Kuriositäten der Geschichte gezählt werden mag: nämlich eine Vertragsurkunde, kraft welcher „im Namen Christi", wie der Eingang lautete, die drei Associés festsetzten, daß die zu entdeckenden und zu erobernden Länder, soweit sie zum Reiche Peru gehörten, zu gleichen Theilen unter sie, die drei Geschäftstheilhaber, getheilt werden sollten und zwar „mit allem Zubehör, was besagte Länder an Menschen, Thieren, Gold, Silber und Edelsteinen enthielten, mit selbstverständlichem Vorbehalt jedoch der Oberherrlichkeit der Krone Spanien und der aus dieser Oberherrlichkeit fließenden Rechte". Zu einer solchen Naivität der Philosophie des Raubes hat sich das moderne Gründerthum doch kaum hinaufzuschwindeln gewusst. Drei Lumpe theilen förmlich unter sich ein

Digitized by Google

noch gar nicht aufgefundenes Reich „mit allem Zubehör" — der koloſſalſte Humbug, die tollſte Don-Quijoterie; aber ganz ernſthaft gemeint und mit derſelben echtſpaniſchen Grandezza betrieben, womit der ſinnreiche Kaballero aus der Mancha in der Stallmagd von Toboſo eine Prinzeſſin ſah und begrüßte.

Auf zwei Schiffen, welche eine Bemannung von hundertzwanzig Mann hatten, fuhren Pizarro und Almagro diesmal von Panama ſüdwärts und gelangten, an der Küſte hinſteuernd, bis zur Mündung des Fluſſes, welcher nachmals der Rio San-Juan hieß. Hier überfiel Pizarro ein am Ufer gelegenes Dorf der Eingeborenen und machte eine nicht unbeträchtliche Beute an Schmuckſachen aus Gold — ein Vorglanz ſo zu ſagen vom Goldlande Peru. Alſo rüſtig weiter nach Süden zu, immer weiter! Aber mit jedem Tage ſteigt auch die Mühſal der Fahrt. Ein Theil der Mannſchaft meutert und fordert die Rückkehr nach Panama. Man geht ans Land und hält eine Art Kriegsrath. Einander ſchnurſtracks widerſprechende Anſichten werden mit mehr oder weniger heftigem

Digitized by Google

Gebärdenſpiele vorgebracht. Pizarro ſteht auf: „Genug des Geſchwätzes!“ Dann zieht er ſein Schwert und zeichnet mit der Spitze deſſelben eine von Oſten nach Weſten gehende Linie in den Küſtenſand und ſagt:

„Freunde und Gefährten, ſeht, auf dieſer Seite liegen Mühſal, Hunger, Regen, Sturm, Verlaſſenheit und Tod, aber auch Peru mit ſeinen Schätzen; auf jener Seite Gefahrloſigkeit und Sicherheit, aber auch Panama mit ſeiner Armuth. Jeder nun wähle, was er für gut hält! Was mich angeht, ich gehe ſüdwärts.“

Das heldiſche Wort that ſeinen Dienſt, wenn auch nur bis zu dem Grade, daß eine Anzahl entſchloſſener Männer bei dem Führer auszuharren und die Unternehmung weiter zu führen beſchloſſen, während die andern auf einem der beiden Schiffe nach der Landenge von Darien zurückkehrten.

Noch nahezu acht an prüfungsvollen Zwiſchenfällen reiche Monate hatte der kühne Mann alle ſeine Klugheit und Standhaftigkeit aufzubieten, um nicht unverrichteter Dinge zurückkehren zu müſſen. Endlich

Digitized by Google

gelang es den El-Dorado-Fahrern, die nachmals Paſſado genannte Landſpitze zu umſchiffen, und ihr Fahrzeug glitt nun auf einer bislang noch von keinem europäiſchen Schiffskiel getheilten Meeresfläche dahin, immer weiter nach Süden, bis es in die ſchöne Bucht von Guayaquil einfuhr.

Mit weitgeöffneten Augen blickten ſie auf die zugleich großartige und anmuthige Scene, welche ſich vor ihnen entfaltete. Der ſchmale, aber üppig grüne Uferſaum, durch welchen ſich zahlreiche Waſſeradern dem Meere zuwanden, war mit einer Reihe von Städten und Dörfern beſetzt. Hinter dieſen Sitzen einer zahlreichen Bevölkerung hob ſich der rieſige Bergwall der Anden oder Kordilleren jählings empor, hier in zwei ſeiner ſchönſten Koloſſe gipfelnd, in dem breitkuppeligen Chimboraſſo und in der blendend weißen Pyramide des Kotopaxi.

Am nächſten Morgen kreuzten unſere Abenteurer die Bucht und gingen vor Anker angeſichts der wohlgebauten Stadt Tumbez, deren ganzes Ausſehen ihre Zugehörigkeit zu einem civiliſirten Staatsweſen bezeugte.

Digitized by Google

Das Zeugniß trog nicht. Tumbez war eine volkreiche Stadt des Inka-Reiches.

Das so lange, so mühsälig gesuchte El Dorado war gefunden; denn Pizarro landete an der Küste von Peru.

Digitized by Google

3.

Wo lag Peru? Wie war es mit dem Inka-Reiche?

Amerika — das darf jetzt für ausgemacht gelten — hat seine Urbevölkerung von Asien her erhalten. Wir können uns die Stunde vorstellen, wo ein Halbthier von Mensch nordasiatisch-mongolischer Rasse seine Blicke über die Beringstraße hinüberwarf und sich fragte: Kann ich da hinüber gelangen? Diese Frage muß so oder so gelöst worden sein, denn die Rassegenossenschaft der asiatischen Mongolen und der amerikanischen Indianer scheint einer begründeten Anzweifelung kaum noch unterstellt werden zu können. Im übrigen ist die vorzeitliche Geschichte Amerika's bis zur Ankunft der Europäer in der Neuen Welt vorerst ein Chaos, für dessen Entwirrung und Aufhellung zwar schon vieles gethan worden, aber noch weit mehr zu

Digitized by Google

thun ſein wird. Die zwei großen Pfadeſucherinnen und Pfadefinderinnen, die vergleichende Sprach- und Religionsforſchung, haben hier noch eine ungeheure Wildniß zu durchwandern.

Geſchichtliche Thatſache iſt vorderhand, daß die indianiſche Bevölkerung Amerika's vor der Ankunft der Europäer auf ſehr verſchiedenen Kulturſtufen ſtand. Ebenſo, daß die Spanier im 16. Jahrhundert in Centralamerika ſchon auf die ruinenhaften Ueberbleibſel einer bereits zu Grunde gegangenen Civiliſation ſtießen. Endlich, daß wir durch die Vermittelung der ſpaniſchen Conquiſtadoren von den Zuſtänden, von der Macht und von dem Verderben der zwei bedeutendſten Staats- und Geſellſchaftsweſen, welche die Kultur der amerikaniſchen Rothhäute geſchaffen hatte, vom Azteken-Reich in Mexiko und vom Inka-Reich in Peru, umfaſſende Kunde beſitzen. In welchem Lichte den erobernden Spaniern dieſe beiden Staatsweſen erſchienen, bezeugt ſchon der Umſtand, daß ſie dem Beherrſcher von Mexiko wie dem von Peru den Titel ihres eigenen Monarchen, den Titel Karls des Fünften, den Titel „Kaiſer" (emperador) beilegten und damit die außer-

Digitized by Google

ordentliche Machtſtellung dieſer indianiſchen Fürſten anerkannten. Freilich mag hierbei auch die Abſicht der Eroberer, die Größe ihrer Wagniſſe und ihrer Erfolge in ein möglichſt glänzendes Licht zu ſtellen, mit im Spiele geweſen ſein.

Als Pizarro und ſeine Miträuber — denn dieſe Bezeichnung gebührte im Grunde doch der ganzen Sippſchaft — an der Küſte von Peru erſchienen, hatte dieſer Staat das Hochmaß ſeiner Ausdehnung erreicht, während ſeine Geſundheit und Kraft ſchon im ſinken begriffen waren. Man kann die ungefähren Gränzmarken des Reiches beſtimmen, wenn man ſagt, daß die Inka-Kaiſer das ganze Gebiet beherrſchten, welches heutzutage die vier ſogenannten Republiken Ekuador, Peru, Bolivia und Chile einnehmen. Der unterirdiſche Reichthum des Bodens war ein außerordentlicher und namentlich durfte Peru mit Grund ein Goldland, das Goldland heißen. Die oberirdiſche Bodenbeſchaffenheit dagegen konnte ſich an Fruchtbarkeit mit den öſtlichen Küſtenländern von Süd- und Mittelamerika bei weitem nicht meſſen. Im peruaniſchen Reiche muſſte gearbeitet werden und zwar tüchtig, um

Digitized by Google

die nöthigen Lebensmittel für die Bevölkerung zu beschaffen. Die große Meisterin Noth mit ihrer erstgeborenen Tochter Arbeit, sie waren auch hier, wie überall, die Kulturbringerinnen.

Man hat die Anfänge der peruanischen Civilisation früher am Titikakasee suchen zu müssen geglaubt, ist aber jetzt vergewissert, daß diese Civilisation in und bei Kuzko ihren Ursprung genommen habe. Diese Stadt, deren Name „Nabel" bedeutet, war der geheiligte Mittelpunkt des Inka-Reiches, und es drängt sich uns als ein denkwürdiger Zusammenklang in den Anschauungen grundverschiedener und einander wildfremder Völker die Erinnerung auf, daß die Hellenen ihr Nationalheiligthum Delphi ebenfalls den „Nabel" (der Erde) genannt hatten. Von Kuzko aus war die peruanische Kultur in der Form der Eroberung südwärts bis an die Gränzen des Araukanerlandes, nordwärts bis über Quito hinaus vorgedrungen. Ostwärts erstreckten sich die Gränzen des Reiches bis hinauf zur Wasserscheide der Anden und da und dort auch über die Kämme derselben hinüber und in die Pampas des südamerikanischen Festlandes hinein. Unlange vor der

Digitized by Google

Ankunft der Spanier hatte das Reich der Inka den Gipfel seiner Machthöhe erreicht.

Auf den Anfängen der Völkergeschichten liegt der Nebel des Mythus, vom Strale der religiösen Idee mehr oder weniger hell besonnt. Die Menschen wusſten sich es nicht zu erklären, wie es gekommen, daß sie sich nach und nach entbestialisirt hätten, daß sie allmälig so klug, so anstellig, so civilisirt geworden wären. Da musſte ihnen denn eine „höhere Macht" das Thierfell geschoren haben, so zu sagen. Auch die Peruaner hatten demnach ihren Kulturmythus, das heißt, auch sie führten den Ursprung ihrer Vermenschlichung auf „überirdische Mächte" zurück, wie solche zu glauben, zu fürchten und zu verehren den naturwüchsigen Menschen das Gefühl seiner Ohnmacht und Hilfebedürftigkeit allzeit und überall zwang und zwingt. Man muß übrigens gestehen, die heilige Sage der Peruaner und ihre organisch daraus entwickelte Religion waren verhältnißmäßig gar nicht so übel, ja gewissermaßen rationell. Knüpften sie sich doch an die große Lebensspenderin und Lebenserhalterin, an die Sonne. Diese sicht- und fühlbare, unerschöpfliche

Digitized by Google

Wohlthäterin nannten die Peruaner die „Mutter der Menschheit", und sie verehrten sie dankbar als ihre höchste Gottheit. Im Beginne der Zeiten hatte die große Mutter ihre zwei Kinder, den Manko Kapak und die Mama Oello, auf die Erde herabgesandt, um die Menschen zu entwildern, zu bilden und in ein geordnetes Staats- und Gesellschaftswesen hinüberzuführen, die Landwirthschaft, die Gewerbefertigkeiten, alle Künste des Friedens zu lehren. Manko und Mama waren Bruder und Schwester, zugleich aber auch Mann und Weib und von ihnen stammte die Dynastie der Herrscher von Peru, das Geschlecht der „Inka", welches Wort Herr, Fürst, König bedeutet.

Die berechtigte Frage, ob schon vor den Inka in Peru eine ältere Kultur vorhanden gewesen, mag hier billig unerörtert bleiben. Gewiß ist, daß mit dem aufkommen der Inka der peruanische Staat zu existiren anhob. Ebenso, daß dieser Staat und mit demselben alles, was wir unter peruanischer Civilisation zu verstehen pflegen, allem nach nicht sehr weit in unser Mittelalter zurückreicht, indem das auftreten des zweifelsohne geschichtlichen und nachmals von seiten

Digitized by Google

der dankbaren Peruaner vergötterten Kulturhelden Manko Kapak kaum höher als in den Anfang des 12. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung hinaufzurücken ist. Die Nachfolger des Begründers der Inka-Dynastie handhabten Krieg und Eroberung, welche ja in der Geschichte viel häufiger, als die Unwissenheit meint, an der menschlichen Kultur sehr kräftig mitarbeiteten, ohne Frage als Civilisatoren. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts erweiterte der Inka Topa Yupanqui die Gränzen des Staates im Süden bis weit nach Chile hinein, während sein Sohn Huayna Kapak, der bedeutendste Mann seines ganzen Hauses, in nördlicher Richtung die Fahne Perus bis gegen Centralamerika hinauftrug und Quito unterwarf.

Die Beherrscher von Peru waren Theokraten, das heißt, sie waren als angebliche „Sonnensöhne", als Abkömmlinge der höchsten Gottheit, zugleich politische und religiöse Despoten und genossen durchweg göttlicher Verehrung. Ihr geistlich-weltliches Skepter vererbten sie nach dem Rechte der Erstgeburt, das heißt, der erstgeborene Sohn der „Koya" — so hieß die rechtmäßige Gemahlin des Inka's, welche zugleich

Digitized by Google

ſeine Schweſter ſein muſſte, im Unterſchiede zu dem ungezählten Schwarme der Inſaſſinnen des kaiſerlichen Harems — wurde der Nachfolger ſeines Vaters. Der kaiſerliche Hofhalt war pracht- und prunkvoll, ſo recht goldſchimmernd. Der Inka-Palaſt in Kuzko bildete mit ſeinen Nebengebäuden eine Stadt für ſich. Er machte mit dem „Korikancha" (wörtlich Goldhaus), das heißt, dem Reichstempel der Sonne — in Anſehung der Koſtbarkeit des Materials ſeiner Ausſchmückung wohl das reichſte Gebäude, welches jemals die Erde getragen hat — und mit dem hauptſtädtiſchen Kaſtell die Dreizahl der großartigſten Bauwerke Peru's aus. Die koloſſalen Trümmer der Feſtung erregen noch jetzt das ſtaunen der Betrachter. Es waren zu dieſer Burg Bauſteine verwendet von 38 Fuß Länge, 18 Fuß Breite und 6 Fuß Dicke, und dieſe Steinblöcke ſind — ohne daß die Peruaner den Gebrauch des Eiſens kannten, wohlverſtanden! — ſo genau zugehauen und in einander gefügt geweſen, daß man keine Meſſerklinge in die Fugen zu ſtecken vermochte. Die Abgötterei, welche mit den Inka im Leben getrieben wurde, folgte denſelben auch in den Tod. Ihre Lieblingsdiener und

Digitized by Google

Gunſtſklavinnen wurden ihnen als Todtenopfer dargebracht. Mit ihren aus dem Körper genommenen Eingeweiden begrub man die koſtbarſten Juwelen und Geräthſchaften der Todten. Die Leichname wurden kunſtvoll balſamirt und mumiſirt und die Mumien im Korikancha auf goldene Stühle geſetzt.

Die Familie der Inka hatte ſich im Verlaufe der Zeit außerordentlich vermehrt und die zahlloſen Nebenſprößlinge bildeten den Inka-Adel, eine Kaſte, welcher alle höheren Staats-, Kriegs-, Gerichts- und Kirchenämter von „rechtswegen" zukamen. Von Eroberungsrechtswegen, denn es iſt klar, daß die Inka und der Inka-Adel die Abkömmlinge des Volksſtammes geweſen ſind, welcher erobernd in Peru eingedrungen war und, weit höher gebildet als die Urbewohner des Landes, dieſe unterworfen hatte. Die Nachkommenſchaft der unterworfenen Urbewohner aber machte das aus, was wir „Volk" zu nennen gewohnt ſind, im alten Peru die dienende, frohndende Maſſe.

Das Reich war in vier Provinzen eingetheilt und darum von ſeinen Bewohnern nicht Peru, ſondern die vier Himmelsgegenden („Tavantinſuyu") genannt.

Digitized by Google

Das Volk seinerseits zerfiel in Gruppen von 10, von 50, von 100, von 1000 und jeder dieser Gruppen stand ein Edelmann als Beamter vor, sodaß sich vom Zehnmännerhauptmann bis zum Provinzstatthalter eine wohlgefugte Bureaukratie hinaufgipfelte. Jeder dieser Würdenträger war in seiner Sphäre zugleich Verwaltungs- und Justizbeamter. Die Gesetzgebung zeichnete sich durch Strenge und Bündigkeit aus. Auf Mord, Ehebruch, Diebstahl und Blasphemie, das heißt, Lästerung der Sonne oder des Inka's, stand der Tod. Aufruhr gegen den Inka galt für ein so ungeheuerliches Verbrechen, daß es nur durch gänzliche Vertilgung der Bewohnerschaft einer aufrührerischen Landschaft gesühnt werden konnte. Das Inka-Reich war, wenigstens in den Augen der Peruaner selbst, ein sehr streitbares. Die Armee, mit Bogen, Wurfspeeren, Schleudern, Morgensternen und Streitäxten bewaffnet und regelrecht in von Inka-Officieren verschiedener Grade befehligte Rotten, Bataillone und Regimenter eingetheilt, zählte zuletzt nicht weniger als 200,000 Mann. Die Civilverwaltung arbeitete mit größter Regelmäßigkeit. Für den Verkehr war gesorgt.

Digitized by Google

Es gab Poststationen, Postbeamte und Postläufer, obzwar nur für den Gebrauch des Inka's und der Regierung, und von Kuzko bis Quito hinauf lief jene Reichsstraße, welche Alexander von Humboldt, der sie in ihren Trümmern gesehen, bekanntlich „eins der riesenhaftesten Werke, welche je von Menschen ausgeführt wurden", genannt hat.

Das eigenthümlichste Charaktermerkmal der altperuanischen Kultur waren jedoch die Eigenthumsverhältnisse. Denn im Inka-Staate war ja das kommunistische Ideal verwirklicht, da es, streng genommen, ein Privateigenthum gar nicht gab. Die ganze urbare Bodenfläche des Landes war in drei Theile zerlegt. Der Ertrag des ersten gehörte der Sonne, das heißt, der Klerisei und dem Kult; der Ertrag des zweiten der Inka-Familie und dem Inka-Adel; der dritte war unter das „Volk" Kopf für Kopf gleichmäßig vertheilt. Alljährlich wurde die Theilung dieses Bodendrittels erneuert und jedem Familienhaupte sein Jahresbesitz nach der Mitgliederzahl seiner Familie zugemessen, welche Einrichtung auf einer genauen Registerführung über Geburten und Todesfälle beruhte. Diese mittels

Digitized by Google

der sogenannten Quippus-Schrift geübte Statistik ermöglichte auch die Durchführung eines streng geordneten Steuerwesens, dessen Last, maßen Klerus, Adel und Beamtenschaft steuerfrei waren, ausschließlich auf dem Volke lag. Die Entrichtung der Steuern geschah durch Arbeit jeglicher Art. Die „misera contribuens plebs“ Peru's frohndete als Bauer, als Bergmann, als Handwerker, als Soldat, als Arbeiter an den Staatsgebäuden und Staatsstraßen. Das ganze Dasein des peruanischen Volkes war in das Netz bureaukratisch-kommunistischer Bevormundung eingeschnürt und kann für Augen, welche sehen wollen, den unwiderleglichen Beweis liefern, daß der Kommunismus unfehlbar dem Menschen jede Selbstbestimmungsfähigkeit entzieht und demnach naturnothwendig in die schlimmste Sklaverei ausläuft.

Wie in der Regel jedes Volk die Regierung hat, die es verdient, so hat auch jedes Volk einen Gott, dessen Wesen die Bildungsstufe und Anschauungsweise der Gesammtheit seiner Verehrer widerspiegelt. Ist dieser Satz wahr, so gestattet er einen nicht ungünstigen Schluß auf die Kultur und den Nationalcharakter der

Digitized by Google

Peruaner. Das religiöſe Fühlen und Glauben derſelben hob ſich über die Stufe der bloßen „Naturreligion" empor. Denn nicht nur als eine göttliche Naturmacht, ſondern auch als ein beſeeltes, durchgeiſtigtes Weſen, als eine mit Bewuſſtſein wollende Gottheit wurde die Sonne gedacht und dieſer Gottesbegriff ſtreifte um ſo näher an den Monotheismus, als das mythologiſche Beiwerk deſſelben von ganz untergeordneter Bedeutung war. Nur die Gott-Sonne hatte Tempel, Klerus und Kult. Ganz feſt war in dieſer Sonnenreligion das Dogma von der Unſterblichkeit der Menſchenſeele hingeſtellt und mit dieſer Vorſtellung verknüpfte ſich die weitere von einem ſogenannten Himmel und einer ſogenannten Hölle im ſogenannten Jenſeits. Der Gottesdienſt war im ganzen ſo, wie er einer als ſittliche, milde und wohlthätige Macht gedachten Gottheit gebührte. Eine Hauptkulthandlung war das knieend und mit der Sonne entgegengebreiteten Armen verrichtete Gebet. Immerhin kamen auch Menſchenopfer vor, vielleicht ein von dem Inka-Volk übernommener Brauch der barbariſchen Urbevölkerung des Landes. Sonſt wurden als Opfer

Digitized by Google

Edelsteine, Gold, Silber, Blumen, Früchte, Weihrauch, Schafe und Lamas dargebracht. Auch in der Form der Askese wurde die allen Religionen gemeinsame Opferidee verwirklicht: denkwürdig insbesondere durch das Institut der Sonnenjungfrauschaft. Die Sonnenjungfrauen, das heißt die peruanischen Vestalinnen oder Nonnen — nur Töchter des Inka-Adels konnten solche werden — lebten unter der Leitung einer Aebtissin oder Priorin nach bestimmten Regeln in Klöstern zusammen. Welche von ihnen sich gegen das strenge Keuschheitsgelübde, das sie als „Bräute des Sonnengottes" ablegen mussten, verfehlte, wurde lebendig begraben. Nur zu Gunsten des Sonnensohns, das heißt, des regierenden Inka, gab es eine Ausnahme.

Die Sommersonnenwende brachte das religiöse Nationalfest, das zu Kuzko mit höchster Prachtentfaltung gefeierte „Intip Raymi", das Sonnenfest, wobei der Inka, der Papst der Sonnenreligion, dem stralenden Gotte aus mit „Chika" (gegohrenem Maissaft) gefülltem Goldpokal ein feierliches Trankopfer spendete, in dem Augenblicke, wo das Tagesgestirn

Digitized by Google

am öſtlichen Horizont hinter den majeſtätiſchen Andesfirnen emporſtieg.

Alles in allem genommen, ſtand das Heidenthum der Peruaner an Reinheit, Sittlichkeit und, falls der Ausdruck überhaupt ſtatthaft iſt, an Vernünftigkeit dem Chriſtenthume der ſpaniſchen Inquiſitoren daheim und der ſpaniſchen Conquiſtadoren draußen keineswegs nach. Im Gegentheil, ſehr im Gegentheil, zumal noch zu ſagen iſt, daß im alten Peru das Verhältniß der beiden Geſchlechter ein ſehr ſittſames, das Familienleben innig, die Kinderzucht ſorgſam und die Umgangsformen fein waren. Auch Kunſt und Poeſie waren verhältnißmäßig entwickelt. Neben der Architektur blühte namenlich die Schmelz-, Schmied- und Ciſelirkunſt. Der Geiſt der Volkspoeſie war thätig und noch heute ſingt die indianiſche Bevölkerung Lieder, welche ſchon zur Inka-Zeit geſungen wurden. Auch höhere Gattungen der Dichtkunſt ſcheinen eifriger Pflege ſich erfreut zu haben. Wenigſtens iſt uns ein altperuaniſches, in der Kechuasſprache gedichtetes Drama, betitelt „Ollanta", überliefert worden, welches zur

Digitized by Google

Zeit der letzten Inka und auch noch nach der spanischen Conquista über die Bühne ging.

Allein trotz alledem trug die peruanische Gesellschaft den Keim frühzeitigen und unaufhaltsamen welkens in sich: sie musste an ihrem Kommunismus sterben, die Eigenthumslosigkeit brachte sie um. Nur die Einrichtung des Privateigenthums begründet das große Gesetz des socialen Vorschritts, das heißt, den thatkräftigen Trieb im Menschen, sein Loos zu verbessern. Diesen Trieb kannte der Peruaner nicht: er konnte ja nichts werden, als wozu seine Geburt ihn gemacht hatte. Die naturnothwendige Folge war, daß sich ein grauer Schleier von Gleichgiltigkeit über die Intelligenz des Volkes herbreitete und daß es sich widerstandslos einem schläfrigen dahinvegetiren ergab. Wie hätte es also dem Glaubens- und Goldfanatismus, der unbezähmbaren Energie der spanischen Conquistadoren widerstehen sollen? Diesem „Heldengesindel", welches bei seinen fast unglaublichen Wagnissen noch dazu durch alle Vorzüge einer höheren Rasse und durch alle Vortheile einer vorgeschritteneren Kultur unterstützt wurde.

Digitized by Google

Um die geſchichtliche Thatſache des Sturzes von Staaten und des Unterganges von Nationen her ſchlingt die Legende allerlei bunte Sagenfäden. So will auch die Sage der Peruaner, daß ſchon auf den höchſten Glanz von Peru — welchen auf einem Mißverſtändniſſe beruhenden Namen erſt die Spanier dem Lande gaben — der dunkle Schatten einer fernher drohenden Wolke gefallen ſei und das herannahende Verderben in der Form dunkler Ahnungen ſich angekündigt habe. Im Volke ſchlich von alters her die Sage um, Fremdlinge, wie man ſie nie geſehen, würden dereinſt ins Land kommen und daſſelbe erobern; Kometen erſchienen am Himmel und die Erde bebte. Das zum großen Sonnenfeſt in Kuzko verſammelte Volk ſah in der Luft eine Schar von Falken einen Adler angreifen, welcher tödtlich verwundet zu Boden fiel. Die Prieſter murmelten düſtere Weiſſagungen. Selbſt den großen Inka Huayna Kapak erfaſſte ein trübes Vorgefühl. Nicht ohne Grund. Hatte er doch von dem erſcheinen weißer bärtiger Männer am Geſtade der Südſee ſichere Kunde erhalten. Das war Balboa mit ſeinen Gefährten geweſen. Der Inka konnte nicht ahnen, daß

Digitized by Google

unter dieſen Waghälſen auch der Mann, Pizarro, ſich befand, welcher ſo bald das Reich Tavantinſuyu vernichten ſollte; aber ſterbend deutete Huayna Kapak die Erſcheinung der bärtigen Blaſſgeſichter auf die „Fremdlinge" der alten Sage.

Seine traurige Ahnung hatte den Inka nicht betrogen, aber freilich hatte er ſelber die Erfüllung beträchtlich gefördert, ſodaß Peru's Verderben von innen heraus ſchon angehoben hatte, als die Gefahr der ſpaniſchen Conquiſta von außen herankam. Huayna Kapak war auf den Irrweg gerathen, die feſtgefugte Staatsordnung mit eigener Hand zu zerbrechen, indem er ſich durch ſeine Vorliebe für einen ſeiner jüngeren Söhne, welcher Atahuallpa hieß, verleiten ließ, zu Ungunſten ſeines älteſten Sohnes Huaſkar, des legitimen Kronprinzen, die Thronfolgeordnung abzuändern und zwar in der Form einer Theilung des Reiches. Die ſüdliche Hälfte mit der Hauptſtadt Kuzko erhielt Huaſkar, die nördliche mit der Hauptſtadt Quito erbte Atahuallpa. Nach dem wahrſcheinlich im Jahre 1525 erfolgten Tode des großen Inka kam es, wie es bei der raſtloſen, kriegeriſchen, ehr- und herrſchſüchtigen

Digitized by Google

Sinnesweise Atahuallpa's kommen musste. Nachdem der Herrscher von Quito etliche Jahre lang Frieden gehalten, hob der Bruderkrieg um den Alleinbesitz des Inka-Reiches an. Am Fuße des Chimborasso trafen die Heere der feindlichen Brüder zur blutigen Entscheidung aufeinander. Sie fiel zum Nachtheile des älteren Bruders aus. Eine zweite, auf der Ebene von Quipayan geschlagene Schlacht noch mehr: Huaskar wurde der Gefangene seines Bruders, welcher sich jetzt des ganzen Reiches seines Vaters bemächtigte und mittels Thaten wilder Grausamkeit den Peruanern seinen vollständigen Triumph und die ganze Schwere seiner Despotie verkündigte.

Dies geschah im Jahre 1532 und schon etliche Monate darauf brach das spanische Verhängniß über Peru herein.

Digitized by Google

4.

Was war aber derweil aus dem Hauptträger dieſes Verhängniſſes geworden? Wo befand ſich Pizarro? In Spanien.

Der weiland Hüter der Schweine hatte aus alledem, was er in Tumbez geſehen und gehört, unſchwer die Ueberzeugung geſchöpft, daß denn doch ſeine Abſicht, das Inka-Reich zu erobern, und die Eroberungsmittel, über welche er dermalen, das heißt, nach endlicher Findung vom El Dorado, zu verfügen hätte, in einem geradezu lächerlichen Miſſverhältniſſe ſtänden. Wir müſſen das Geſchäft gründlicher nehmen und auf eine ſolidere Baſis ſtellen, ſagte er ſich, und maßen dies in dem lumpigen Panama, wohin wir alsbald zurückkehren müſſen, keine Möglichkeit iſt, ſo will ich

Digitized by Google

nach Spanien hinüber und die Krone ſelbſt für das Unternehmen zu intereſſiren ſuchen.

So that er; denn der Mann war einer von jenen entſchloſſen anpackenden, bei denen dem Gedanken ſo gewiß und ſo raſch die That folgt wie dem Blitze der Donner.

So finden wir zu Anfang des Sommers von 1528 Pizarro in Spanien am Hofe Kaiſer Karls des Fünften, in deſſen Reichen bekanntlich die Sonne nie unterging, der aber niemals Geld hatte und wie der größte Monarch ſo auch der größte Pumper ſeiner Zeit geweſen iſt. Da war es nun merkwürdig, zu ſehen, mit welcher Sicherheit der Ex-Eumäos von Truxillo auf dem glatten Hofboden ſich zu bewegen wuſſte. So etwas haben die formſicheren Menſchen romaniſcher Raſſe doch vor uns viereckigen Germanen voraus, denen es zwar nicht zur Schande gereicht, daß ſie nicht zu ſchauſpielen vermögen, aber auch nicht zum Ruhme, daß ſie des Formſinnes mehr als billig ermangeln.

Der durchwetterte Abenteurer gewann dem Kaiſer ſoviel Theilnahme ab, als dieſer kalt rechnenden Natur überhaupt abzugewinnen war. Pizarro beſaß ja jene

Digitized by Google

kunſtloſe, aber energiſche Beredſamkeit, wie ſie zum befehlen beſtimmten Menſchen angeboren zu ſein pflegt. Seine Schilderungen deſſen, was er ſeit zwanzig Jahren in der Neuen Welt geſchaut, gehört, gelitten und geſtritten, mögen dem Kaiſer, welcher ſich bislang um die amerikaniſchen Dinge wenig gekümmert hatte, zuerſt eine beſtimmtere und deutlichere Vorſtellung von der Beſchaffenheit und dem Werthe der unermeſſlichen Beſitzungen beigebracht haben, welche da drüben der ſpaniſchen Herrſchaft unterworfen waren. Pizarro, der ſeinen Mann und deſſen ewig leere Taſche kannte, unterließ auch nicht, den Goldreichthum des neuentdeckten Landes Peru vor den gierigen Augen Karls ſchimmern zu laſſen, und legte um dieſes ſein Wortgemälde her den Rahmen peruaniſcher Goldproben, welche er fürſorglich mitgebracht hatte. Der Kaiſer empfahl daraufhin Pizarro und deſſen Angelegenheit dem „Rathe von Indien", alſo der oberſten Kolonialbehörde Spaniens, und dieſe hat dann im Juli von 1529 einen förmlichen Vertrag mit unſerem Macher in Länderfindung und Gründer von Eroberungsgeſchäften abgeſchloſſen. Kraft dieſes Vertrages ſollte

dem Pizarro, welcher zur Erhöhung seines Ansehens zum Hidalgo (Edelmann) und zu einem Ritter von San-Jago gemacht wurde, das Recht der Entdeckung und Eroberung des Landes Peru zustehen und sollte er nach vollbrachter Besitzergreifung Titel, Rang, Machtvollkommenheit und Einkommen eines Statthalters haben. Seine beiden ursprünglichen Mitgründer wurden ebenfalls bedacht, indem Almagro die Bestallung als Gobernador und Pater Luque die als Bischof der Stadt und Provinz Tumbez erhielt. Pizarro seinerseits übernahm die Verpflichtung, binnen sechs Monaten eine feldtüchtige Truppe von zweihundertfünfzig Mann aufzubringen, wobei ihm die Regierung zur Beschaffung von Geschützen und Munition behilflich sein sollte.

Der also mit Brief und Siegel förmlich zum Conquistador ernannte San-Jago-Ritter vermochte die seinerseits übernommene Vertragspflicht nur mühsälig zu erfüllen. Im Januar von 1530 segelte er sodann mit der aufgebrachten Streitmacht aus Spanien ab, und als er, in Panama angelangt, seine Mannschaft musterte, hatte er hundertdreiundsechzig Soldaten zu

Digitized by Google

Fuß und siebenundzwanzig zu Pferd in erträglich guter Ausrüstung. Mit dieser Handvoll verwegener Gesellen fuhr Pizarro im Januar von 1531 zur Eroberung Peru's aus, nachdem er seinem Geschäftstheilhaber Almagro aufgegeben hatte, in Panama noch weitere Mannschaft anzuwerben und ihm dieselbe unter der Führung tüchtiger Officiere nachzusenden. Dies geschah denn auch und war der eifrige Almagro im stande, binnen kurzem drei kleine Schiffe mit Verstärkungen seinem Gesellschafter nachzusenden und zwar unter der Führung von Don Belalkazar und Don Hernando de Soto, zwei Rittern, welche in der Vorderreihe der Eroberer von Peru glänzten und von denen der letztgenannte außerdem als Entdecker des Stromgebietes des Missisippi in der Geschichte Amerika's einen unvergänglichen Namen sich gesichert hat. In der Bucht von Guayaquil vereinigten sich diese Verstärkungen mit der Mannschaft des Conquistadors.

In Tumbez gelandet, trat Pizarro in lebhaften Verkehr mit den Bewohnern der Stadt. Das Mittel sprachlicher Verständigung boten etliche Eingeborene, welche der Eroberer bei seinem ersten Besuche aus

Digitized by Google

Tumbez mitgenommen und die als ſeine Begleiter auf der Fahrt nach Spanien inzwiſchen ſpaniſch gelernt hatten. Einer dieſer Dolmetſcher, den die Spanier Felipillo getauft hatten, ſpielte in der Geſchichte der Eroberung ſeines Vaterlandes eine nicht unwichtige Rolle, ganz dieſelbe Rolle, welche in der Geſchichte der Eroberung von Mexiko eine indianiſche Dolmetſchin und Geliebte des Kortez, die ſchöne und kluge Donna Marina, innehatte. Pizarro ſcheint ſich überhaupt das Verfahren ſeines Vetters in Anahuak vielfach zum Muſter und Vorbilde genommen zu haben, wie das ja auch in den Verhältniſſen lag. Er verwandte zuvörderſt große Achtſamkeit darauf, zu Tumbez über die Zuſtände der fremdartigen Welt, welche er betreten hatte, genau ſich zu unterrichten und Einſicht in die Sachlage im Inka-Reiche zu gewinnen. Was er erfuhr, zeigte ihm erſt recht die Größe und Schwierigkeit ſeines Unternehmens, aber auch, was daſſelbe erleichtern könnte. Hierbei war von äußerſter Wichtigkeit die Kunde von dem ſo eben ausgefochtenen Bruderkriege zwiſchen Huaſkar und Atahuallpa. Pizarro muſſte ſich ja erinnern, wie ſehr die Zwiſtigkeiten der

Digitized by Google

verſchiedenen Volksſtämme von Anahuak dem Kortez zu gute gekommen waren. Allerdings war der Sieger Atahuallpa im unbeſtrittenen Beſitze der Gewalt, aber immerhin ließen ſich, kalkulirte der Spanier, aus der Art und Weiſe, wie der Inka zur Herrſchaft über das ganze Reich gelangt war, allerhand wichtige Vortheile ziehen. Unter anderen dieſer, daß die fremden Eindringlinge ſich einem gewiß nicht kleinen Theile der Peruaner als Befreier von dem Joche eines tyranniſchen Uſurpators darſtellen konnten. Die Menſchen wollten und wollen ja zu allen Zeiten belogen und betrogen ſein.

Weiterhin galt es dann zunächſt, in dem fremden Lande an einer wohlgelegenen Stelle der Küſte feſten Fuß zu faſſen, wie das Kortez in Mexiko durch die Anlage von Veracruz bezweckt und erreicht hatte. Demzufolge wurde ſüdlich von Tumbez im ſchönen Thale von Tangarola eine Pflanzſtätte gegründet, welche den Namen San-Miguel erhielt. Sie ſollte als Aus- und Einſchiffungsort, als Stütz- und Zufluchtspunkt dienen.

Während an der Gründung dieſer erſten ſpaniſchen

Digitized by Google

Kolonie auf dem Boden des Sonnenreiches gearbeitet wurde, brachte Pizarro in Erfahrung, daß der Emperador von Peru dermalen nicht in der Hauptſtadt reſidirte, ſondern in einer Entfernung von etwa zwölf Tagemärſchen zu Kaxamalka, welche Stadt in einem von einer Quellader des Amazonenſtromes gebildeten Thale der Anden gelegen war, ſein Hoflager aufgeſchlagen hätte. Sofort erhob ſich im ſpaniſchen Lager die Frage, was nun zu thun wäre. Ob es räthlicher, ſtracks den weiten Südmarſch nach der Hauptſtadt Kuzko anzutreten, von woher eine ungeheure Goldbeute winkte, oder aber die dermalige Reſidenz des Inka's aufzuſuchen? Pizarro war Politiker genug und hatte ſich über das Weſen des Inkathums auch ſchon ein ſo ſicheres Urtheil gebildet, daß er den Marſch nach Kaxamalka beſchloß. Es muſſte ihm ja aus allem, was er bislang in dieſem Lande geſehen und gehört, klar geworden ſein, daß, wer den Inka hätte, auch Peru hätte. Das Schickſal des Herrſchers müſſte das des Reiches entſcheiden. Wie ſich der Conquiſtador dieſe Entſcheidung dachte, iſt nicht zu ſagen. Denn die Quellen der Eroberungsgeſchichte von Peru laſſen

Digitized by Google

es unbeſtimmt, ob er zuvörderſt friedliche Mittel verſuchen wollte oder aber von vornherein auf einen Gewaltſchlag ſann. Das wahrſcheinlichſte iſt, daß er ſich ſagte: Kommt Zeit, kommt Rath. Vorerſt nach Kaxamalka! Sind wir einmal dort, werden uns die Umſtände lehren, was zu thun.

Der Aufenthalt in Tumbez und die Gründung von San-Miguel hatten einen Zeitraum von fünf Monaten in Anſpruch genommen. Längeres zögern ſchien dem Conquiſtador um ſo unthunlicher, als unter ſeiner Mannſchaft das Gemurre, wo denn eigentlich das verheißene Dorado wäre, immer lauter zu werden begann. Er muſſte ſich daher zum Aufbruche nach Kaxamalka entſchließen, ohne weitere Verſtärkungen von Panama her abwarten zu können. In San-Miguel eine kleine Beſatzung zurücklaſſend, trat er am 21. September von 1532 mit hundertzehn Fußſoldaten und ſiebenundſechzig Reitern ſeinen Marſch an, eins der kühnſten Spiele wagend, welche jemals gewagt worden ſind. Aber gerade die Abenteuerlichkeit, die Tollkühnheit des Wagniſſes entſprach ſo recht dem Charakter der Spanier von damals und vollends der

Digitized by Google

Sinnesweise des „Heldengesindels" der Conquistadoren. Man lässt dem Francisko Pizarro und seinen Gefährten nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn man anerkennt, daß wohl niemals ein kühnerer Entschluß gefasst und mit stahlhärterer Thatkraft zur Ausführung gebracht worden sei als der von ihnen gefasste und ausgeführte. Mit hundertsiebenzig Mann zuerst in die tropische Urwaldwildniß sich hineinwagen, dann den himmelan gethürmten Riesenwall der Kordilleren übersteigen, in das Herz eines großen und wohlgeordneten Reiches eindringen, den unumschränkten, abgöttisch verehrten, sakrosankten Beherrscher desselben in der Mitte seines siegreichen Heeres in seinem eigenen Prätorium aufsuchen mit der Absicht, der Herrlichkeit dieses Halbgottes von Sonnensohn so oder so ein Ende zu bereiten — gewiß konnte nur ein heldischer Mann diesen Gedanken aussinnen und zur That machen. Dabei ist auch noch in Anschlag zu bringen, daß die Ausrüstung von Pizarro's Mannschaft mit Feuerwaffen eine nur sehr spärliche war. Nicht mehr als drei Büchsenschützen befanden sich unter der Schar,

Digitized by Google

und was das „Geschütz“ anging, so bestand dasselbe aus zwei „Feldschlangen“ kleinsten Kalibers.

Vorwärts also trotz alledem! Die ersten Tagemärsche führten durch ein mälig gen Südosten ansteigendes Land, welches von der Ueppigkeit tropischer Urwaldvegetation überwuchert war. Dann, als man sich den Kolossen der Andeskette mehr genähert hatte, ging der Zug durch Thalgelände, welche, wasserreich und äußerst sorgfältig angebaut, die Anmuth ihrer landschaftlichen Scenerie selbst diesen Wanderern, welche sich sonst um dergleichen blutwenig kümmerten, fühlbar machten. Hier war die Bevölkerung eine zahlreiche, aber von Widerstand nirgends eine Spur. Die Fremdlinge, welche kamen, den armen Peruanern statt des hölzernen Joches, welches sie bislang getragen, ein eisernes aufzulegen, wurden allenthalben freundlich aufgenommen und gastlich beherbergt und bewirthet Mittels seiner Dolmetscher konnte der Conquistador auch die Wahrnehmung machen, daß unter den Unterthanen Atahuallpa's eine dumpfe Unzufriedenheit gährte. Die Herrschaft des Inka's musste sich demnach schon als eine sehr drückende erwiesen haben.

Digitized by Google

Derweil die Spanier an einem Orte, welcher Zaran hieß und innerhalb der Vorberge der Kordilleren gelegen war, Raſt hielten, ward ihnen ein Beweis, daß ihr Marſch auf Kaxamalka dem Inka zu Ohren gekommen ſein muſſte. Leider wiſſen wir nicht, was ſich Atahuallpa, welcher, von ſeinem Heere umgeben, in Kaxamalka, das ſchon damals ſeiner warmen Quellen wegen berühmt war, eine Badekur gebrauchte, bei der Kunde von dem erſcheinen der weißgeſichtigen, bärtigen Fremden dachte, welche — ſo hatten ihm ſeine Späher zweifelsohne bereits gemeldet — Blitz und Donner mit ſich führten und auf wunderbaren Geſchöpfen, ſo man im Reiche der vier Himmelsgegenden nie geſehen, auf einer Art von vierfüßigen Schlangen einherritten. Wie zu vermuthen, hatte die Erſcheinung der Fremdlinge zunächſt nur die Neugier des Sonnenſohnes erregt und ſcheint ihm ein Gedanke an Gefahr gar nicht aufgeſtiegen zu ſein. So erklärt es ſich, daß er einen ſeiner Edelleute als Geſandten an den Häuptling der Fremden abordnete, um dieſelben an ſein Hoflager einladen zu laſſen. Der Geſandte, welcher ſelbſtverſtändlich zugleich ein Spion

Digitized by Google

war, wie ja das die Gesandten allzeit oder überall mehr oder weniger waren, sind und sein werden, stellte sich mit seinem Gefolge in Zaran dem Conquistador vor, überreichte etliche Geschenke und entledigte sich mit bester Manier seines Auftrages. Pizarro spielte nicht weniger fein den Diplomaten, überschüttete den peruanischen Höfling mit höfischen Redensarten und sandte denselben zu seinem Gebieter zurück mit der Meldung, er, Pizarro, werde, die Einladung Sr. Majestät des Emperadors von Peru dankend annehmend, mit seinen Leuten bald in Kaxamalka eintreffen. Zugleich trug er dem Gesandten noch auf, den Sonnensohn zu benachrichtigen, daß sie, die Spanier, von jenseits des Meeres kämen und zwar als Botschafter eines mächtigen Monarchen. Dieser hätte von der Macht und dem Ruhme des Inka's so viel vernommen, daß er ihnen den Befehl gegeben, dem Herrscher von Peru ihre Ehrerbietung darzubringen und ihm ihren Beistand gegen alle seine Feinde anzubieten.

Nach also bewerkstelligter Abfertigung des Gesandten verweilte der Eroberer noch mehrere Tage da und dort am Fuße der Sierra, weil er hoffte, daß

Digitized by Google

noch dieſſeits des Gebirges Verſtärkungen von Panama her und über-San Miguel zu ihm ſtoßen würden. Aber er muſſte dieſe Hoffnung endlich aufgeben und ſo, wie er war, und mit dem, was er hatte, die Erſteigung und Ueberklimmung der Kordilleren unternehmen. Ein furchtbares Mühſal! Aber es ward überwunden. Wohl war manchem von Pizarro's Gefährten beim Anblicke dieſes rieſigen Gebirges, deſſen Firnſchneegipfel in die Wolken ſich verloren und das ſie überklettern ſollten, um drüben in ein Chaos von Gefahr, in das unbekannte, nichtzuahnende ſich zu ſtürzen, der Muth geſunken. Aber der Führer verſtand es auch jetzt, wie immer, den geſunkenen wieder zu heben. Oviedo, der klaſſiſche Geſchichtſchreiber der Conquiſta, hat uns die Rede überliefert, welche Pizarro vor dem Aufbruch ins Hochgebirge an ſeine Mannſchaft hielt. Die „santa fé catolica“ ſpielte natürlich darin eine große Rolle. Ebenſo die Berufung auf das Spanierthum. „Schreitet vorwärts, wie es guten Spaniern geziemt, ganz unbekümmert, daß ihr Chriſten ſo klein an Zahl. Gott iſt unſer Beiſtand; er wird den Stolz der Heiden demüthigen

Digitized by Google

und sie zu unserem heiligen katholischen Glauben herüberführen."

Es war am 15. November von 1532, als die Spanier, die Gipfel der Anden hinter sich, die letzten Abdachungen der Ostseite des Gebirges hinabstiegen und die Stadt Kaxamalka, hinter welcher thalhinein die warmen Quellen ihre Dampfsäulen in die Luft trieben, zu ihren Füßen liegen sahen.

Digitized by Google

5.

Nun höre ich da und dort einen klugen Leſer und vielleicht auch eine noch klügere Leſerin meiner Hiſtorie murmeln: „Dieſer Sonnenſohn von Inka muß doch ein recht dummer Teufel geweſen ſein. Wie hätte er ſich ſonſt die Spanier ſo auf den Hals kommen laſſen können?“

Die Frage iſt berechtigt und auch ſchon vor dreihundert Jahren von klugen Leuten aufgeworfen worden. Schade, daß wir nur Vermuthungen zur Antwort geben können.

Wie bereits oben bemerkt worden, ſcheint Atahuallpa zuvörderſt einer, wie leicht begreiflich, ſehr lebhaften Regung von Neugier nachgegeben zu haben, als er die Fremdlinge, deren ganze Erſcheinung ja von dem Nimbus und Reiz des Geheimniſſes umgeben

Digitized by Google

war, an ſein Hoflager lud. Die Erinnerung an die mit den Anfängen des peruaniſchen Staates verknüpfte Sage, daß weißhäutige Männer in der Urzeit am Titikakaſee gelebt hätten, mag auch in dem Inka wachgeworden ſein und ihm ein freundliches verhalten gegen die Eindringlinge vorgezeichnet haben. Man hat nachmals, um das verfahren Pizarro's zu entſchuldigen oder gar zu rechtfertigen, von ſpaniſcher Seite die Behauptung aufgeſtellt, das zuvorkommende gebaren des Sonnenſohnes ſei von Anfang an nur Verſtellung geweſen. Er habe mittels geheuchelter Freundlichkeit die Spanier in ſein Lager locken wollen, um ſich ihrer wunderſamen Waffen und Reitthiere zu bemächtigen, ſie ſelber aber umzubringen. Dazu iſt zu ſagen, daß die notoriſche Verſchlagenheit und Grauſamkeit Atahuallpa's dieſer Unterſtellung allerdings eine ſcheinbar gute Stütze gibt. Allein dieſe Stütze hält nicht vor angeſichts der Thatſache, daß der Inka die Spanier ohne alle Beläſtigung bis nach Kaxamalka gelangen ließ und ſie nach ihrer Ankunft daſelbſt ſo gaſtlich behandelte, daß ſie ſelber ſchlechterdings kein Symptom feindſeliger Abſichten von ſeiner

Digitized by Google

Seite anzugeben vermochten. Das entscheidende ist jedoch, daß Atahuallpa, falls er einen Ueberfall der Spanier geplant hätte, klug und kriegserfahren genug gewesen wäre, damit nicht bis zur Ankunft der Fremden an seinem Hoflager zu warten, sondern sie vielmehr während ihres beschwerlichen und gefährlichen Zuges über die Anden zu überrumpeln. So das mit auch nur einiger Geschicklichkeit geschehen wäre, mussten sie unfehlbar verloren sein. Es war aber nicht geschehen und demnach vollzogen sich die Geschicke des Sonnenlandes mit außerordentlicher Raschheit.

Wir wissen aus dem Munde der Conquistadoren selbst, daß sie beim Anblicke der wohlgebauten Stadt zu ihren Füßen, mehr aber noch beim Anblicke des weit über die Bergabhänge rings um die Stadt hingedehnten weißen Zeltlagers von Atahuallpa's Heer denn doch ein sehr starkes, obzwar vorübergehendes Bangen empfanden. Indessen, zurück konnte man nicht — also vorwärts!

Pizarro suchte seine Erscheinung zu einer möglichst imponirenden zu machen. Er ordnete seine Mannschaft in drei Treffen, wenn man so sagen darf, als

Digitized by Google

ob es zur Schlacht ginge, ließ die Fahnen entfalten, die Trompeten ſchmettern und marſchirte ſo, die Reiterei voran, die Feldſchlangen in der Mitte, in echt ſpaniſch-ſtolzer Haltung auf die Stadt zu. Er erreichte ſeinen Zweck: er imponirte. Tauſende und wieder tauſende von ſchwarzen Peruaneraugen hingen an dem herankommenden Zuge, an dem alles ſo fremdartig, daß er den Unterthanen des Inka's wie unmittelbar vom Himmel gefallen erſcheinen konnte. Später dürften ſie ſehr geneigt geweſen ſein, zu glauben, die Hölle hätte dieſe Blaſſgeſichter ausgeſpieen.

In Kaxamalka eingerückt, erfuhr der Conquiſtador daß der Inka in einer Villa reſidirte, welche etwa eine Legua weit hinter der Stadt und vor der Fronte des peruaniſchen Lagers gelegen war. Dorthin entſandte, den „Emperador" zu begrüßen, Pizarro ſeinen Bruder Hernando und den Ritter Soto an der Spitze einer Reiterſchar, welche alsbald auf der von der Stadt zur kaiſerlichen Reſidenz hinausführenden, wohlangelegten Kunſtſtraße hingaloppirte. Bei ihrem herankommen traten die peruaniſchen Krieger überall neugierig aus ihren Zelten hervor, verhielten ſich

Digitized by Google

aber durchaus friedlich. Die zeitweilige Behausung des Inka's war leicht, aber hübsch gebaut; die Außenwände waren mit einer bunten Mörtelglasur versehen und um den offenen Hof lief ein Säulengang, in welchem das „Inkabad" sichtbar war, das heißt, eine große steinerne Wanne, in welche mittels Röhren warmes und kaltes Wasser geleitet werden konnte. Eine Menge prächtig gekleideter Hofleute und Offiziere füllte den Hofraum. Auch reichgeschmückte Frauen des kaiserlichen Harems waren sichtbar. Unschwer vermochten die Spanier die Person des Inka's zu erkunden, nämlich in einem auf einem niedrigen Sessel dasitzenden Manne, welchen das außerordentlich ehrfurchtsvolle bezeigen der ihn umstehenden höchsten Würdenträger als den „Emperador" bezeichnete. Außerdem war Atahuallpa kenntlich durch das Symbol seiner Sonnensohnherrschaft, das heißt, durch die rothseidene Stirnbinde, die „Borla", deren Fransen ihm bis auf die Augenbrauen herabfielen. Nur der Inka durfte diesen Kopfschmuck tragen und Atahuallpa hatte sich mit diesem heiligen Zeichen unumschränkten Herrscherthums erst geschmückt, nachdem er mittels

Digitized by Google

Beſiegung und Gefangennahme ſeines Bruders in den alleinigen Beſitz der Macht in Peru gelangt war.

Der Inka empfing die beiden Boten des Conquiſtadors mit der ganzen Gemeſſenheit und ſtoiſchen Würde, welche den Häuptlingen der rothhäutigen Raſſe bei Haupt- und Staatsaktionen überall eigen war und iſt. Hernando Pizarro und der Ritter Soto ritten bis dicht vor den Sitz Atahuallpa's und richteten durch den Mund des Dolmetſchers Felipillo ihren Auftrag aus, indem ſie das wiederholten, was der Eroberer ſchon in Zaran dem Abgeſandten des Inka's geſagt hatte. Der Herrſcher von Tavantinſuyu hörte ſchweigend und ohne eine Miene zu verziehen die Botſchaft. Nur einer der ihm zur Seite ſtehenden Würdenträger ſagte, als die Spanier ihre Anrede vorgebracht hatten, lakoniſch: „Es iſt gut.“ Damit war aber den Boten noch nicht gedient und der Bruder Pizarro's nahm daher abermals das Wort und bat den Inka, ſelber mit ihnen zu ſprechen und ihnen ſeinen Entſchluß und Beſchluß mitzutheilen. Nun ging — ſo hat uns Soto berichtet — ein flüchtiges Lächeln über die ernſten Züge Atahuallpa's

Digitized by Google

und er ließ sich herab, zu sagen: „Meldet eurem Häuptlinge, daß ich dermalen Fasten halte, welche morgen zu Ende gehen. Dann werde ich ihn mit meinen Häuptlingen besuchen. Derweil aber möge er in dem Staatsgebäude an dem öffentlichen Platze in der Stadt Quartier nehmen. Was weiter geschehen soll werde ich befehlen."

Soto, welcher einen Andalusier ritt, dessen Feuer die Strapazen des Andesüberganges nicht zu schwächen vermocht hatten, bemerkte, daß der Inka das schöne Thier, welches ihm wie ein Wunder vorkommen musste, aufmerksam, aber ruhig betrachtete. Da ließ der Ritter dem Renner die Zügel schießen, beschrieb in vollem Laufe ein paar Kreise auf dem Wiesenplan vor dem Hofraume, kam dann pfeilschnell zurück und hielt sein Roß so plötzlich und so dicht vor Atahuallpa an, daß es sich auf die Hinterfüße setzte und den Schaum seines Gebisses umherspritzte. Der Inka behauptete auch hierbei seine würdevolle Fassung, aber etliche seiner Officiere wichen entsetzt zurück. Ihr Gebieter soll sie, wie die Spanier aussagten, um

Digitized by Google

ſolcher Feigheit willen noch am Abend deſſelben Tages haben hinrichten laſſen .....

„Was weiter geſchehen ſoll, werde ich befehlen" — hatte der Inka geſagt. Lag in dieſer Aeußerung ſouveränen Machtbewuſſtſeins eine Drohung? Sollte es etwa heißen: „Trotz alledem beſitze ich die Mittel, euch Blaſſgeſichter mitſammt eurem Blitz und Donner, mitſammt euren vierfüßigen Schlangen zu erdrücken, ſobald es mir beliebt!"? Nahm es Pizarro ſo?

Wie er es nahm, weiß man nicht; daß er aber handelte, als hätte er es ſo genommen, weiß man. Kamen doch ſeine beiden Boten trotz des berauſchenden Chikatrankes, welcher ihnen auf Befehl Atahuallpa's durch ſchöne Odaliſken in großen Goldpokalen kredenzt worden war, mit ſehr gemiſchten Eindrücken aus dem Lager des Inka's nach Kaxamalka zurück. Was ſie da geſehen hatten und was ſie ihren Gefährten berichteten, imponirte den Spaniern nicht wenig, und als die Nacht gekommen war und die zahlloſen Lagerfeuer der peruaniſchen Krieger von den Berghalden herableuchteten — „ſo dicht wie die Sterne am Himmel", meldet uns einer der Augenzeugen — da ſank dieſem

Digitized by Google

in tausend Gefahren hartgegerbten „Heldengesindel“ der Muth.

Einer jedoch war darunter, dem blieb der Muth oben, Pizarro selbst, welcher derweil seine Leute in dem großen kasernenartigen Gebäude untergebracht hatte, das den Marktplatz der Stadt von drei Seiten einfasste. Dieses Bauwerk bestand eigentlich nur aus weiten Säulenhallen, welche sich gegen den Platz hin aufthaten und diesen zu einem geschlossenen Hofraume machten, indem die vierte Seite durch eine hohe, in der Mitte mit einem großen wohlbefestigten Thore versehene Mauer abgeschlossen wurde. Die Beschaffenheit seines Quartiers half zweifelsohne Pizarro's Plan mitbestimmen.

Denn der Mann hatte einen Plan, einen verzweifelten, auf Sieg oder Untergang gestellten Plan, einen Plan, welcher mit ebenso fester Hand ausgeführt wurde, wie er mit festem Geiste entworfen worden war. Nachdem er am Abend des 15. Novembers mittels einer seiner bündigen, von Energie schwellenden Anreden seiner ganzen Schar zu Gemüthe geführt hatte, daß es jetzo gälte, für den heiligen katholischen

Glauben gegen die Heiden einen großen Schlag zu thun, der schlechterdings gethan werden müsste, so sie nicht alle schmählich zu Grunde gehen wollten, versammelte er seine Officiere zu einem Kriegsrathe, setzte ihnen klar und bestimmt auseinander, was er vorhätte, was morgen gethan und wie es gethan werden sollte, und wies jedem seine Stelle und seine Rolle an. Dann entließ er sie, machte die Runde in dem ganzen Quartiere, prüfte die getroffenen Vertheidigungsanstalten, besichtigte die Wachtposten und legte sich endlich schlafen mit der Gefasstheit eines Mannes, welcher wusste, daß er morgen zu dieser Stunde der Herr von Peru oder aber todt sein würde.

Digitized by Google

6.

Aus wolkenloſem Himmelsblau blickte am Morgen des 16. Novembers 1532 die Gottheit Peru's in ſtralender Majeſtät auf ihr Land herab. Sie ſollte es an dieſem Tage zum letztenmale in der Hand und Gewalt ihrer Kinder ſehen.

Draußen im Lager des Inka's war frühzeitig große Regung und Bewegung. Aber frühzeitiger noch riefen Trompetenſtöße die Spanier in ihrem Quartier aus dem Schlafe und unter die Waffen. Der Conquiſtador erſchien gepanzert und in voller Waffentracht. Ebenſo ſeine Officiere und ſeine ſämmtlichen Gefährten bis zum letzten Soldaten herab. Ein reichliches Frühmahl wurde eingenommen. Dann celebrirte Pizarro's Feldpater an einem im Hofraume improviſirten Altar eine Meſſe und ſtimmte zum Schluſſe das „Exsurge,

Digitized by Google

Domine!“ an, in welches die ganze fromme Räuberbande höchst andächtig einstimmte. Hierauf ordnete der Führer, was noch zu ordnen war. Den Don Pedro de Kandia ließ er mit etlicher Mannschaft die zinnenbekrönte Mauer, in welcher die große Pforte eingelassen war, besetzen und hier wurde auch das „Geschütz“, das heißt die beiden kleinen Feldschlangen, aufgepflanzt. Innerhalb der um den Platz herlaufenden Säulenhalle stellte er auf dem rechten und dem linken Flügel in zwei von seinem Bruder und De Soto befehligten Trupps seine Reiter auf, im Mittelflügel sein Fußvolk, mit Ausnahme von zwanzig auserlesenen Leuten, die er unter seiner unmittelbaren Führung behielt. Sämmtliche Mannschaften hatten den Befehl, gefechtsbereit zu sein, und ihre Officiere erhielten die letzten Losungen von dem General.

Der höchste Einsatz war gemacht und die Schicksalswürfel rollten in der Urne, das heißt, der Conquistador stand auf dem Sprunge, alles zu wagen, um alles zu gewinnen. Von seinem Rechte dazu war der Mann vollständig überzeugt. Diese Spanier des 16. Jahrhunderts nahmen den berühmten Satz, welchen

Digitized by Google

nachmals der größte Denker des 17. Jahrhunderts theoretisch aufstellte, den Satz: „Jeder hat gerade soviel Recht, als er Macht hat" — überall praktisch vorweg.

Die Eroberer von Peru haben später, um ihr schnödes Spiel zu rechtfertigen, die Behauptung ausgehen lassen, sie hätten nur das Prävenire gespielt, indem sie dem Inka anthaten, was er ihnen anzuthun beabsichtigt hätte. Diesen Vorwand zu widerlegen lohnt sich nicht der Mühe. Es ist ja nicht ein Schatten von Beweis dafür beigebracht worden. Thatsache dagegen ist, daß Atahuallpa arglos und vertrauensvoll in die ihm gestellte Falle ging. Er hatte offenbar gar keine Ahnung von dem wirklichen Charakter der blassgesichtigen Fremdlinge. Er war gänzlich unvermögend, den Verrath sich vorzustellen, welchen seine Gäste gegen ihn im Schilde führten. Dies beweist zweierlei: die Superiorität der Spanier an Intelligenz und Thatkraft und die Superiorität der Peruaner an Moral. Seume's Hurone hätte hier mit vollem Rechte sagen können: „Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen!" Aber das hatte hier, wie überall,

Digitized by Google

wenig oder nichts zu bedeuten. Die arme Moral, in der physischen Welt eine unbekannte Größe, ist auch in der sogenannten „moralischen" nur das immer gesuchte, aber nie gefundene X. Die wahre und wirkliche Moral der Weltgeschichte ist bekanntlich der Erfolg, vor welchem ja die Menschen in ihrer unergründlichen Niedertracht allzeit die Kniee gebeugt haben. Aber — im Sinne Spinoza's zu sprechen — der Erfolg ist das Recht gerade so lange, bis ein anderer Erfolg noch rechtmäßiger, das heißt erfolgreicher über ihn kommt, ihn wegwischt und sich auf seinen Platz stellt. Das ist allerdings sehr „unmoralisch", aber es ist eine historische Wahrheit, ebenso evident und unwiderleglich wie irgendeine mathematische Wahrheit. . . .

Der Inka hatte morgens die Botschaft gesandt, daß er den gestern angekündigten Besuch im Quartiere der Spanier in Wehr und Waffen an der Spitze seiner Krieger abstatten werde. Quer das! Aber es ließ sich doch nicht wohl etwas dagegen machen oder auch nur sagen. Wirklich meldeten die spanischen Vedetten bald, daß sich das peruanische Heer gesammelt und gegen die Stadt in Bewegung gesetzt habe. Aber —

Digitized by Google

zu Pizarro's nicht kleiner Erleichterung — machte der Inka mit seiner Armee auf der großen Prairie vor der Stadt halt und sandte die Meldung herein, er werde nur mit einem nicht gar großen und unbewaffneten Gefolge kommen.

Und so kam er nachmittags. Als die Procession — denn eine solche war es, nicht ein kriegerischer Zug — die Sadt betreten hatte und zu dem Quartiere der Spanier sich heranbewegte, erstaunten die Schildwachen über die bunte Pracht des etliche tausende zählenden kaiserlichen Hofstaates, dessen einzelne Abtheilungen in ganz weißen oder in weiß und roth gewürfelten Festkleidern einhergingen. Die Schar der Leibtrabanten war himmelblau gekleidet, sie trug reichen Goldschmuck und führte silberne Keulen. Sonst sah man keine Waffen. Die Mitglieder des Inka-Adels waren an ihren prächtigen, bis auf die Schultern herabreichenden Ohrgehängen erkennbar. Inmitten des Gefolges schwebte über den Köpfen desselben die von Edelleuten getragene Sänfte des Inka's. Das Gestell war mit Goldplatten belegt und mit den glänzenden Federn tropischer Vögel verziert. Darauf ruhte

Digitized by Google

der Thronsitz Atahuallpa's aus gediegenem Golde. Der Anzug des Herrschers blitzte von Gold und Edelsteinen. Er hatte eine Halskette von herrlichen Smaragden angethan, in seinen Haaren waren kostbare Steine befestigt und die Fransen der rothen Borla fielen über seine Stirne herab. Seine Haltung war würdevoll, sein Blick ruhig. Die schon über ihm hängende Verhängnißwolke warf nicht den leisesten Schatten auf seine Züge.

Wie die Augen der in den Säulenhallen lauernden spanischen Christen vor Begier gefunkelt haben mögen, als sie beim Hereinschwenken des Zuges auf den großen Hofraum alle diese heidnische Pracht erblickten!

Spanischer Aussage zufolge ordnete sich die Menge des kaiserlichen Geleites mit bewunderungswerther Raschheit und Genauigkeit auf dem freien Platze, auf welchem zunächst nicht ein Spanier zu sehen war. In der Mitte des Hofes angelangt, machte Atahuallpa halt, blickte suchend umher und fragte: „Wo sind denn die Fremden?"

Als hätte er ein Stichwort gesagt, begann jetzt so-

Digitized by Google

fort das Verrathſpiel, in welchem charakteriſtiſcher Weiſe ein Prieſter mit der „Expoſition" betraut war. Als Dank und Lohn hat er nachmals den Biſchofsſtab von Kuzko erhalten.

Der Padre Vicente de Valverde, ein Dominikaner und Pizarro's Feldprediger, trat in ſeiner weißen Kutte vor, das Krucifix in der Rechten, das Brevier in der Linken, näherte ſich dem Thronſeſſel des Inka's und erklärte ihm unter Vermittelung Felipillo's, die Spanier ſeien nach Peru gekommen, um dieſes Land zum wahren Glauben zu bekehren. Und rüſtig ging der eifrige Mönch ſofort daran, das Bekehrungswerk an dem Inka ſelber vorzunehmen, und er hub an die ſchwierige Lehre von der chriſtlichen Dreieinigkeit, weiterhin die ebenfalls nicht ſo ganz leicht begreiflichen Dogmen vom Sündenfalle des Menſchen und von der Erlöſung durch Jeſus Chriſtus auseinanderzuſetzen. Hierauf ſprach er von des Heilands Kreuzigung, Tod, Auferſtehung und Himmelfahrt und wie der Apoſtel Petrus zum Statthalter Chriſti auf Erden beſtellt worden und wie die Nachfolger Petri, die Päpſte, die Obergewalt über den ganzen Erdkreis beſäßen. Dies

Digitized by Google

alles war die ſolide Baſis für des Mönches Schluß-apoſtrophe, nämlich: „Der Papſt hat dem Kaiſer Karl dem Fünften den Auftrag ertheilt, die Bewohner der neuen Welt zu unterwerfen und zu bekehren. Zu dieſem Zwecke ſind wir da. Demnach kann der Inka von Peru nichts beſſeres thun, als ſich ſchleunigſt zu dem ihm ſoeben vorgetragenen Chriſtenthum zu bekehren und ſich nebenbei als treugehorſamer Vaſall ſeinem Oberherrn, beſagtem Kaiſer Karl, zu unterwerfen."

Bei dieſem Vortrag des guten Padre mag dem armen Atahuallpa geworden ſein, wie dem wohlbekannten Schüler in Göthe's Fauſt bei dem immerhin beträchtlich verſtändlicheren Vortrag Mephiſto's wurde: dumm, ſehr dumm. Indeſſen ſcheint der Inka, wenn auch nicht ſämmtliche Prämiſſen des Dominikaners, doch aber die praktiſchen Schlußfolgerungen ganz gut begriffen zu haben. Man bemerkte, daß während der Predigt des Mönches die Züge des Herrſchers von Peru mehr und mehr ſich verfinſterten. Jetzt, nachdem der Padre ausgeſalbt hatte, brach er los:

„Wie, ich, der ich größer als irgendein anderer

Monarch, sollte einem Menschen mich unterwerfen? Nimmer! Und der, welchen ihr den Papst nennt, muß ein Wahnsinniger sein; denn wie könnte er sonst über Länder verfügen wollen, die ihm gar nicht gehören? Meine Religion aber, warum sollte ich sie mit einer andern vertauschen? Ihr sagt, euer Gott sei von denselbigen Menschen, die er geschaffen habe, umgebracht worden. Nun wohl, mein Gott" — und dabei wies der Sprechende auf den abendlich-prächtig am Firmamente hinabsinkenden Sonnenball — „mein Gott lebt da droben und wirft segnende Blicke auf seine Kinder herab. Im übrigen, Fremdling, wer oder was gibt dir Berechtigung und Vollmacht, so, wie du gethan, zu mir, dem Herrscher dieses Landes, zu sprechen?"

Padre Vicente sah etwas verblüfft aus und wusste zur Antwort nur auf sein Brevier zu weisen. Der Inka nahm ihm, von seinem Thronstuhle sich herabbeugend, das Buch aus der Hand und schlug die Blätter um, als wolle er darin eine Erklärung aller dieser wunderlichen Dinge suchen. Als aber das Brevier stumm blieb, warf er es, plötzlich in Zäh-

Digitized by Google

zorn ausbrechend, verächtlich zu Boden und rief dem Mönche zu:

„Sag' deinen Landsleuten, daß ich sie für alles, was sie in diesem Lande gethan, zur Rechenschaft ziehen werde."

Ob Atahuallpa wirklich so drohend gesprochen hat? Wir besitzen hierfür eben nur das sehr zweifelhafte Zeugniß der Spanier. Freilich, die dem Inka widerfahrene Zumuthung war unverschämt genug, auch einen weit weniger stolzen Mann mit Groll und Zorn zu erfüllen.

Der Mönch, seinerseits über diesen Ausgang seines Bekehrungsversuches nicht wenig entrüstet, raffte sein Brevier auf, lief eilends in die Säulenhalle, wo Pizarro seinen Stand genommen hatte, und rief dem Conquistador zu:

„Seht Ihr denn nicht, daß sich rings die Felder mit rothen Heiden füllen, während wir an diesem hochmüthigen Hunde Lunge und Zunge verschwenden? Greift an! Greift an! Ich absolvir' Euch."

Also aus Priestermund der Verdienstlichkeit seines

Digitized by Google

Werkes versichert, trat Pizarro aus der Halle auf den Platz und schwenkte ein weißes Tuch in die Luft.

Das war das Mordsignal. Alsbald wurden die beiden Feldschlangen und soviel der Arkebusen die Spanier hatten, abgefeuert; die Trompeten ertönten; die ganze Bande, Reiterei und Fußvolk, brach mit einmal aus den Hallen auf den Platz hervor und warf sich von drei Seiten her mit dem nationalen Schlachtrufe „San-Jago!" wüthend auf die arg- und waffenlosen Peruaner.

Der Ueberfall gelang vollständig. Schrecken und Entsetzen fielen auf die überfallene Menschenmenge, wie der Lämmergeier auf ein Mutterlamm fällt. Nichts von Widerstand, nicht ein einziger Anlauf dazu. Alles, was die armen Menschen wagten, war dieses, daß sie in dem angehobenen schrecklichen Gemetzel, welches bald den Platz mit Leichenhaufen bedeckte, die geheiligte Person ihres Inka's mit rührender Hingebung und edler Selbstopferung zu schützen suchten. Die peruanischen Edelleute drängten sich scharenweise den anstürmenden spanischen Reitern entgegen und boten, einen Wall um den Tragsessel Atahuallpa's bildend,

Digitized by Google

die Bruſt den Mordſchwertern dar. Wiederholt erneuerte ſich dieſer Wall. Umſonſt! Reihe nach Reihe wurde von den mordmüthigen Spaniern niedergehauen — endlich auch die Sänfteträger; der Thronſeſſel ſtürzte zu Boden, der Inka mit ihm, und er wäre wohl erſchlagen worden, ſo nicht Pizarro das Gewühle durchbrochen und ſich nicht mit erhobenen Armen ſchützend vor Atahuallpa geſtellt hätte.

Ein gefangener Inka galt zur Zeit dem Conquiſtador viel mehr als ein getödteter.

Nach alſo zuwegegebrachter Gefangennahme des Sonnenſohnes hörte das Blutbad noch nicht auf. Es verbreitete ſich in die Stadt und auf die Felder ringsum. Die Kunde, daß der Inka ein Gefangener der fremden Blaſſgeſichter, vermehrte noch die Panik. Das ganze peruaniſche Heer zerſtob in alle Winde. Tavantinſuyu war nur noch ein Mann, dem man das Haupt abgeſchlagen hatte, ein langſam verblutender, willen- und regloſer Rumpf.

Die Zählung der Erſchlagenen ſchwankt zwiſchen zweitauſend und zehntauſend. Daß gar kein aktiver Widerſtand geleiſtet worden, erhellt aus dieſer That-

Digitized by Google

ſache: kein Spanier hatte auch nur eine Ritze, geſchweige eine Wunde davongetragen, mit Ausnahme des Generals, der, zum Schutze des zu Boden geſtürzten Inka's herbeieilend, im Gedränge durch das Schwert eines ſeiner Miträuber leicht an der Hand verwundet worden war.

Atahuallpa ſetzte ſeinem furchtbaren Geſchicke den Stoicismus ſeiner Raſſe entgegen. Er fand ſich, haben ſeine Verderber ausgeſagt, ſofort in ſeine neue Lage. In ſeinem Gebaren gegen ſeine Unterthanen ſtets die feierliche Würde eines ſtolzen und ſtrengen Gebieters herauskehrend, ſei er gegen die Spanier leutſelig geweſen und habe ſich ſogar mitunter zu ſcherzhaften Aeußerungen herabgelaſſen. Am Abende des Bluttages mit Pizarro zu Tiſche ſitzend, habe er ſeine Bewunderung der Geſchicklichkeit und Energie, womit die Spanier ſich ſeiner Perſon bemächtigt hätten, nicht verhohlen und habe geſchloſſen mit dem Reſignationsworte: „So geht es im Kriege zu, ſiegen oder beſiegt werden (que era uso de guerra vencer i ser vencido)."

Digitized by Google

7.

Selbstverständlich unterließ der Conquistador nicht, dem dreieinigen Gotte und der Himmelskönigin Maria — den Schutzheiligen Spaniens, San-Jago, auch nicht zu vergessen — feierliche Dankgebete darzubringen. Hierauf richtete er sich in Kaxamalka ganz als Sieger und Gebieter ein und ließ die Stadt, sowie die Villa des gefangenen Inka's plündern. Die dort gemachte Beute an Edelsteinen — insbesondere schöne Smaragde — Gold und Silber in Form prächtigen Tafelgeräthes reizte natürlich den Golddurst der frommen Eroberer nur noch mehr. Inbetreff seines kaiserlichen Gefangenen waren die Absichten des Generals noch unbestimmt. Da er aber wahrnahm, was für ein kostbares, die unbedingte Unterwürfigkeit der Peruaner verbürgendes Pfand in

Digitized by Google

der Perſon Atahuallpa's ſich in ſeiner Gewalt befand, ſo gab er ſich Mühe, den Gefangenen vorerſt bei guter Laune zu erhalten. Soweit die Vorſchriften einer ſtrengen Bewachung es geſtatteten, durfte der Inka ſeinen Hofſtaat und ſein Harem bei ſich haben und in den Augen ſeiner Unterthanen wurde ſeine unumſchränkte Autorität durch ſeine Gefangenſchaft nicht im geringſten beeinträchtigt. Für die Peruaner war und blieb auch der gefangene Atahuallpa der abgöttiſch zu verehrende und verehrte Sonnenſohn. Hätte dieſer ihnen befohlen, den Spaniern bis zum äußerſten den Krieg zu machen, ſie würden zweifelsohne nicht gezaudert haben, Gut und Blut in dieſem Kampfe aufzuwenden. Allein ein ſolcher Befehl erging nicht an ſie, maßen der Inka ſehr wohl wuſſte, daß er ſich mittels Ausgebung deſſelben das Todesurtheil ſprechen würde.

Derweil Pizarro auf Verſtärkungen von der Seeküſte her wartete, gefiel er ſich darin, er, deſſen Herz von der Härte des unteren Mühlſteins war, gegenüber ſeinem Gefangenen den ſüßchriſtlichen Bekehrer zu ſpielen. Dabei wiederholte er fortwährend, er und

Digitized by Google

seine Leute seien nur in dieses Land gekommen, um die heilige Religion Jesu Christi zu verkündigen, und es sei daher nur recht und billig, daß sie unter dem sichtbaren Schutze und Beistande Gottes, der allerseligsten Jungfrau und sämmtlicher Heiligen den Sieg davongetragen hätten. Der gefangene Inka schwieg zu dieser süßen Frömmigkeit. Er merkte ja unschwer, was dahinter steckte. War es ihm doch binnen kurzem klar geworden, daß seine Besieger alle die Götter und Göttinnen der christkatholischen Mythologie im Himmel mit großer Devotion verehrten, auf Erden aber nur einen Gott anbeteten, den Goldteufel. Bei dieser ihrer thatsächlichen Religion beschloß er sie zu fassen, indem er sich der Illusion hingab, mittels Stillung des spanischen Golddurstes seine Freiheit wieder zu erlangen. Dieser arme blinde Heide war so thöricht-ehrlich, Wort- und Vertragstreue auch bei den frommen Christen vorauszusetzen. Als ob Söhne der alleinseligmachenden Mutter in die schnöde Ketzerei verfallen dürften, Ketzern und Heiden wortzuhalten!

Eines Tages, als Pizarro mit mehreren seiner

Digitized by Google

Officiere bei dem Inka war, nahm dieſer das Wort und erbot ſich, als Preis ſeiner Freilaſſung ſoviel Gold zu geben, daß der ganze Boden des Gemaches damit bedeckt werden könnte. Die Spanier nahmen das für Großſprecherei und ſagten nichts dazu, lächelten aber ungläubig. Gereizt durch dieſes Lächeln, ſtellte Atahuallpa ſich auf die Zehen, erhob den Arm, bezeichnete mit der Hand eine Stelle an der Zimmerwand und ſagte nachdrücklich: „So hoch, bis hierher will ich das Gemach mit Gold füllen, ſo ihr mich freigebt.“

Da hat der Goldteufel hellauf in den Spaniern gelacht.

Man kann doch immerhin die Probe machen, ob das märchenhafte wahr und wirklich ſein könnte, dachte der Conquiſtador und erklärte, das Anerbieten des Inka's annehmen zu wollen. Sofort ließ er auch den von Atahuallpa vorgeſchlagenen Vertrag urkundlich aufſetzen.

Das Zimmer war nach der niedrigſten Angabe 22 Fuß lang und 17 Fuß breit — nach der höchſten 35 Fuß lang und 18 Fuß breit. Die mittels eines

Digitized by Google

rothen Striches rings an den Wänden markirte Linie befand sich 9 Fuß über dem Fußboden. Dieser ganze Raum sollte mit Gold ausgefüllt werden, doch müsste dasselbe nicht zu Barren geschmolzen sein, sondern dürfte die Formen behalten, zu welchen es verarbeitet war. Der Inka ging auch noch die Verpflichtung ein, ein anstoßendes, etwas kleineres Gelaß auf gleiche Weise mit Silber zu füllen und zwar zweimal. Binnen zwei Monaten sollte dieser ungeheure Gold- und Silberschatz beigebracht sein.

Und er ward auf- und beigebracht, nachdem der Inka seine Befehle hatte ins Land ausgehen lassen. Von allen Seiten wurden schwere Lasten von Gold- und Silbergeräthen herbeigeschleppt. Oft gingen an einem Tage solche im Werthe von vierzig- bis sechzigtausend Pesos de Oro (Goldthaler) ein. Von Kuzko allein kamen zweihundert Kargas (Lasten) Goldes. Musste doch der Korikancha in der Hauptstadt eines Theiles seiner kolossalen Reichthümer sich entäußern, um das Lösegeld für den Sonnensohn zu vervollständigen: siebenhundert Goldplatten wurden von dem Dache und den Wänden des Nationaltempels abgelöst.

Digitized by Google

Zwischenhinein spielte eine tragische Episode. Der von seinem Bruder in einer Festung eingethürmte Prinz Huaskar hatte die Kunde von dem, was in Kaxamalka geschehen, vernommen. Es schien ihm dienlich, seine Freiheit, vielleicht gar die Inka-Borla wieder zu erlangen. Er wusste Mittel und Wege zu finden, an Pizarro eine Botschaft gelangen zu lassen, des Inhalts, er, Huaskar, sei erbötig, für *seine* Befreiung den Spaniern ein noch größeres Lösegeld zu bezahlen, als das ihnen von Atahuallpa gebotene; denn dieser, welcher niemals in Kuzko gelebt hätte, wüsste ja gar nicht, was für Schätze die Hauptstadt bärge.

Der Conquistador erkannte sofort, daß sich aus dem Streithandel zwischen den beiden feindlichen Brüdern allerhand Vortheile ziehen ließen, und theilte seinem Gefangenen mit, er beabsichtigte, den Prinzen Huaskar nach Kaxamalka bringen zu lassen, um hier den Thronstreit zu untersuchen und zu entscheiden. Allein diesmal kam Atahuallpa *ihm* zuvor. In Vollstreckung insgeheim von dem Inka abgesandter Befehle wurde der arme Huaskar, der rechtmäßige Erbe von Peru, im Flusse Andamarka ertränkt.

Digitized by Google

Pizarro empfand dieſen Todesfall als den Verluſt einer ſchweren Trumpfkarte im Spiele ſeiner Politik, allein ſein Verdruß ward ihm verſüßt durch den großen Glücksfall, daß ſein Mitgründer Almagro zu Ende Decembers von 1532 mit drei Schiffen an der Küſte nahe bei San-Miguel landete und ſodann Mitte Februars von 1533 mit einer tüchtigen und wohlgerüſteten Verſtärkungsmannſchaft von hundertfünfzig Fußgängern und fünfzig Reitern in Kaxamalka einrückte.

Der gefangene Inka freilich konnte in den neuen Ankömmlingen nur zweihundert Land-, Leute- und Goldräuber mehr erblicken. Seine Stimmung verdüſterte ſich überhaupt mehr und mehr. Ein Komet erſchien am Himmel, und einer der Wächter zeigte dem Gefangenen das Meteor. Er ſah es lange an und ſagte dann kummervoll: „Ein ſolcher Stern iſt auch kurz vor dem Tode meines Vaters Huayna Kapak am Himmel aufgegangen.“

Die Erfüllung der düſteren Ahnungen des brudermörderiſchen Gefangenen ließ nicht lange auf ſich warten. Schon war die Nemeſis hinter ihm her, aber wie

Digitized by Google

ſo oft, gefiel es ihr auch diesmal, ein Verbrechen mittels eines andern zu beſtrafen.

Pizarro's Bande vermochte die Gier, die ungeheure Beute, welche ſich tagtäglich vor ihren Augen mehr und mehr aufhäufte, unter ſich zu theilen, nicht mehr länger zu bezähmen. Sie ſchrie laut nach Theilung und der Conquiſtador muſſte ſich herbeilaſſen, der „öffentlichen Meinung", der „Volksſtimme-Gottesſtimme" zu entſprechen. Eine Schar von peruaniſchen Gold- und Silberſchmieden wurde demnach befehligt, die Werke ihrer Kunſt zu zerſtören und alles das eingelieferte Geräthe von Edelmetall zu Barren zu ſchmelzen. Ausgenommen von dieſer Einſchmelzung wurden nur Gegenſtände von hunderttauſend Dukaten im Werthe, welche für die Krone Spanien beſtimmt waren und welche Pizarro's Bruder dem Kaiſer Karl überbringen ſollte. Es waren darunter wirkliche Kunſtwerke, beſonders ſchön geformte und zierlichſt ciſelirte Vaſen von reinſtem Golde, ſowie ein Springbrunnen, der aus ſilbernem Becken einen funkelnden Goldſtral in die Höhe trieb und an deſſen Rand aus Gold und Silber kunſtvoll geformte Vögel ſpielten.

Digitized by Google

Nach monatelanger, Tag und Nacht währender Schmelzarbeit lag der Schatz, in Barren verwandelt, zur Theilung bereit, an Werth auf 1,326,539 Goldthaler geschätzt, was in Berücksichtigung des weit höheren Goldwerthes von damals nach heutigem Geldwerthe mindestens 4 Millionen Pfund Sterling oder 100 Millionen Franken betragen würde. Da hierzu das Silber noch nicht gerechnet war, so darf wohl behauptet werden, daß eine solche Beute an Barschaft zum zweitenmal nie und nirgends vorgekommen sei. Der Hauptmann der Bande vergaß selbstverständlich bei der Theilung sich selber keineswegs: er empfing als seinen Antheil 57,222 Pesos de Oro, 2350 Mark Silber und den auf 25,000 Goldthaler geschätzten Goldthron des Inka's. Die Offiziere erhielten je nach Graden und Dienstleistungen jeder bis zu 30,000 Goldthaler, von den Reitern durchschnittlich jeder 8000 Goldthaler, von den Fußgängern jeder 4000.

Aber sie schrieen nach mehr und verlangten nach Kuzko zu marschiren, weil sie von dem Goldreichthum der Hauptstadt ganz fabelhafte Vorstellungen sich

Digitized by Google

gebildet hatten. Pizarro war um so geneigter, den Marsch auf Kuzko anzutreten, als ihm längst klar geworden war, daß nur der Besitz der heiligen Stadt ihm die unbedingte Herrschaft über ganz Peru geben und sichern würde. Aber sollte man den gefangenen Inka mit dorthin schleppen? Was sollte man überhaupt mit dem Entthronten anfangen, der nachgerade ein recht unbequemer Gegenstand geworden war? Zumal Atahuallpa jetzt, nach Leistung seines Lösegeldes, auf die Erfüllung des Vertrages, das heißt auf seine Freilassung drang. Der arme Illusionär! Pizarro hätte nicht sein müssen, der er war, so ihm auch nur im Traume eingefallen wäre, in die Forderung seines Gefangenen zu willigen. Den Inka freilassen? Das hieß ja das ganze Peru-Geschäft wieder in Frage stellen. Nimmermehr! Aber dieser rothhäutige Heide ist doch eine sehr lästige Bürde, die wir nicht länger mit uns herumschleppen können. Zudem, solange der Inka am Leben, sind tausend Zufälle denkbar, daß er uns entwischte und wir sodann die ganze Eroberungsarbeit wieder von vorn anheben müssten. Summa: Die Todten beißen nicht und kommen nicht wieder.

Digitized by Google

Nun will aber bekanntlich alles ſeine Form, ſeine Farbe und ſeinen Firniß haben. Das ſchlechteſte, böſeſte, ruchloſeſte zumal iſt häufig darauf verſeſſen, ſich recht anſtändig herauszuputzen. Kleider machen zwar keine Menſchen, aber doch Leute. Laſſt uns alſo, kalkulirten Pizarro und Komp., auf einen anſtändigen Vorwand ſinnen, den Inka in aller Form abzuthun.

„Alles ſchon dageweſen.“ Wenn die Bonaparte, der vorgebliche Onkel wie der angebliche Neffe, komplottirten, ſo haben ſie, wie jedermann weiß, immer ein erfabeltes, angeblich gegen die Sicherheit des Staates gerichtetes Komplott als eine ſpaniſche Wand vor ihr eigenes und wirkliches hingeſtellt. Dieſe Kunſt praktizirte nun auch ſchon der Eroberer von Peru. Plötzlich rumorte es demzufolge unter den Spaniern: Wir ſind von dem nahen Ausbruche einer großen, von dem gefangenen Inka heimlich angeſtifteten Verſchwörung der Eingeborenen bedroht. Machen wir es kurz mit dem verrätheriſchen Heiden: zum Tode mit ihm!

Nicht verſchwiegen darf werden, daß zur Erregung ſolchen Argwohns und Haſſes gegen Atahuallpa ein

Digitized by Google

Peruaner ſehr viel beigetragen hat, das Philippchen, der Dolmetſch, ein boshaftes Kerlchen, welches von ſeiner Wichtigkeit ungeheuer aufgeblaſen war und ſich erfrecht hatte, mit einer der Haremsdamen des Inka's eine Liebſchaft anzuſpinnen. Als er mit ſeiner Schönen betroffen und die Sache dem gefangenen Sonnenſohne zu Ohren gebracht wurde, empfand es Atahuallpa als einen ungeheuren ihm angethanen Schimpf. Er beſchwerte ſich bitter bei dem Conquiſtador und äußerte: „Nach peruaniſchem Geſetze kann ein ſolcher Frevel nur durch den Tod des Verbrechers und ſeiner ganzen Familie geſühnt werden.“ Allein die Spanier ſahen dieſes Vorkommniß ſpaniſch und nicht peruaniſch an. Der Felipillo war ihnen unentbehrlich und außerdem, hm, warum etwas ſo tragiſch nehmen oder gar mit dem Tode beſtrafen wollen, was viele unter uns, die wir doch gute Chriſten ſind, ebenfalls gethan haben? ... Der ganze Erfolg von Atahuallpa's Beſchwerde war alſo dieſer, daß das unentbehrliche Philippchen aus Rachſucht den Lügenbalg von Verſchwörung zu einem Ungeheuer aufblies, welches die Spanier ſammt und ſonders zu verſchlingen drohte.

Digitized by Google

Wie prächtig ſich das machte! Nun konnte man ſpaniſcherſeits die gekränkte Unſchuld, konnte man den Verrathenen, Gefährdeten, Bedrohten ſpielen, konnte man „von rechtswegen" gegen den Inka vorgehen, konnte man das ſchamloſeſte Poſſenſpiel von Gerichtsprocedur in den anſtändigſten Formen in Scene gehen laſſen.

Und ſo that man. Die Räuberbande, welche dem Herrn von Peru Thron und Reich geſtohlen hatte, ſie ſtahl ihm nun auch das Leben. Ein förmlicher Kriminalproceß wurde gegen den unglücklichen Mann angeſtrengt. Die Anklageakte, ein Meiſterſtück von Stupidität und Frechheit, brachte zwölf Beſchuldigungen vor, unter anderen dieſe: Der weiland Inka hat ein Harem gehabt, folglich iſt er des Ehebruches ſchuldig; er iſt ein notoriſcher Heide und Götzendiener; er hat auch noch nach der Ankunft der Spanier die Einkünfte des Landes verſchwendet. Als Hauptbezichtigungstrumpf wurde ſchließlich das Verſchwörungsphantom ausgeſpielt. Pizarro und Almagro ſaßen der Spottgeburt von Tribunal vor, welches den Angeklagten natürlich ſchuldig fand. Das Urtheil

Digitized by Google

lautete: „Atahuallpa ſoll auf dem Marktplatze von Kaxamalka lebendig verbrannt werden.“ Ein Prieſter der „Religion der Liebe“ ſagte, damit das i ſein Tüpfelchen erhielte, zu dieſem groteſken Urtheil ja und Amen; denn Padre Valverde erklärte ausdrücklich, daß ſeines Erachtens der Inka „jedenfalls“ den Tod verdient habe. Tröſtlich iſt es aber, zu hören, daß ſich unter allen dieſen frommen Barbaren doch etliche Menſchen befunden haben; denn einige, freilich nur einige wenige Mitglieder des „Gerichthofes“ proteſtirten gegen das Urtheil und verwarfen das ganze Verfahren als unrechtmäßig und gänzlich unzuläſſig. Natürlich hatte dieſer Proteſt das Schickſal aller Minderheitsproteſte. Der einzige wirkliche Gentleman in der Erobererbande, Hernando de Soto, war auf einem Streifzuge abweſend. Er hat nachmals den höchſten Unwillen über die Hinmordung Atahuallpa's geäußert.

Man quälte den verlorenen Mann dann auch noch mit Bekehrungszumuthungen und brachte ihn dazu, ſich taufen zu laſſen, als er ſchon auf den Scheiterhaufen geſchleppt und an den Todespfahl

Digitized by Google

gebunden war. Man brachte ihn dazu mittels des Verſprechens, daß er, ſo er ſich noch im Handumdrehen „bekehrte“, nicht lebendig verbrannt, ſondern nur mittels der „Garrote“ erdroſſelt und nachmals eingeäſchert werden ſollte.

Das geſchah denn am 29. Auguſt von 1533 auf dem Platze von Kaxamalka und ſo ſtarb auf Anordnung eines weiland ſpaniſchen Schweinehirten der letzte Inka von Peru, der letzte Sonnenſohn.

Er iſt bei ſeinem Tode etwa dreißig Jahre alt geweſen, ein Mann von ſchöner Geſtalt, ausdrucksvollen Zügen und gebieteriſcher Haltung. Die Spanier haben ihn aus begreiflichen Gründen als eine Art Teufel verſchrieen. Doch gab es ſpäter mehrere, die anerkannten, daß Atahuallpa geſcheid, kühn, tapfer, edelherzig und freigebig geweſen ſei. Gewiß iſt, daß er geliebt worden: nach ſeiner Ermordung gaben ſich mehrere ſeiner Frauen den Tod, um, wie ſie hofften, ihre Seelen mit der ihres geliebten Herrn in der Sonne zu vereinigen.

Am 15. November von 1533 zog der Conquiſtador in Kuzko ein und jetzt ſchien die Eroberung von ganz

Digitized by Google

Peru eine vollendete Thatsache zu sein. In der Hauptstadt machten die Spanier abermals eine ungeheure Beute, sodaß bei der Theilung jedem Reiter 6000, jedem Fußgänger 3000 Goldthaler zufielen. Dem Reitersmann Mancio Serra wurde als sein Antheil das große, schön gearbeitete, massiv goldene Bild der Sonne zugetheilt, welches im Korikancha über dem Opferaltar aufgehangen gewesen war. Er verspielte es in einer Nacht, woher das spanische Sprichwort: „Juega el sol antes que amanezca“ (die Sonne verspielen, bevor sie aufgegangen).

Symbolisirt diese Spielgeschichte nicht so zu sagen die gesammte Geschichte der spanischen Conquista in der Neuen Welt? War diese Conquista nicht von A bis Z ein verwegenes, leidenschaftliches Hazardspiel? Und dennoch, wie sehr man vom Standpunkte der Moral aus die ganze transatlantische Kolonisationsweise der Spanier in Amerika verurtheilen mag und muß, gebührt derselben die laute Anerkennung, daß sie ein kulturgeschichtliches Motiv von unberechenbarer Triebkraft und Wirksamkeit gewesen ist. Die Weltgeschichte arbeitet ja nicht mit Moral, sondern mit Noth-

Digitized by Google

wendigkeiten und Interessen. Diese werden durch die menschlichen Leidenschaften, und zwar durch die bösen wie durch die guten, flüssig und für die große, das Dasein der Menschheit beseelende Entwickelungsidee nutzbar gemacht. Es ist so eine geschichtegesetzliche Nothwendigkeit gewesen, daß Amerika gefunden, erobert, besiedelt und die eingeborene Bewohnerschaft unterjocht oder geradezu ausgerottet werden musste, damit der Europäismus seine Kulturherrschaft über den Erdball antreten und feststellen könnte. Da half und hilft kein sentimentales Mitleid mit dem „Letzten der Mohikaner". Schon jetzt lässt sich mit so zu sagen mathematischer Bestimmtheit voraussehen, wann die rothhäutige Masse ein von der Weltgeschichte gänzlich verarbeiteter und beseitigter Völkerstoff sein wird.

Die Frevel und Gräuel der spanischen Eroberung von Mittel- und Südamerika häufen sich zu einem Berge, welcher den Orizaba, den Popokatepetl, den Chimborasso überragt. Ganz recht. Aber es war doch diese spanische Kolonisationsweise, dieser grausame „Raubbau", welche und welcher es ermöglichten, jenen gewaltigen Strom von Edelmetallen nach Europa

Digitized by Google

hinnüberzuleiten, der zweifelsohne eine der bedeutsamsten volkswirthschaftlichen Revolutionen zuwegebrachte. Denn dieses rasche und massenhafte Zuströmen von Gold und Silber vermehrte höchst beträchtlich das europäische Kapital, welches fortan der Landwirthschaft, der gewerblichen Hervorbringung und der Handelsthätigkeit eine bislang nicht einmal geahnte Regsamkeit, Vielseitigkeit und Ausbreitung zu verleihen vermochte. Wie aber das dem Ansehen, der Geltung und Macht des Bürgerthums, also dem eigentlichen Kulturträger der Neuzeit, zu gute kommen musste, ist klar. Es fällt auch auf und sieht sehr einem welthistorisch-mephistopheliſchen Sarkasmus gleich, daß die „ritterlichen", von den Anschauungen und Stimmungen der mittelalterlich-feudalen Welt ganz erfüllten Spanier mittels ihrer Conquista in der angedeuteten Weise den Ruin des Feudalismus mitherbeiführen mussten.

Doch auch die Herren Moralisten sollen am Ende dieser Historie nicht ganz leer ausgehen. Bleibt ihnen doch der süße Trost, derselben als Nutzanwendung den Wahrspruch des unglücklichen russischen Dichters

Digitized by Google

Relejew: „Gott heißt Vergeltung in der Weltgeſchichte!“ anhängen zu können. In Wahrheit, die von den Spaniern in der Neuen Welt begangenen Sünden ſind ſchwer auf Spanien zurückgefallen. Denn für dieſes Land ſind die blendenden, die märchenhaften Erfolge ſeiner Söhne in Amerika mit der Zeit zweifelsohne zu großem Unheil ausgeſchlagen. Das kam daher, daß Spanien, im Beſitze unermeſſlicher Länderſtrecken jenſeits des Oceans, im Beſitze der Goldlager Peru's und der Silbergruben Mexiko's, das moderne Evangelium der Arbeit nicht vernehmen wollte und nicht zu bedürfen glaubte.

Auch auf die Conquiſtadoren ſelbſt iſt die Vergeltung ſchwer gefallen. Am ſchwerſten auf die von Peru. Sie haben ſich in mörderiſchen Händeln gegenſeitig aufgerieben. Faſt alle vorragenden Theilhaber an dem Unternehmen gegen das Inka-Reich ſind eines gewaltſamen Todes geſtorben. So auch der zum Marques erhobene Statthalter Franciſko Pizarro ſelbſt. Am 26. Juni von 1541 iſt er von einer Rotte zu ſeinem Verderben verſchworener Spanier in ſeinem

Digitized by Google

Palaſte in der von ihm 1535 gegründeten Stadt Lima überfallen und niedergemacht worden.

Mitten durch das rothe Meer, durch ein Blutmeer geht der ewige Leidens- und Triumphzug der Menſchheit. Vorwärts!!!

Digitized by Google

Monſieur Thiers.

C'était un Sacrebleu de Français comme il faut.

Brantôme.

Digitized by Google

1.

Die Chineſen haben uns Deutſchen die Ehre der Erfindung des Schießpulvers bekanntlich mit gutem Grunde ſtreitig gemacht. Dagegen hat, ſoviel ich weiß, uns noch niemand die Erfindung jenes urdeutſchen Räucherungspulvers abgeſtritten, welches die zweiſeitige Eigenſchaft beſitzt, nach der Fremde hinaus wie Weihrauch zu duften, alles heimiſche dagegen mit dem Stinkdampf der Nörgelei zu umgeben. Zur Zeit, als die deutſchen Hofräthe noch wie Klaſſiker ſchrieben — unſere Klaſſiker von heute ſchreiben nur noch wie Hofräthe — hat Humanus Herder, welchem doch wohl weltbürgerlicher Sinn nicht abzuſprechen ſein dürfte, im zornigen Hinblick auf den deutſchen Affenreſpekt vor allem fremden von unſerer „duldſam trägen Eſelei" geredet und hat Juſtus Möſer, der „advocatus

Digitized by Google

patriae", ſogar das grobe Scheltwort von der „deutſchen Hundedemuth" friſchweg ausgehen laſſen. Ich meinestheils, der ich Urſache zu haben glaube, mich für einen der höflichſten — wenn auch nicht gerade höfiſchſten — Menſchen des Jahrhunderts zu halten, will nicht ſo grob ſein, ſondern nur bemerken, daß ich neuerdings zu dem unfehlbaren Dogma der Herausbälgung der Menſchheit aus der Affenheit feierlich mich bekehrt habe. Meine mehr oder weniger lieben Landsleute haben mir den Staar geſtochen, und wenn ich ſie, Männlein und Weiblein, in ihren neueſten pariſer Moden herumſtolziren ſehe, muß ich ſogar vermuthen, daß die beſagte Herausbälgung noch nicht ganz zuwegegekommen ſei, maßen nicht allzu ſelten hinter dem franzöſiſchen Firniß Züge bemerkbar werden, welche noch ungeheuer weit hinter die Pfahlbauerzeit zurückweiſen. Es iſt, nebenbei bemerkt, ein bedenkliches Zeichen vom Verfall der deutſchen Urgründlichkeit, daß Herr Freytag ſein doch immerhin gründliches Ahnen-Epos nicht damit anhub, zu ſingen und zu ſagen, wie Jüngling Paviango und Jungfrau Schimpanſerun einander kriegten.

Digitized by Google

Die Jahre 1870—71 sind gewesen, der deutsche Affenrespekt vor allem französischen ist geblieben. Wie könnte es geschehen, daß die Franzosen das nicht merkten, und warum sollten sie demzufolge nicht berechtigt sein, mit der altgewohnten Selbstgefälligkeit und Anmaßung auf ihre Besieger herabzublicken? Haben es doch diese Sieger im Nationalgefühl und im guten Geschmacke nicht einmal soweit gebracht, in ihren Siegesberichten — selbst den amtlichen, das Generalstabswerk nicht ausgenommen — die in Fülle vorhandenen deutschen Worte und Wendungen zu gebrauchen, nur um ja recht viele französische Wortlappen in ihren Text hineinplätzen zu können.

Wäre es wohl zu gewagt, der unmaßgeblichen Meinung zu sein, wir Deutsche hätten nachgerade lange genug die kosmopolitischen Narren gemacht? Was für Dank wir uns damit verdienten, ist ja nach dem 2. September von 1870 ringsher in Europa schreiend offenbar worden. Hat damals und seither wiederholt nicht insbesondere die gute Mistreß Britannia, welche bekanntlich zur einen Hälfte aus lauter Weltbürgerei, zur andern aus lauter sonstiger Uneigen-

Digitized by Google

nützigkeit zusammengesetzt ist, hat sie nicht gar beweglich gewinselt, wir würden unserer eigentlichen Bestimmung abtrünnig und untreu, falls wir aus einem kosmopolitisch nebelnden und schwebelnden Volke, aus einem — wie uns Bulwer genannt — „Volke von Dichtern, Denkern und Kritikern" zu einer „egoistischen" Nation, zu einem politischen, recht und schlecht politischen Volke werden wollten? Wohl, so that sie und das „englische Gelispel" wurde in vielen europäischen Sprachen feiner oder gröber variirt. Aber lasst sie winseln oder auch wüthen links und rechts und schafft euch, mehr oder weniger liebe Landsleute, einen tüchtigen Vorrath von Nationalegoismus an. Einen recht tüchtigen Vorrath, hört ihr? Werdet ihn brauchen können! Lasst euch nicht irremachen, wenn dann und wann ein grüner oder ein dürrer Lyriker sich in Patriotismus übernimmt und euch demzufolge mit mehr als billig wässerigem Lirumlarum behelligt. Wozu wären die schlechten Verse, wenn man sie nicht machte? Lasst euch auch nicht irremachen in der Beschaffung eines gesunden Nationalegoisums, wenn da und dort ein mehr oder weniger dummer Junge

Digitized by Google

über „Chauvinismus“, über deutſchen Chauvinismus ſchreit.

Chauvinismus? In einem Lande, welches ſeit den Tagen Armins des Cheruſkers bis heute förmlich darauf verſeſſen war, einheimiſche Größen durch das Verkleinerungsglas, fremde dagegen durch das Vergrößerungsglas anzuſehen? Chauvinismus unter einem Volke, das von jeher und bis zur Stunde ſich gedrungen fühlte und fühlt, ſogar ſeinen Todfeinden — vorausgeſetzt, daß es fremde — nicht etwa nur Gerechtigkeit, ſondern auch Verehrung zu zollen? Deutſcher Chauvinismus! Das iſt, wie wenn der Millionenheimer, welchen ſie anno 1875 irgendwo laufen ließen, geſagt hätte: „Ich habe meine galiziſchen Eiſenbahnen mit Katechismusparagraphen gebaut.“

Um den Mythus vom deutſchen Chauvinismus handgreiflich als Mythus zu faſſen, brauchte man nur die Weihrauchpfannen dampfen zu ſehen, welche ſeit etlichen Jahren in der deutſchen Preſſe vor der kleinen Perſon der franzöſiſchen Größe des Monſieur Thiers herumgeſchwungen wurden. Von ſeiten der pariſer Korreſpondenten deutſcher Blätter iſt der be-

Digitized by Google

ſagte Monſieur geradezu wie ein „heiliger Leib" auf dem Altar der „duldſam trägen Eſelei", will ſagen der deutſchen Bewunderung und Verehrung ausgeſtellt worden. Aber dieſer Franzos iſt ja alle ſeine Lebtage ein geſchworener und notoriſcher Todfeind Deutſchlands geweſen, nicht wahr? Freilich, freilich; aber was thut das? Nicht obgleich, ſondern weil er unſer Feind war und iſt, verehrten und verehren wir ihn: — ſo will es der deutſche Chauvinismus. Mr. Thiers hat uns allzeit verachtet, beſchimpft, verleumdet, hat ſtets nach unſeren Rheinlanden geſchrieen, hätte uns ſchon 1840 gern bekriegt — einerlei, er wird verehrt; denn er iſt ja eine fremde, eine franzöſiſche Größe.

Und wie groß iſt denn eigentlich dieſe Größe? Nämlich mit unbefangenen Augen angeſehen, nicht durch das Vergrößerungs-, aber auch nicht durch das Verkleinerungsglas.

Die frühere ſtaatsmänniſche Laufbahn des Mannes brauchen wir bei Beantwortung der aufgeworfenen Frage nur ganz nebenbei zu berühren, weil wir den Akcent dieſer kurzen Charakteriſtik auf das ſchrift-

Digitized by Google

ſtelleriſche Verdienſt des Herrn Thiers legen wollen, ſowie darauf, wie er aus einem Royaliſten ein Quaſi-Republikaner geworden.

Weder ſeine Gaben noch ſeine Thaten würden das Anſehen und den Einfluß von Adolphe Thiers erklären, wenn wir außer acht ließen, daß dieſe Gaben und Thaten im vollſten Sinne franzöſiſch waren. Der Mann war und iſt ein Typus ſeiner Nationalität, geradezu das perſonificirte Franzoſenthum. Er vertrat und vertritt ſein Volk, wie daſſelbe ein mittelalterlicher Dichter, Venantius Fortunatus — falls mir mein Gedächtniß treu iſt — gekennzeichnet hat:—

„Gens ....
Torva, ferox, ventosa, procax, incauta, rebellis,
Inconstans disparque sibi novitatis amore,
Prodiga verborum ....“

Aber ſofort iſt beizufügen, daß nicht etwa nur in dieſem ſchlimmen Sinne Monſieur Thiers ein Franzos jeder Zoll iſt, ſondern auch im guten und beſten. Denn nicht weniger voll und ganz als die Kehrſeiten des franzöſiſchen Naturells ſtellt er auch deſſen Lichtſeiten in ſich dar: den hellen Verſtand, den raſtloſen Thätigkeitstrieb und die emſige Arbeitsluſt, die Handfertig-

Digitized by Google

keit und Geschicklichkeit in allem Geschäftsbetrieb, das „savoir parler“ und das „savoir faire“, endlich einen heißen, nie sich verleugnenden Patriotismus. Diesen muß man überhaupt den Franzosen zuerkennen und er hat sich auch in der furchtbaren Prüfung von 1870—71 ruhmvoll bewährt. Frankreich hatte nicht einen einzigen so ekelhaften Judas aufzuweisen, wie sie bei uns in Deutschland leider zu Dutzenden herumliefen. Kein Franzos hat sich der Affenschande schuldig gemacht, den deutschen Waffen den Sieg zu wünschen, wie unsere schwarzen und rothen Jesuiten ihn den französischen wünschten. Mr. Thiers liebt sein Vaterland innig und es untersteht keinem Zweifel, daß es nur etwas gibt, was er noch ein bißchen mehr liebt als Frankreich, nämlich den Adolphe Thiers. Wenn er mit Emphase sagt: „Mon pays!“ so muß man sich das „mon“ gesperrt gedruckt denken. Uebrigens ist seine Selbstliebe nicht so sehr plumpe Selbstsucht oder grober Eigennutz — obzwar er seine Pfeifen zu schneiden wusste, als er im Ministerröhricht saß — als vielmehr jene superlativische Eitelkeit, welche ihn seinen beiden Landsleuten Chateaubriand und Lamar-

Digitized by Google

tine als würdiges Kleeblatt anreiht. Dieſe Eitelkeit offenbarte ſich, wie mir ſcheint, wohl niemals charakteriſtiſcher als zur Stunde, wo Mr. Thiers vom Utoberge bei Zürich herab ſeinen Reiſegefährten den Glärniſch für den Montblanc ausgab. Ein daneben ſtehender Züricher gab beſcheidentlich und in gutem Franzöſiſch zu bemerken, der für den Montblanc ausgegebene Glärniſch ſei nur der Glärniſch, während jener in gerade entgegengeſetzter Richtung weit, weit nach Weſten zu liege und vom Uetliberg aus nicht ſichtbarer ſei als der Chimboraſſo. Thut nichts. Mr. Thiers hob den Arm, zeigte wiederum auf den glarner Gebirgsſtock und ſagte mit dem Vollbewuſſtſein ſeiner Unfehlbarkeit: „Sans doute, c'est le Montblanc.“

Die publiziſtiſchen Anfänge von Thiers fielen bekanntlich in die Reſtauration. Im „Constitutionnel“, dann im „National“ kämpfte er unter dem Phraſenbanner des vulgären Liberalismus, über deſſen Geſichtskreis die Anſchauungen des behenden und glänzenden Stiliſten im Grunde nie hinausgegangen ſind. Allzu viel Muth war für die Keckheit, womit er gegen die Bourbonenherrſchaft polemiſirte, nicht

Digitized by Google

erforderlich. Man weiß ja, wie lahm dieſes Regiment geweſen iſt. Es ließ ſich dazumal ohne großes Riſiko der Ruf eines liberalen Matadors erwerben. Mr. Thiers erwarb dieſen Ruf und wuſſte damit die Genüſſlichkeit eines Lebemanns, welcher Voltaire's „Candide" weit über die Bibel ſtellte, behaglich zu verbinden. Das zartgebaute Männchen nahm ſogar Anläufe zur Sportsmänniſchkeit, und wenn ihn ſein Reitpferd einmal nicht abwarf, kam ihm zum Bewuſſtſein, daß ein General — natürlich ein großer — in ihm ſteckte. Daß ein großer Staatsmann in ihm ſteckte, verſtand ſich von ſelbſt. Mit jedem „Premier Paris", den er ſchrieb, ward es ihm klarer, daß er wie kein anderer zum Premier Frankreichs gemacht ſei.

Dieſes Zukunftsminiſterbewuſſtſein wurde bedeutend gekräftigt durch die weitreichende Popularität, welche ihm ſeine von 1823 bis 1827 erſchienene „Histoire de la révolution francaise" eintrug. Das Buch war ein glänzend geſchriebener Leitartikel in 6 Bänden. Mr. Thiers iſt auch als Hiſtoriker der Publiziſt geblieben, welchem vom Anfang an die ſittliche Baſis gänzlich fehlte. Er hat auch als Staats-

Digitized by Google

mann eine ſolche nie gekannt, man müſſte denn ſeinen zweifelloſen Patriotismus dafür gelten laſſen wollen. Subſtanziell angeſehen, iſt in der Revolutionsgeſchichte von Thiers das beſte die Darlegung der finanziellen Verhältniſſe. In dieſem Fache hat er zu jener Zeit und ſpäter wirklich ausdauernd und mit Erfolg gearbeitet. Formell betrachtet, war das Buch von außerordentlicher Wirkung. Mittels des einſchmeichelnden Zaubers ſeines Stils hat es trotz ſeiner wimmelnden Irrthümer, trotz ſeiner unbändigen franzöſiſchen Eitelkeit, trotz ſeines brutalen Chauvinismus das Urtheil über die franzöſiſche Revolution für ein ganzes Menſchenalter beſtimmt. Nicht etwa nur in Frankreich, ſondern ganz weſentlich auch in Deutſchland. Und das erklärt und verzeiht ſich, wenn man die ſchauderhaften Knüppeldammbücher anſieht, welche ungefähr gleichzeitig deutſche Stubenhocker über daſſelbe Thema mühſäligſt zuſammenſtoppelten. Die Raſſe dieſer ſogenannten Hiſtoriker, welche der Ueberzeugung waren, um gediegen ſein zu können, müſſte ein Buch platt ſein wie eine Negernaſe, und Unleſbarkeit ſei ein untrügliches Zeugniß der Gründlichkeit, item Geſchichte

Digitized by Google

ſchreiben hieße ein paar Armevoll von Thatſachen und Citaten ſammelſuriſch zuſammenraffen — die Raſſe dieſer deutſchen Hiſtoriker iſt zwar noch nicht ganz ausgeſtorben, aber doch im ausſterben begriffen und es ſind, wie jedermann weiß, gerade deutſche Geſchichtſchreiber des jüngeren Geſchlechtes geweſen, welche zuerſt die große Erſcheinung der franzöſiſchen Revolution verſtanden und verſtehen machten, indem ſie dieſelbe in die Beleuchtung hiſtoriſcher Wahrheit rückten und ihre bezüglichen Bücher ſo ſchrieben, daß dieſe nicht bloß gedruckt und gebunden, ſondern auch geleſen werden konnten. . . . .

Die Julirevolution that dem Publiziſten, der an ihrer Herbeiführung eifrig mitgearbeitet hatte, plötzlich die ſtaatsmänniſche Laufbahn auf. Mr. Thiers war zu wiederholten malen Miniſter und brachte es einmal auch zum Premier. Seine ehrgeizigen Hoffnungen hatten ihn alſo nicht getäuſcht. Allein die Miniſterherrlichkeit war nie von Dauer und es heißt ſehr mild urtheilen, wenn man die miniſteriellen Verdienſte, welche Herr Thiers ſich erwarb, als ſehr problematiſche bezeichnet. Louis Philipp ſah in dieſem ſeinem Miniſter

allzeit nur einen Zu- und Aufdringling. Der König und Thiers waren einander von Haus aus antipathisch. Thiers konnte seine Eitelkeit nicht soweit verhalten, um den König nicht merken zu lassen, daß er, Mr. Thiers, den Louis Philipp doch weit zu übersehen vermöchte. Der König seinerseits glaubte nicht an die Staatsmännischkeit des ihm aufgedrungenen Ministers, geschweige an die latente Generalschaft desselben. Gegenüber von Vertrauten bezeichnete er ihn wegwerfend als einen Fanfaron und damit traf er denn doch den innersten Kern des Gescholtenen. Thiers scheiterte als Minister daran, daß er dem friedfertigen Bürgerkönige viel zu viel mit dem Säbel rasselte, sowie und noch mehr daran, daß er den König nicht regieren lassen, sondern selbst regieren wollte. Magister Guizot machte es viel schlauer: er ließ den König das Land regieren und begnügte sich damit, seinerseits den Louis Philipp zu regieren.

Nach der großen Säbelrasselei von 1840 wollte der König schlechterdings nichts mehr von Thiers wissen. Dieser zog sich grollend in sein Zelt, das heißt in sein Arbeitszimmer zurück und machte sich an die

Digitized by Google

Schaffung der berühmten napoleonischen Mythologie in 20 Bänden, betitelt „L'histoire du consulat et de l'empire." Das ist ein fast durchweg brillant-erzählend geschriebenes, recht unterhaltliches Buch, voll Esprit, Lug und Trug.

Will etwa damit gesagt sein, daß Mr. Thiers absichtlich die Geschichte gefälscht, die Geschichte Napoleons zu einer Epopöe des Chauvinismus umgelogen habe? Bewahre! Aber die napoleonische Zeit darstellen wollen, ohne die deutschen und englischen, geschweige die spanischen und russischen Quellen und Darstellungen zu kennen, hieß von vornherein auf die Möglichkeit verzichten, wirkliche Geschichte schreiben zu können. Trotzdem ein solches Unternehmen zu wagen, so eitel und anmaßend konnte doch nur ein Gallier höchster Potenz sein. Es würde eines nicht schmalen Bandes bedürfen, um die mitunter ins Groteſk-Komische gehenden Irrthümer der zwanzigbändigen thiers'schen Legende zu berichtigen. Eine hinlängliche Anzahl dieser Irrthümer habe ich anderwärts aufgezeigt. Hier will ich zur Erheiterung meiner Leser nur darauf hinweisen, daß Mr. Thiers im 13. Bande

Digitized by Google

seines Werkes die wunderbare Entdeckung gemacht hat, der Geist nationaler Erhebung und Wiedergeburt, welcher dann i. J. 1813 in Deutschland, das heißt, die Wahrheit zu sagen, in Preußen zur That geworden, sei in Wien (in Wien! in Wien!) großgezogen worden und zwar durch den wiener Hof, welcher die Pfleger dieses Geistes, Autoren wie Göthe, Wieland und andere — (lacht hellauf!) — in die östreichische Hauptstadt gezogen und dieselben in jeder Weise gehätschelt und gefeiert habe. Solchen und ähnlichen Blödsinn bringt Mr. Thiers mit derselben Unfehlbarkeitsmiene vor wie alles übrige. Aber die krasse Unkenntniß in allen nichtfranzösischen Dingen ist noch nicht einmal der Hauptmangel eines Werkes, mit dessen übergünstiger Aufnahme Europa im allgemeinen ein Armuthszeugniß und Deutschland im besonderen ein Schmachzeugniß sich ausgestellt hat. Niemals wieder hat die Selbstsucht eines Volkes so hart und schamlos sich geoffenbart wie die französische in dem Buche des Mr. Thiers es gethan, und niemals hat ein Autor einen solchen totalen Mangel an Wahrheitsgefühl und Gerechtigkeitssinn so pralerisch prunkend zur Schau gestellt wie

Digitized by Google

dieſer Pſeudohiſtoriker. Man leſe, wie er den Staatsſtreich vom Brumaire, dann das Verfahren ſeines Helden gegen den Duc d'Enghien, weiter das freſſende Feuer der napoleoniſchen Welteroberungsgier, das Verhalten des Empereur gegen Italien, Deutſchland, Spanien darſtellt, das heißt rechtfertigt. Ueberall die Anbetung des Erfolgs, allenthalben die knechtiſche Vergötterung der Gewalt. Dieſem Franzoſen zufolge hätte eigentlich nur Frankreich das Recht, eine ſelbſtſtändige Exiſtenz zu führen. Alle übrigen Nationen wären nur dazu da, der franzöſiſchen Macht und Gloire zur Folie zu dienen. Von rechtswegen ſollten die Völker Europa's ihr höchſtes Glück darin ſuchen, als gehorſame und bewundernde Vaſallen um den Thron von La Belle France ſich zu reihen. Und das alles wird mit einer gränzenloſen Suffiſance als eine ſelbſtverſtändliche Vorausſetzung vorgebracht. Uebrigens muß man Herrn Thiers zugeſtehen, daß er die Anſichten, welche er als ſo zu ſagen Geſchichtſchreiber vertrat, auch auf ſeiner parlamentariſchen und miniſteriellen Laufbahn zu bethätigen ſuchte. In ſeinem eigentlich doch ſehr engen Gehirne

Digitized by Google

hatte ſich die Idee fixirt: Nur Frankreich darf groß und mächtig ſein, und damit es groß und mächtig ſein könne, müſſen alle ſeine Nachbarn klein, zerſplittert und machtlos ſein. Daher ſein zappelnder und fiſtulirender Haß des deutſchen und des italiſchen Einheitswerkes, daher auch ſeine, des notoriſchen Voltairien, heftige Parteinahme für die weltliche Papſtmacht.

Aber wir ſind mit der „Konſulats- und Kaiſergeſchichte" noch nicht ganz fertig. Es iſt nämlich noch zu ſagen, daß dieſes Buch, alles zuſammengehalten, doch nicht mehr und nicht weniger iſt als eine koloſſale Tendenzlüge. Wurde ſie mit dem Bewuſſtſein auf- und ausgebaut, dadurch dem Bonapartismus in Frankreich wieder auf die Beine helfen zu können und helfen zu wollen? Schwerlich! Aber als geborener und geſchworener Chauviniſt muſſte ſich Mr. Thiers zum Gloire-Zinkeniſten des Napoleonismus berufen fühlen. Er gab alſo nur ſeiner Natur nach, als er den Eroberer und Deſpoten verherrlichte, welcher an der Verwirklichung des Weltherrſchaftstraumes franzöſiſchen Größenwahnſinns gearbeitet hatte. Doch war

Digitized by Google

noch anderes im Spiele, was Herrn Thiers ſtachelte, ſich zum Kohen Hagadol des Napoleonkultus zu machen, welchen ſchon früher namentlich der Chanſonnier Béranger als Agitationsmittel gegen die Bourbons aufgebracht hatte und welchen auch unter dem Julikönigthum als eine oppoſitionelle Paradewaffe zu handhaben der franzöſiſche Liberalismus dumm genug war. Mr. Thiers hat ſein ſtaatsmänniſches Fiaſko von 1840 dem Louis Philipp nie verzeihen können. Seine tiefgekränkte Eitelkeit lechzte nach Rache. Was, ich, Adolphe Thiers, einem Guizot nachgeſetzt? Unerträglich das! Der Orleanismus ſoll es bereuen. Was ſoll ich ihm zum Poſſen nur gleich werden, Republikaner oder Bonapartiſt?

Gewiſſe Lobredner des Herrn Thiers haben behauptet, die republikaniſchen Velleitäten deſſelben datirten ſchon vom Anfang der vierziger Jahre, das heißt vom vollſtändigen Siege der Guizoterie über den Thiersismus. Nun ja, Mr. Thiers hätte damals, den Béranger parodirend, ſingen können:

„Ich fand an Republik Gefallen,
Seit ich dem Königthum miſſfiel" —

Digitized by Google

aber er ſang nicht ſo. Er ſchrieb vielmehr ſeine zwanzigbändige napoleoniſche Epopöe. Denn erſtens entſprach das, wie ſchon geſagt, ſeiner eigenſten Neigung und bewunderte er nur noch einen Menſchen mehr als Napoleon, nämlich ſich ſelber; und zweitens war es unzweifelhaft ungefährlicher und viel bequemer, den Bonapartiſten als den Republikaner zu ſpielen. Später, im December von 1851, als er auf Befehl des angeblichen Neffen vom vorgeblichen Onkel etliche Tage lang in einer Züchtlingszelle von Mazas ſaß, ſcheinen ihn hinſichtlich der Göttlichkeit des Napoleonismus etwelche Skrupel angewandelt zu haben. Wenigſtens blies in den Bänden ſeiner Mythologie, welche nach dieſer unliebſamen Erfahrung geſchrieben wurden, der Gloire-Zinkeniſt aus merkbar gedämpfterer Tonart und ließ ſich ſogar mitunter eine Note entwiſchen, welche andeuten zu wollen ſchien, daß die Herrſchaft der „grande nation“ über andere Völker doch nicht ſo ganz naturnothwendig und ſelbſtverſtändlich ſei. Allein Mr. Thiers machte dieſen Abfall vom Größenwahn zum geſunden Menſchenverſtand

Digitized by Google

wieder gut, indem er in dem Schlußbande seines Werkes bei Darstellung der Helena-Legende — sie gestaltete sich unter seiner Hand förmlich zur Passionsgeschichte eines Heilands — seinen Helden mit der Gloriole einer vollständigen Apotheose ausstattete.

Digitized by Google

2.

Zweifelsohne war es ganz in der Ordnung, wenn Mr. Thiers ein heißes, obzwar kurzes Gefühl des Triumphes empfand, als er in der ersten Stunde des 24. Februars von 1848 erfuhr, daß die versinkende Julimonarchie nach ihm als nach einem Rettungsbalken zu greifen genöthigt wäre. Ja wohl „genöthigt". Denn als der eilends in die Tuilerien Berufene zur dritten Morgenstunde in das königliche Kabinett getreten war, empfing ihm Louis Philipp mit den Worten: „Ich sehe mich genöthigt, Ihre Dienste in Anspruch zu nehmen. Haben Sie ein Ministerium bei der Hand?"

Mr. Thiers hatte aber nicht nur kein Ministerium, sondern überhaupt nichts bei der Hand. Der gewähnte Rettungsbalken war nur ein wirklicher Strohhalm. Am verhängnißvollen 24. Februar ist traurig offen-

Digitized by Google

bar worden, daß in dem kleinen Leibe von Adolphe Thiers kein großer Mann ſteckte. Mit dem zu ſeinem Mitſtrohhalm Bugeaud geſprochenen Worte: „Man hat uns zu ſpät berufen“ — verſuchte er die klägliche Statiſtenrolle zu entſchuldigen, welche er an dieſem Schickſalstage ſpielte, und mit dem eine halbe Stunde ſpäter im Vorſale der Deputirtenkammer losgelaſſenen Stoßſeufzer: „Meſſieurs, es gehen Dinge vor, Dinge, Dinge! Die Flut ſteigt, ſteigt, ſteigt!“ tauchte er unter, um erſt dann wieder aufzutauchen, wann die politiſche Temperatur abermalen eine ſolche geworden, wie ſie konſtitutionellen Intrikanten und parlamentariſchen Seiltänzern zuträglich.

Die pſeudohiſtoriſche Schönfärberei, wie ſie dermalen in Deutſchland gäng und gäbe, mag die ſo eben gebrauchten und auf Mr. Thiers angewandten Worte zu ſtreng, zu ſtark, ja ſogar mit Anwendung eines beliebten Handgriffes der Karrièremacherei zu „unwiſſenſchaftlich“ finden. Ich habe aber gerade jene Ausdrücke mit Bedacht gewählt. Sind ſie doch kaum ausreichend, um das gebaren des Herrn Thiers während des Sommers und des Herbſtes von 1848

Digitized by Google

zu kennzeichnen. Wie bekannt, hatte er seinen Weg in die Nationalversammlung, deren namenlose Verblendung die Restauration des Bonapartismus ermöglichte und förderte, nur mittels eines Umweges durch die Sakristei gefunden. Der Voltairien hatte so sehr Reu und Leid gemacht, daß ihm der Bischof Fayet von Orleans das Zeugniß ausstellen konnte: „Mr. Thiers ist augenscheinlich und ganz zu uns zurückgekehrt.“ Daraufhin war er gewählt worden. Die Pfaffen, die Junker und die Prozen hatten ja die Wahlen zur Nationalvertretung dieser miserabeln französischen Schemen- und Schattenrepublik gemacht. Anfangs von der jesuitisch-bourbonisch-orleanistischen Mehrheit mit Mißtrauen angesehen, wurde Mr. Thiers doch bald einer, nein, geradezu der Hauptmacher des offenen Komplotts, welches die nominelle Republik beseitigen und den Thron wieder aufrichten wollte. Sein Talent, sein Ruf, seine Rastlosigkeit und Geschmeidigkeit, seine Erfahrung in allen Pfiffen und Schlichen des parlamentarischen Ränkespiels, endlich auch sein thurmhohes Selbstvertrauen berechtigten ihn zweifelsohne zu dem Anspruche, der General

Digitized by Google

dieſer Armee von Verſchwörern zu ſein, welche am 4. Mai von 1848 der Republik feierlich den Meineid der Treue geſchworen hatten.

Aber war es Herrn Thiers wirklich um die Wiederaufrichtung des Thrones zn thun? Starke Anzeichen führen zur Verneinung dieſer Frage. Dem hellen Blick und ſcharfen Verſtande des Mannes konnten die Schwierigkeiten einer monarchiſchen Reſtauration, ſofern dieſe die zwei Zweige des alten Königshauſes betraf, nicht entgehen. Zudem hatte er Urſache, zu glauben, vom Hauſe Orleans ungerecht und undankbar behandelt worden zu ſein. Den allerdings ſchon drohend am Horizont wieder emporgeſtiegenen Stern des Bonapartismus wähnte Mr. Thiers vorderhand für eine bloße Sternſchnuppe anſehen zu dürfen. Aber an was dachte er denn? An ſich. Was wollte er? Herr ſein. Selbſt um den Preis, ſich „Präſident der Republik" tituliren laſſen zu müſſen.

Es kann gar keinem Zweifel unterſtellt werden, daß Mr. Thiers es eine Weile mit ſeiner Präſidentſchaftskandidatur ſehr ernſt gemeint habe. Warum auch nicht? Haben es doch Korporale wie Bugeaud

Digitized by Google

und Changarnier, sowie parlamentarische Eiertänzer wie Broglie und Molé auch eine Weile mehr oder weniger ernst damit gemeint. Erst dann, als die Präsidentschaftstraube dem Sohne Verhuells so zu sagen schon ins Maul hing, fand Mr. Thiers die Frucht zu sauer. Für diesmal, wohlverstanden! Denn er war der Ueberzeugung, die bonaparte'sche Sternschnuppe müsste und würde bald erlöschen. Auch er hielt wie so viele andere gescheide und dumme Leute den „Prinz-Präsidenten" für einen „Niais", welcher sich unmöglich lange würde halten können. Wer aber sollte nach dem verschwinden der Niais-Schnuppe die Zügel ergreifen? Natürlich Mr. Thiers. Nachdem Louis Napoleon zum Präsidenten gewählt war, fragte er eines Tages den zwanzigbändigen Homer des Napoleonismus um Rath inbetreff des amtlichen Kostüms, welches der neugebackene Präsident schicklicher Weise tragen könnte. Sollte es die Uniform eines Generals der Nationalgarde, sollte es die eines Divisionsgenerals der Linie sein? „Weder diese noch jene", gab Herr Thiers zur Antwort. „Frankreich sieht den Präsidenten der Republik für einen bürgerlichen Beam-

Digitized by Google

ten an. Demnach soll er einen bürgerlichen Anzug tragen. Sonst würde ja Ihr Nachfolger in der Präsidentschaft in Verlegenheit kommen." Das hieß nicht undeutlich sagen: Ihr Nachfolger werde ich sein und ich, der leibkleine, obzwar geistgroße Adolphe Thiers kann doch nicht wohl eine Generalsuniform anthun.

Ausdrücklich bemerke ich, daß dieses Histörchen aus bonapartistischer Quelle, also aus einem Jauchebehälter kommt. Aber der Agrikulturchemie zufolge enthalten ja auch solche Behälter nutzbare und ersprießliche Stoffe.

Gewiß ist, daß Mr. Thiers alles Ernstes sich darauf rüstete, der Nachfolger des Erwählten vom December 1848 zu werden. Zu diesem Zwecke musste man vorderhand den Glauben an die Möglichkeit einer französischen Republik heraushängen und sich selber als Quasi-Republikaner aufspielen. Eines Tages im Jahre 1850 hatte Herr Thiers im Konferenzsale der Kammer eine Unterredung mit dem Deputirten Benoit-Champy, welcher ihn um seine Meinung über den muthmaßlichen Ausgang der schwebenden Krisis gefragt hatte. Mr. Thiers setzte auseinander, daß Frankreich von Natur und Sitten

durchaus monarchiſch ſei. Doch ſei es ſehr fraglich, ob trotzdem die Monarchie wieder hergeſtellt werden könne. Von der bourboniſchen wäre gar nicht zu ſprechen. Die orleaniſche würde er, Thiers, perſönlich willkommen heißen, ungeachtet der ihm von ſeiten derſelben bezeigten Undankbarkeit. Allein die Erinnerung an die groben Fehler, welche Louis Philipp gemacht hätte, ließen auch dieſe Reſtauration als unräthlich und unthunlich erſcheinen. Bliebe demnach nur das Empire übrig; allein falls dieſes ſich auch wieder aufrichten ließe, ſo könnte es nur eine ſehr kurzdauernde Parodie des erſten Kaiſerreiches ſein, nichts weiter. „Wohl", ſagte Herr Benoit-Champy, „da keine der drei Dynaſtieen wirkliche Chancen hat, ſo ſchließen Sie daraus auf die Möglichkeit der Dauer einer Republik in unſerem Lande?" — „Vielleicht", erwiderte Mr. Thiers, „geht Europa mehr oder weniger raſch republikaniſchen Einrichtungen entgegen und vielleicht wäre es angezeigt, daß wir uns zuerſt damit befreundeten."*)

*) Merruau: Souvenirs de l'hôtel de ville de Paris, 1875, p. 398.

Digitized by Google

Er trug Sorge, in dem parlamentarischen Kampfe, welchen er gegen den Prinz-Präsidenten anstrengte, diesen seinen republikanischen Anstrich bei jeder günstigen Gelegenheit sehen zu lassen. Er wähnte, dem schon greifbar nahe herandrohenden zweiten Empire einen solchen Republikanismus, *seinen* Republikanismus als Abwehr entgegenstellen und sich zugleich als den unausweichlichen Zukunftspräsidenten signalisiren zu können. In einer sehr charakteristischen Kammerrede sagte er: „Nachdem ich mein Lebenlang ein Parteigänger der konstitutionellen Monarchie gewesen, muß ich heute gestehen, daß ich vielleicht in einem Irrthum befangen war. Denn es ist ja möglich, daß ihr Geschick die modernen Staaten nicht zur englischen, sondern zur amerikanischen Staatsform führt. *Mein* Land ist heute gesetzlich eine Republik. Unsere Pflicht ist also, derselben aufrichtig und ohne Hintergedanken zu dienen.“ Und gegen die Linke hingewendet fügte er hinzu: „Ihr wollt eine mehr demokratische Republik als ich? Ich mache euch daraus kein Verbrechen. Gesteht aber auch eurerseits zu, daß man ein Republikaner von anderem Schlag sein könne als von dem

Digitized by Google

eurigen und lasst mich auch sagen, daß, wenn es nur Republikaner von eurer Farbe gäbe, dies das Vertrauen Frankreichs auf die republikanische Staatsform schwächen könnte."

Man sieht, Mr. Thiers mühte sich schon 1850, wie später (1871—72), mit Mondschein im Wasser ab, das heißt, mit Schaffung einer „konservativen Republik" in Frankreich. Jedermann weiß, daß und wie am Frühmorgen vom 2. December 1851 seine Mühwaltung vorderhand in einer Zelle von Mazas endigte. Ueber alle die Bönhasen von legitimistischen und orleanistischen Verschwörern war ein Verschwörer vom Handwerk gekommen und hatte mit ihnen aufgeräumt. Mr. Thiers brauchte sich zunächst und für zwanzig Jahre keine Sorge zu machen, ob er als Präsident der Republik doch zum anthun einer Generalsuniform sich würde entschließen müssen. Der „Niais" war jetzt thatsächlich Empereur, um es ein Jahr später auch dem Namen nach zu sein. Es hatte, wie die Sachen lagen, gar nicht anders kommen gekonnt. Die Bourboniker, Orleanisten, Jesuiten und Plutokraten der Nationalrvesammlung hatten ja in ihrer Stupidität

Digitized by Google

und Schlechtigkeit alles menschenmögliche gethan, das französische Volk oder, wie der neugebackene „Republikaner" Thiers sich auszudrücken geruhte, „la vile multitude" in das geschickt und kraftvoll ausgespannte Fanggarn des Bonapartismus zu treiben.

Erst dann, als die Herrlichkeit des Banditen-Empire vom 2. December schon bemerkbar sich umdunkelt hatte, erschien Mr. Thiers wieder auf der politischen Bühne. Hatte er inzwischen etwas gelernt? Nein. Er war der alte Chauvinist und Gloire-Zinkenist geblieben. Von einer Kenntnißnahme oder gar von einem Verständniß der großen, naturnothwendigen, unaufhaltsamen Veränderungen, welche sich in Deutschland und in Italien vollzogen, vollziehen mussten, keine Rede. „Mon pays" — sonst nichts. Die anderen Völker kommen nur als Gloirefutter für Frankreich in Betracht. Mr. Thiers vor allen war es, welcher den Dampfkessel der französischen Eitelkeit bis zum bersten heizte, aus welchem Dampfkessel dann das „Rache für Sadowa!" immer wüthender herausziſchte. Aber, sagt ihr, Herr Thiers hat doch im Juli von 1870 im gesetzgebenden Körper bis zuletzt mannhaft gegen

den Krieg geſtritten und geſtimmt. Gewiß, ſo that er Aber warum? Weil die Kriegserklärung eine Frivolität, ein Frevel, eine Ruchloſigkeit war? Behüte! Nur darum, weil Mr. Thiers den wirklichen Zuſtand der franzöſiſchen Armee weit beſſer kannte als die leichtfertigen, in Marſchallsuniformen ſteckenden Lesboeufs und Komp. und weil er auch beſſer als dieſe Schwachköpfe wuſſte, daß die „promenade militaire à Berlin“ doch auf etliche Hinderniſſe ſtoßen dürfte. Mit einem Worte, Mr. Thiers wollte den Krieg nicht, weil er am Siege zweifelte. Das hat er ſelbſt geſagt. Was er aber nicht ſagte, war, daß er einen noch viel ſtärkeren Grund hatte, den Krieg nicht zu wollen. Da er nämlich doch immer wieder Stockfranzos genug war, um an das Dogma von der Unbeſieglichkeit Frankreichs zu glauben, ſo fürchtete er, daß der Krieg, wenn zu einem glücklichen Ende geführt, dem Empire neue Lebenskraft verleihen und die Stellung vom angeblichen Neffen des Onkels befeſtigen würde, welchen Neffen zu verabſcheuen er ja vollauf berechtigt war, ſeitdem ihm derſelbe die Bekanntſchaft mit dem Inneren

Digitized by Google

eines Zellenwagens und eines Kabinetts in Mazas verſchafft hatte.

Während der Kriſis vom 4. September 1870 tauchte Mr. Thiers unter, wie wir ihn am 24. Februar von 1848 untertauchen geſehen haben. Für den Trubel ſolcher Tage war ſeine ganze Perſönlichkeit nicht gemacht. Nun aber ging ihm die Glanzperiode ſeines Lebens auf. Denn mit dem Sturze des Empire kam eine Zeit, in welcher er als ein rechter Patriot ſich erweiſen konnte und wirklich als ein ſolcher ſich erwieſen hat. Und er war jetzt ein Greis, er ſtand in einem Alter, wo der Menſch — ich meine den arbeitenden und nur ein ſolcher verdient, Menſch zu heißen — wohlbegründeten Anſpruch auf Ruhe hat. Die Anſtrengungen, welche der Greis Thiers mit ſeltener Geiſtesfriſche für die Rettung ſeines Vaterlandes machte, ſind daher, zuvörderſt rein vom phyſiſchen Geſichtspunkt aus angeſehen, ſchon aller Ehren werth. Es mag ja ſein, daß ſeine Eitelkeit ihm die chimäriſche Hoffnung vorſpiegelte, er, Adolphe Thiers, würde im ſtande ſein, den einen oder den andern oder am Ende gar alle die Höfe von London, Petersburg, Wien und

Digitized by Google

Florenz, an welche er ſich im Auftrage des „Gouvernement de la défense nationale“ im September und Oktober von 1870 begab, zum handelnden Eintreten für Frankreich zu beſtimmen. Allein er hat immerhin die mühſälige Aufgabe dieſer traurigen Botſchaftsreiſe mit löblichſtem Eifer zu löſen geſucht.

Nach ſeiner Rückkehr von dieſer vergeblichen Fahrt betheiligte er ſich ebenſo eifrig an den zu Ende Oktobers verſuchten Waffenſtillſtandsverhandlungen, obzwar bekanntlich ebenfalls reſultatlos. Dabei war nun freilich wunderlich, daß er die Verkehrtheit und Nutzloſigkeit der Kriegführung Gambetta's, welcher à la Carnot „den Sieg zu organiſiren“ ſich vermaß, aber nur Lügen, Pralereien und Niederlagen zu organiſiren vermochte und welchen Thiers ganz richtig als einen „fou furieux“ bezeichnete, vollſtändig durchſchaute und ihrem wahren Werthe nach taxirte, aber trotzdem die Sachlage keineswegs für eine verzweifelte anſah.*) Auch er, obgleich unbedingt unter den leben-

*) Beides bezeugt uns Jules Favre: („Gouv. d. l. déf. nat.“ I, 319): „Mr. Thiers ne croyait pas à l'efficacité des efforts de la délégation de Tours et blâmait énerg-

Digitized by Google

den Franzosen der klügste, vermochte sich in die Thatsache des Besiegtseins Frankreichs noch nicht zu finden.

Nach den furchtbaren Niederlagen, welche der Winterfeldzug brachte, und nach dem Falle von Paris musste er sich wohl oder übel darein finden. Es blieb jetzt schlechterdings nichts anderes übrig, als die Konklusionen der Prämissen Wörth, Forbach, Metz, Sedan, Orleans, Le Mans, St.-Quentin, Belfort und Paris anzuerkennen und anzunehmen. Frankreich rief in seiner tiefsten Noth nach Adolphe Thiers als nach einem Retter, ja geradezu als nach einem Heiland. Nahezu dreißig Wahlkreise sandten ihn nach Bordeaux in die Nationalversammlung und diese bestellte ihn zum thatsächlichen Diktator Frankreichs.

Eine schneidigere Ironie der Nemesis hat es wohl nie gegeben, als dieses testimonium paupertatis gewesen ist, welches die „grande nation“ sich selber ausstellte. Durch den Napoleonismus ins schrecklichste Unglück, in unerhörte Schmach gestürzt, wusste Frank-

---

quement l'influence qui y dominait. La position cependant ne lui paraissait pas désespérée.“

Digitized by Google

reich keinen beſſern Nothhelfer zu finden als den Homer des Napoleonismus, als gerade den Mann, welcher den unſeligen Gloire-Götzendienſt mit allem Zauber ſeines Talents genährt und verbreitet hatte. Würden die Franzoſen verſtändig, ehrlich und aufrichtig genug geweſen ſein, den wirklichen und wahrhaften Endurſachen ihres tiefen Falles nachzuforſchen, ſie würden in demſelben Herrn Thiers, welchen ſie jetzt als ihren Heiland beriefen, eine dieſer Endurſachen und wahrlich keine der kleinſten erkannt haben.

Die Sache hatte jedoch auch eine hellere Seite, eine hellſte. Dieſe war, daß die Berufung von Mr. Thiers an die Spitze des Staates einen der ſchönſten Züge des franzöſiſchen Nationalcharakters offenbar machte: den Reſpekt vor dem Geiſte, die huldigende Anerkennung des Talentes und Verdienſtes.

Am Eingange dieſes Aufſatzes hatte ich leider Veranlaſſung, über die jämmerliche Nachäffung von allerhand franzöſiſchem in Deutſchland zu ſchelten. Wohlan, hier nun habe ich Gelegenheit, meine mehr oder weniger lieben Landsleute auf etwas franzöſiſches aufmerkſam zu machen, was allerdings nachgeahmt zu

Digitized by Google

werden verdiente. Zu der Art und Weise, womit die Franzosen Männer, welche die Wissenschaft, Literatur und Kunst ihres Landes zieren, hochhalten, ehren und belohnen, stehen der Kaltsinn und die Knorzerei — nur dieses schweizerische Wort drückt den gemeinten Grad von Schäbigkeit aus — womit die Deutschen ihre wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Notabilitäten betrachten und behandeln, im demüthigendsten Gegensatze. Die deutsche Selbstgefälligkeit kann nicht müde werden, sich für das auserwählte Volk des Idealismus zu halten und auszugeben; in Wirklichkeit aber benimmt sich kein anderes civilisirtes Volk den idealen Interessen gegenüber so theilnahmelos, so schäbig, so knorzig. Für seine ewige Wirthshausbummelei hat der Deutsche und vollends der Süddeutsche immer Geld, aber für literarische und künstlerische Zwecke sehr selten, wenn überhaupt jemals. Bücher kaufen? Bah, wofür wären denn die Leihbibliotheken da? Deutsche Damen, welche jährlich hundert Thaler oder mehr für Handschuhe ausgeben, schämen sich nicht, fettige, schmierige Leihbibliothekenbände sommerlich mit an die Bad- und Kurorte zu

Digitized by Google

ſchleppen. Pfui! In England und in Frankreich ſieht es jeder halbwegs bemittelte Mann von Bildung für ſelbſtverſtändlich an, neue Bücher von irgendwelcher allgemeinen Bedeutung zu kaufen, in Deutſchland begnügen ſich ſelbſt die Reichen und Reichſten mit einem Leihbibliothekabonnement. In Ruſſland, in Ungarn hält jeder Bemittelte das Bücherkaufen für eine Ehrenpflicht. Das kleine Dänemark that und thut für ſeine Literatur und Kunſt verhältnißmäßig zehnmal mehr als das große Deutſchland, welches für ſeine führenden, leitenden und lehrenden Geiſter genug gethan zu haben glaubt, wenn es ihnen, ſo ſie geſtorben, etwann eine ſchäbige Denktafel ſtiftet oder eine mit Ach und Krach zuſammengebettelte Statue ſetzt. Seht euch mal an, wie man in Paris einen Delaroche oder Auber und in London einen Dickens oder Thackeray zu Grabe geleitet, und vergleicht damit, wie unſere Dichter, Denker und Künſtler beſtattet werden, und ihr werdet merken, wo der Kultus des Genius daheim. Vergleicht auch, mehr oder weniger liebe Landsleute, die Stellung der Autoren und Künſtler von Ruf und Namen in England und Frankreich mit der Stellung

Digitized by Google

der entſprechenden geiſtigen Rangklaſſe in Deutſchland, und dann laſſt es, ich bitt' euch, fernerweit bleiben, euch in die Bruſt zu werfen und phariſäiſch zu ſagen: „Wir ſind das Volk des Idealismus, wir!" Ei, ja wohl! Geſtern hörte ich in den „Jahrbüchern für die deutſche Armee und Marine" einen dunkeln E—hrenmann erboſ't ſchreien, es ſei ein Skandal, daß der Leſſing berühmter ſei als der Geſſler, nicht der mythiſche Landvogt des Namens, ſondern irgendein obſkurer preußiſcher General. Wäre ein Franzoſe, ſo er dieſen Ausfluß des berühmten deutſchen Idealismus zu Geſichte bekäme, nicht vollauf berechtigt, von „deutſchen Barbaren" zu ſprechen? Wo wäre jemals einem Franzoſen die koloſſale Abgeſchmacktheit zugeſtoßen, irgendeinen General, ſelbſt einen Turenne, über den Voltaire zu ſetzen? Ach, es ſcheint ein- für allemal in der Schwäche der Menſchennatur begründet zu ſein, daß Individuen und Völker unendlich viel lieber und leichter das Dumme und Schlechte von einander lernen und annehmen als das Vernünftige und Gute. Ihren ſocialiſtiſchen Unſinn, ihre kommuniſtiſche Brutalität, den Kulturhaß, die Wuth gegen

Digitized by Google

alles Ideale und Geniale, die Forderung der Herabdrückung aller Intelligenz auf das Gleichheitsflegelmaß allgemeiner Mittelmäßigkeit, die Organisation der Arbeitsscheu und die Predigt zügelloser Genußgier — diese ganze freche Botschaft des Unverstandes und der Lüderlichkeit haben deutsche Narren und Gauner französischen Gaunern und Narren eilends abgelernt. Von der Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Nüchternheit dagegen, welche dem französischen Kleinbürgerthum und der französischen Bauerschaft eigen sind, will man in den Konventikeln der deutschen Kommunisten schlechterdings nichts wissen .....

Erwägt man die Umstände, unter welchen Mr. Thiers als „Chef der Exekutivgewalt der französischen Republik" zu Versailles mit Bismarck über den Frieden verhandeln musste, so wird man der Geschicklichkeit und Ausdauer des schwerbebürdeten Greises alle Achtung und Ehre widerfahren lassen. Er hat herausgeschlagen, was menschenmöglich war. Er erlangte die Nichtbesetzung von Paris durch die Deutschen und die Wiederherausgabe von Belfort, zwei Zugeständnisse, die, deutsch angesehen und alle

Digitized by Google

Sophismen, welche berliner Hofskribenten dafür vorgebracht haben, beiseite gethan, zwei große Fehler gewesen sind, geradezu zwei saftige deutsche Dummheiten, die zum Theil schon jetzt sich gerächt haben und früher oder später noch mehr sich rächen werden.

Allzeit hatte Mr. Thiers nach den „natürlichen Gränzen" Frankreichs geschrieen, wie französische Unwissenheit und Anmaßung sich dieselben einbildete. Jetzt musste er in Frankreichs Namen einen Friedensvertrag unterzeichnen, kraft dessen Deutschland *seine* in Wahrheit und Wirklichkeit natürlichen Gränzen zurücknahm, alte Reichsgebiete, die keineswegs mittels ehrlichen Krieges und Sieges, sondern nur mittels von verrätherischen Pfaffen eingefädelter Ränke und brutaler Tücke vordem uns g.stohlen worden waren. Gewiß war das ein Augenblick unsäglicher Bitterkeit und beklemmendsten Schmerzes für den Unterzeichner des versailler Traktats, aber es muß gesagt werden, daß es auch eine Stunde der Vergeltung für den Gloire-Zinkenisten war, welcher die Rechte anderer Völker für nichts geachtet und seine Landsleute so lange in ihrem Größenwahn gestärkt und gesteift

Digitized by Google

hatte. Man würde auch einen lächerlichen Irrthum begehen, ſo man glaubte, Herr Thiers hätte die Anſchauungen, von welchen er ſein Lebenlang ausgegangen, nach den Erfahrungen von 1870—71 aufgegeben. Er iſt natürlich zu geſcheid, jetzt den Chauviniſten ſehen und hören zu laſſen; aber zu jeder Stunde würde er mit höchſter Luſt zur „Revanche" blaſen, wenn nur das blaſen thunlich wäre und fleckte.

Gewiß durfte Thiers nach Leerung des verſailler Friedenskelches meinen, ein zweites mit ſolcher Bitterniß gefülltes Gefäß exiſtirte nimmer auf Erden. Er täuſchte ſich. Er ſollte erfahren, daß es unter ſeinen Landsleuten Beſtien gäbe, welche willig und bereit, alles, was zu allen Zeiten für heilig gegolten unter Menſchen, hohnlachend unter die Füße zu treten, Beſtien, die angeſichts des ſiegreichen fremden Feindes die Fahne des Bürgerkrieges erhoben. Das Scheuſal der Kommune-Revolte barſt los, um das ſchwärzeſte Blatt in das Buch der Geſchichte Frankreichs einzufügen. Voltaire's „Tiger-Affe" machte wieder einmal ſeine raſendſten Sprünge. Hüben und drüben. Denn dem wüthen der kommuniſtiſchen Mordbrenner-

Digitized by Google

bande entſprach wie ein verzehnfachtes, wie ein verhundertfachtes Echo das wüthen der endlich ſiegreichen Regierungstruppen. Mit einer anſchaudernden Kälte der Grauſamkeit nutzten hier Franzoſen ihren Sieg über Franzoſen aus und ſäeten eine Blutſaat, welche früher oder ſpäter aufgehen muß und wird.

Ob Mr. Thiers dieſe Rachegräuel hätte verhindern können? Ob er es gewollt? Ich vermag dieſe Fragen weder zu bejahen noch zu verneinen. Aber ſicher iſt, daß von einer bezüglichen Bemühung nichts merkbar geworden. Und doch wäre es dem Diktator von Frankreich wohl angeſtanden, der Rachefurie entgegenzutreten, gerade darum doppelt wohl angeſtanden, weil ihm die Kommuniſten mittels Zerſtörung ſeines Hauſes einen ſo ehrenden Beweis ihres wilden Haſſes gegeben hatten. Hier wurde doch wieder recht offenbar, daß der Wuchs von Mr. Thiers die Linie der Großmannheit nicht erreicht.

Was dagegen Blickſicherheit und Handfertigkeit in großen Geſchäften, was Arbeitskraft und Findigkeit, was perſönlicher Kredit und fachmänniſch geſchulte Finanzkunſt zu leiſten vermögen, das hat Thiers in

Digitized by Google

der Abwickelung des Rieſenknäuels von Arbeit, welche ihm der Krieg hinterlaſſen hatte und die Durchführung des Friedensſchluſſes auflud, redlich geleiſtet, ſo geleiſtet, daß nur Unwiſſenheit und Bosheit ihm ſeinen Anſpruch auf dauernden Ruhm beſtreiten könnten.

Den ſchuldigen Dank hat ihm, wie jedermann weiß, Frankreich durch den Mund der Nationalverſammlung am 24. Mai von 1873 bezahlt — jenen Dank, wie ihn eben Menſchen und Völker von altersher zu entrichten pflegen. Der greiſe Staatsmann fühlte ſich nachgerade ganz behaglich auf ſeinem kuruliſchen Seſſel, fand, es ſei gar nicht ſo übel, Präſident einer Republik zu ſein, und war demnach ein ſogenannter „Vernunftrepublikaner" geworden. Er hat nicht wie ſein Nachfolger geſagt: „J'y suis et j'y reste" — aber gedacht hat er es ſicherlich. Auch könnte ja nur der Unverſtand verneinen wollen, daß es klug, ehrenhaft und patriotiſch geweſen wäre, die Zügel der Regierung in den Händen von Mr. Thiers zu laſſen. Allein im Rathe der Mehrheit des Parlaments, zuſammengeleimt aus ſtupiden Bourbonikern, herrſchgierigen Jeſuiten und ränkelnden Orleaniſten,

Digitized by Google

war es anders beſchloſſen und ſelbſtverſtändlich trugen Dummheit und Schlechtigkeit über Vernunft und Zweckdienlichkeit den Sieg davon.

Die Art ſeines Sturzes erniedrigt nicht, ſondern erhöht ganz entſchieden die Stellung, welche Herrn Thiers in der Geſchichte ſeines Landes zukommt. War aber ſeine Rolle mit dem 24. Mai von 1873 ausgeſpielt? Wer weiß es? Ich hatte im Spätſommer deſſelben Jahres in Interlaken Gelegenheit, den alten kleinen, aber rüſtig ſich bewegenden Herrn wiederholt zu beobachten, und er ſchien mir nichts weniger als reſignirt auszuſehen. Der Mann iſt zäh und in Frankreich iſt alles möglich. Wir Deutſchen aber haben keinen Grund, Mr. Thiers zu bewundern und zu lieben, achten jedoch ſollen wir an ihm, was wirklich achtungswerth.

Digitized by Google

Sealsfield-Postl.

Ist dies die Auflösung des Räthsels? —
Nur eine theilweise.

Klinger.

Digitized by Google

1.

Das Büchlein, welches mich zu diesem Aufsatz veranlasst*), hat die Erinnerung an meine erste Bekanntschaft mit den sealsfield'schen Schriften wieder lebhaft in mir wachgerufen. Ich war damals ein junger Mensch, nahe dabei, vom Gymnasiasten zum Studenten mich hinüberzumausern, und machte im Sommer 1834 in dem am Fuße des Hohen Rhonen gelegenen Schweizerdörfchen Hütten eine Molkenkur. Eines schönen Morgens hatte mich mein Molkenverdauungsgang an den kleinen hüttener See hinabgeführt und der Fürwitz stach mich, den zu einem unfern vom Ufer gelegenen Bauernhause gehörigen „Weidling" (Nachen) von seinem Pflocke zu lösen und mich auf die von den präch-

*) Charles Sealsfield. Biographisch-literarisches Charakterbild. Von Dr. Leo Smolle. Wien 1875, A. Hölder.

Digitized by Google

tigſten „Seeroſen" bedeckte Waſſerfläche hinauszurudern. Ich glaube gar, es geſchah in der Abſicht, aus beſagten Roſen einen Kranz zu winden für eine arme, ſchwerkranke, aber liebenswürdige Mitkurgäſtin, welche ich mit der ganzen Schwärmerei — scilicet „Jugendeſelei" — eines blöden Jungen verehrte. Natürlich im ſtillen, im ſtillſten. Der Weidling war zu jener Zeit das einzige Boot auf dem kleinen See, und zwar ein ſo verrottetes, daß nur ein ſiebzehnjähriger Leichtſinn ſo einem Dinge ſeine Gliedmaßen anvertrauen mochte. Zu „fahren" hatte ich drunten auf dem Zürichſee ſchon gelernt, aber was half mir das, als mir mitten auf dem ſtillen Waſſer das einzige Ruder entzweibrach? Da lag ich nun wie feſtgenagelt, über mir die brennende Juliſonne, rings unter mir das ſchwärzliche, keineswegs einladende Waſſer, welches gar nicht ſo ausſah, als wär' es „wohlig auf dem Grund". Luft und Waſſer regungslos, als wäre die Windſtille extra beſtellt. Eine niederträchtige Situation, vollends mit fünf Schoppen Molke im Leibe. Das ſchlimmſte wuſſte ich glücklicher Weiſe nicht: nämlich, daß eine erkleckliche Anzahl von Kurgäſten beiderlei Geſchlechtes

Digitized by Google

— die Stillverehrte darunter — mit dem Tubus des Pfarrherrn von Hütten — er hieß Wolf und las mir ein Praktikum de arte fumandi — von der Höhe herab auf mich vigilirte und meinen Schaden mit dem sprichwörtlichen Spotte glossirte.

Damals kannte ich den Spinoza noch nicht und war mir demnach auch unbekannt, daß Resignation die Quintessenz menschlicher Weisheit ist. Trotzdem resignirte ich mich, weil ich musste, setzte mich auf das Brett, welches in der Mitte des Nachens die beiden Seitenwände verband und zog ein Buch aus der Tasche, welches mir mein guter Bruder, der großmüthige Beschützer meiner Jugend, tags zuvor gegeben hatte.

Das war „Der Legitime und die Republikaner", vor Jahresfrist (1833) in Zürich anonym erschienen.

Ich hatte das Buch noch nicht geöffnet und that es jetzt missmuthig genug. Aber schon nach den ersten Seiten nahm mich die Lesung so in Beschlag, daß ich den alten Kasten von Weidling, das zerbrochene Ruder, den See mit seinen Rosen, die Hitze und Windstille, item auch die Stillverehrte vergaß und Kapitel

Digitized by Google

nach Kapitel verſchlang, bis mich ein verdächtiges Gefühl von Näſſe und Kälte an den Füßen aus den Prairien Georgiens und den Palmettowäldern Louiſianas wieder auf den See von Hütten zurückrief. Ich ſaß bis an die Knöchel in dem Waſſer, welches das halblecke Boot geſogen; aber aufſpringend gewahrte ich zugleich, daß der alte Kaſten derweil unmerklich ans Ufer geglitten war, das heißt in ein Schilfröhricht hinein. Meiner Erlöſung froh, ſprang ich landwärts, wadete, den Weidling ſeinem Schickſal überlaſſend, durch den Sumpf, der mir ſtellenweiſe bis über die Kniee reichte, eilte das Hügelgehänge hinan, vermied den Dorfweg und ſchlängelte mich durch die Hinterthüre der „Krone", allwo im Stübchen hinter der Küche die gute alte Frau Bär, unſere Wirthin, mich mit große Lamento empfing ....

Sieben Jahre ſpäter war ich ſo glücklich, den Verfaſſer des Buches vom Legitimen und von den Republikanern perſönlich kennen zu lernen. Ich ſage „ſo glücklich", denn ich befand mich dazumal im Stadium der Bewunderung und Verehrung, wie ein ſolches die jungen Leute von heutzutage in der Regel nicht mehr

Digitized by Google

kennen, und es that mir ordentlich wohl, mit Charles Sealsfield bei Tiſche ſitzen und nach Tiſche den Kaffee der Verdaulichkeit ſchlürfen und den Glimmſtengel der Beſchaulichkeit rauchen zu können.

Das geſchah im Gaſthaus „Zum Hirſchen" beim alten Witzig in Feuerthalen, von wo die Rheinbrücke nach Schaffhauſen hinüberführt. In dieſer Stadt hatte ich in den Jahren 1840—43 häufig zu thun, und von Winterthur hergekommen, pflegte ich mich ſelber und meinen Gaul im „Hirſchen" unterzubringen. Daſelbſt hauſte zu jener Zeit Sealsfield, deſſen Schriften ich natürlich mit höchſter Theilnahme geleſen hatte. Der Schleier ſeiner Anonymität war bereits gelüftet, nicht aber der ſeiner Pſeudonymität. Er galt allgemein für einen Amerikaner von Geburt, für einen Yankee wohlverſtanden! und er that nicht nur nichts, dieſe Meinung zu zerſtören, ſondern im Gegentheil alles, um dieſelbe aufrechtzuhalten. Er war mit mir recht artig, was ich dem Umſtande verdankte, daß er früher in Zürich meinen Bruder gekannt hatte. Einmal ſtiegen wir mitſammen durch den Kohlfirſtwald zu dem Dörfchen Wildisbuch hinauf, wo die Heldin meines Buches

Digitized by Google

„Die Gekreuzigte" gelebt hat und ans Kreuz genagelt worden ist. Die furchtbare Geschichte der armen Margarethe Peter beschäftigte mich schon damals lebhaft. Ich erzählte sie meinem Begleiter und er sagte dann: „Darüber wäre ein Buch zu schreiben." Ich riskirte die Antwort: Das sollten Sie thun. — „Ich?" entgegnete er. „Bah, ich habe die Feder ausgespritzt. Maintenant, c'est fini."

Er liebte es, wie in seine Schrift, so auch in seine Rede englische und französische Sätze zu streuen und zwar, wie ich mich deutlich erinnere, in die Rede mehr französische als englische.

Uebrigens war der Mann weder lieblich anzusehen, noch durfte seinem gebaren im allgemeinen das Epitheton liebenswürdig zuerkannt werden. Er konnte sogar mitunter so unliebenswürdig sein, daß ihm gleich unliebenswürdiges begegnete, wie z. B. jene Ohrfeige, welche ihm zu Feuerthalen der Doktor Schiel aushändigte, ein daselbst sitzen gebliebener deutscher Flüchtling von der dreißiger Generation, und welche Ohrfeige, wenn mir recht ist, seitens des damit Beschenkten

Digitized by Google

den Wegzug aus dem „Hirschen" und nach Schaffhausen zur Folge hatte.

Ich habe eine gute Photographie von Sealsfield vor mir liegen, welche während seiner letzten Lebenszeit in Solothurn aufgenommen wurde. Da sieht er auf und eben aus wie ein in den Ruhestand getretener wirtembergischer „Oberzoller" oder wie ein emeritirter bairischer Landrichter. Zur Zeit, als ich ihn kannte, war er nicht gerade viel schöner. Die gelbe Gesichtsfarbe, die Platschnase, der große Mund mit dem akkurat wie eine pensionirte Zahnbürste sich darstellenden Schnurrbart darüber — das alles konnte viel hübscher sein, als es war. Die kleinen tiefliegenden Augen blickten mehr lauernd als frank und frei. Was aber die Ohren betraf, so haben ihresgleichen gewiß selten an einem civilisirten Menschenschädel gestanden: sie schlugen entschieden ins elephantische Fach. Nur der Bau der Stirne, hoch, breit, massiv, gab diesem Kopf einen Ausdruck, welcher über das Ordinäre hinausging, und die zwei Furchen zwischen den Brauen verliehen in Verbindung mit der ironischen Niederkrümmung der Mundwinkel der ganzen Physionomie

Digitized by Google

etwas, was dem aufmerksamen Betrachter sagte, daß er keinen gewöhnlichen Menschen vor sich hätte.

Das wiederholte Zusammensein mit Sealsfield hatte mir die Ueberzeugung gegeben, daß er kein geborener Amerikaner, wie sehr er auch mit seinem Amerikanerthum und mit seinen Amerikanismen dickthat. Ja, ich war vollständig überzeugt, daß er kein Yankee, sondern ein Deutscher und zwar ein Oestreicher. Das ließ ich i. J. 1844 in Stuttgart drucken. Natürlich machte mich dafür einer jener Kritikaterlaken, welche in der deutschen Literatur herumschwirren und von denen beim Heine geschrieben steht:

„In dem großen Viehstall Gottes,
Den wir Erde nennen, findet
Jegliches Geschöpf die Krippe" —

fürchterlich herunter. Wie ich mir einfallen lassen könnte, diesen „Stockangloamerikaner" für einen Deutschen zu halten, und vollends für einen östreichischen Deutschen! Ich müsste keins seiner Bücher gelesen haben! Und was dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr waren . . .

Da ich im Herbste von 1843 die Schweiz verließ

Digitized by Google

und erst sechs Jahre später für immer in dieses Land zurückkehrte, waren und blieben meine persönlichen Beziehungen zu Sealsfield unterbrochen. Ich hab' ihn nicht wiedergesehen. Als ich im Sommer von 1865 zum erstenmal zur Sommerfrische auf den prächtigen Weißenstein ob Solothurn gekommen war, zeigte mir auf mein befragen der Wirth, Herr Gschwind, mittels des Fernrohrs drunten in der Tiefe, rechts vom Walde der „Eremitage", das kleine „in der Steingrube" gelegene Haus „Unter den Tannen", in welchem Sealsfield zuletzt gelebt, so zu sagen geeinsiedlert hatte und wo er ein Jahr zuvor gestorben war.

Etliche Wochen später, als ich, vom Weißenstein herabgestiegen, die schattige Kluft der Eremitage durchwanderte, besuchte ich den am Eingange zu derselben gelegenen Friedhof von Sankt-Nikolaus. Dort hatte der unstäte Wanderer, welcher zwei Erdtheile durchstrichen, seine bleibende Heimstätte gefunden und jene Ruhe, welche, wie der arme Waiblinger bei der Pyramide des Cestius in Rom empfand und bezeugte, „das beste ist von allem Glück der Welt".

Digitized by Google

2.

Wie bei Staatsmännern, so hängt auch bei Autoren viel, wenn nicht alles, davon ab, daß sie zur rechten Zeit kommen.

Sealsfield kam zur rechten Zeit. Er trat in die deutsche Literatur ein gerade dann, wann diese eines Schriftstellers bedurfte, um sie aufzufrischen und ihr neue Wege zu weisen.

Die ganz offenbar vom Byronismus ausgegangene und von der französischen Neu-Romantik stark beeinflusste Literaturtendenz der letzten zwanziger und der ersten dreißiger Jahre war verwittert und verbraucht. Das junge „Deutschland" war so rasch alt geworden, daß sich begründeter Zweifel erhob, ob es überhaupt jemals jung gewesen sei. Man hatte es satt bekommen, kleine Staarmatze von ihren „großen zerrissenen

Digitized by Google

Herzen" piepen zu laſſen: man war es müde, die byron'ſchen Donner auf Guitarren und Maultrommeln nachahmen zu hören. Der Weltſchmerz war nachgerade auf dem literariſchen Markt zu einer „ungefragten" Waare und die Zerriſſenheit zu einer Buchladenhüterin geworden. Da kam ein Unbekannter und Ungenannter daher und gab in raſcher Aufeinanderfolge eine Reihe von novelliſtiſchen Schilderei, welche auf die ohnehin ſattſam europamüden deutſchen Leſerſeelen mit dem ganzen Zauber amerikaniſcher Jugendfriſche wirkten. Er erwies ſich um ſo mächtiger, dieſer Zauber, als damals die Kenntniß transatlantiſcher Zuſtände bei uns verhältnißmäßig noch ſehr gering war und wir demnach nicht wuſſten, wie viel greiſenhaftes (in des Wortes ſchlimmſtem Sinne) der amerikaniſchen Jugendfriſche in Wahrheit und Wirklichkeit alleweile ſchon beigemiſcht ſei. Es wäre gewiß von Intereſſe geweſen, damals, als Sealsfield mit ſeinem erſten Werke hervortrat, die Briefe damit zuſammenzuhalten, welche genau zur ſelben Zeit der Landsmann des Verfaſſers, der arme Lenau-Niembſch, aus Nordamerika herüberſchrieb,

Digitized by Google

z. B. den vom März 1833 datirten Brief an Emilie Reinbeck, worin es hieß: „Die Natur ist hier entsetzlich matt. Hier gibt es keine Nachtigall, überhaupt keine wahren Singvögel. Der Natur wird es hier nie so wohl ums Herz oder so weh, daß sie singen müsste. Sie hat kein Gemüth und keine Phantasie und kann darum ihren Geschöpfen auch nichts dergleichen geben. Es ist was recht trauriges, diese ausgebrannten Menschen zu sehen in ihren ausgebrannten Wäldern." Es ließe sich eine hübsche Vergleichung anstellen zwischen der Auffassung der Natur Amerikas und der Amerikaner durch den Idealisten Lenau und der Darstellung transatlantischen Natur- und Menschenlebens durch den Realisten Sealsfield. Doch nein, die Parallele könnte keine hübsche sein, weil sie auf schiefer Basis ruhen würde. Lenau hat ja nur einen Theil der Vereinigten Staaten gesehen und zwar den nördlichen, Sealsfield dagegen bewegt sich mit seinen Anschauungen und Schilderungen vorzugsweise auf südstaatlichem Gebiete, von wo er auch noch weiter südwärts, in die Tropenzone hineinschweift. Ganz in Ordnung also, daß sich Amerika in Sealsfields

Digitized by Google

Schriften ganz anders darstellt als in Lenaus Gedichten und Briefen. Ein heißblütiger und stolzer „Southron" verhält sich zu einem kalkulirenden und psalmodirenden „Yankee" genau so, wie sich die Natur Louisiana's zu der von Massachusetts verhält. Die Yankees und das Yankeethum betrachtet und behandelt übrigens auch Sealsfield mit ganz entschiedener Abneigung und man weiß, daß während des großen amerikanischen Bürgerkrieges zwar nicht sein Kopf, aber sein Herz mit den Southrons gegen die Yankees ging. Ueberall aber nimmt er für Amerika und gegen Europa Partei. Von Deutschland insbesondere spricht er meist nur mit einem aus Mitleid und Verachtung gemischten Gefühl und, die Wahrheit zu sagen, wie anders hätte denn ein Mann von Herz und Verstand über die deutschen Zustände, wie sie in den zwanziger und dreißiger Jahren gewesen sind, reden sollen? Man erinnere sich nur, wie Ludwig Börne geredet hat, und doch wird kein wissender und gerechter Mann anstehen, zu erklären, daß Börne das so bitter getadelte und satirisirte Deutschland mit einer Liebe liebte, zu welcher die Vaterlandsliebe gar vieler deutschen

Digitized by Google

Patrioten von heutzutage, gar vieler dieſer Patrioten von hoher obrigkeitlicher Bewilligung wegen ungefähr ſo ſich verhält wie ein Maulwurfshügel zum Hohenſtaufen.

Sealsfield hat ſich das boshafte Vergnügen nicht verſagt, in einem ſeiner Bücher („Süden und Norden") in der Perſon des Herrn Bohne, einem Miſchmaſch von Enthuſiaſten und Philiſter, das Deutſchthum zu karikiren: — „Herr Bohne war trotz Läſſigkeit in ſeiner Toilette und altdeutſchen Wammsrockes ein lieber, trefflicher Menſch — ein wahres bon enfant, aber deutſch durch und durch und ganz mit der echt-deutſchen Schwachheit behaftet, überall Polizei und Behörden zu bedürfen. Das Kommandowort zum dreinſchlagen gegeben, würde er ohne Zweifel wie ein tapferer Preuße dreingeſchlagen haben, aber ohne von hohen Lippen gegebene Permiſſion zu dieſem drein-ſchlagen konnte ihn jede Squaw mit ihrem Beſenſtiele meiſtern. Er würde richtig zuerſt nach der Polizei gerufen haben. Ohne Polizei konnte er weder Schritt noch Tritt thun; ſeine Hauptklage gegen unſer Land war, daß da keine Polizei vorhanden, was um ſo ſelt-ſamer klang, als er ſonſt, muthig, liberal, ja ſelbſt

Digitized by Google

erklecklich revolutionär, von eben der Polizei hart mitgenommen, sie wie die Todsünde hasste." Aber plötzlich lässt Sealsfield den guten Bohne mit einem Ruck die karikaturische Lächerlichkeit abschütteln und lässt den deutschen Flüchtling seinen amerikanischen Reisegefährten gegenüber in die Worte ausbrechen: „Ihr kennt mein Volk nicht, kennt es nicht! Es ist das beste!" und wieder: „.... Ach, ihr Herren kennt nicht den Schmerz eines Deutschen, den Gram und Grimm, den Neid und die Zerrissenheit, die er überall mit sich herumträgt. Ach, Gentlemen, wir sind die erste Nation, die größte der Erde, die Stammnation Englands, eures Amerika und —" — „Veraltet für jetzt" — fällt einer der Begleiter Bohnes ein, das heißt Sealsfield selbst — „werdet euch aber wieder verjüngen, glaubt es mir. Es liegt in euch Deutschen eine Zähigkeit und Dehnbarkeit und wieder eine Schwungkraft und Elasticität, die tausend Jahre und hunderttausend Tyrannen nicht erdrücken können; aber Männer müsst ihr werden, schaffen, arbeiten, nicht phantasiren, tifteln, träumen! Lernt euch und euer Volk kennen und ihr habt den Hauptschritt zur Freiheit gethan."

Digitized by Google

Sprach hier nicht ein guter Deutscher? Und haben nicht tausende von Deutschen wiederum während der trostlosen fünfziger Jahre in der Fremde wie Herr Bohne gefühlt und gedacht?

Sealsfields nationalliterarische Bedeutung ist, mittels der Aussichten und Einblicke, welche er uns in die transatlantische Welt eröffnete, den dichterischen Horizont der Deutschen um ein beträchtliches erweitert zu haben. Er that nach Westen hin, was Rückert nach Osten hin gethan hat. Mit Sealsfields Novellistik wirkte dann höchst glücklich Freiligraths lyrische Malerei zusammen, um eine gesund realistische Anschauung und Stimmung in unsere durch den Byronismus versengte und ausgehöhlte Literatur zurückzuführen. Das hieß ihr einen großen Dienst leisten, der bis zur Stunde heilsam nachwirkt.

Aber die Bedeutung Sealsfields ist damit noch nicht erschöpft. Er hat sich ja in unserer Literatur eine eigenthümliche und bleibende Stellung geschaffen. Denn er ist unser dichterischer Völkerpsycholog und Rassencharakteristiker par excellence. Es gibt auf dem ganzen Gebiete der Weltliteratur meines Erach-

Digitized by Google

tens nur noch einen Poeten, der ihm hierin an die Seite zu ſtellen wäre, jener Engländer Trelawney, der abenteuerliche Freund Byrons, welcher in ſeiner Memoirennovelle „Adventures of a younger son“ ein Buch verfaſſt hat, wie es alle paar hundert Jahre einmal geſchrieben wird.

Eine Art von Unikum iſt es auch, daß Sealsfields Erſtling — ſofern man den Roman „Der Legitime und die Republikaner“ als ſolchen bezeichnen will — ſein formvollendetſtes Werk war und blieb. Der Grund liegt nahe. Hier hatte unſer Autor nach ihm vorliegenden Muſtern gearbeitet, nach Scott und Cooper. Nach dem Vorgange dieſer beiden hatte er auf die Kompoſition ſeines Romans, auf die Anlage und Ausgeſtaltung der Fabel einen Fleiß gewandt, welchen er ſpäter, als er ſeine eigene Form oder, richtiger geſprochen, ſeine eigene ſealsfield'ſche Formloſigkeit gefunden, verachten zu dürfen glaubte. Uebrigens ſprengte doch auch ſchon im genannten Erſtling die Eigenart Sealsfields den ſcott-cooper'ſchen Rahmen. Es war in dem ganzen Wurf der Erzählung eine wilde Kraft und Größe, welche den Leſer höchſt erfriſchend

Digitized by Google

überraſchte. Auch wurde das Buch von einem bedeutenden kulturgeſchichtlichen Gedanken getragen: in dichteriſcher Ausführung deſſelben zeigte es die hiſtoriſche Nothwendigkeit der Vernichtung der rothen Raſſe durch die weiße auf — jene repräſentirt durch den Indianerſachem Tokeah, den legitimen Herrn des Grundes und Bodens, auf welchem die Republikaner, das heißt die angelſächſiſchen Hinterwäldler ſich angeſiedelt hatten, dieſe vertreten insbeſondere durch einen dieſer Hinterwäldler, den Squire Copeland. Dieſe beiden Figuren, der Miko der Okonees und der Squire, erwieſen auch ſofort eine ſealsfield'ſche Geſtaltungskraft, an welche die von Scott nicht allzu häufig, die von Cooper nie hinanreicht. Außerdem trat in dem Roman ein Zug von kauſtiſchem Humor neben erſchütterndem Pathos anſprechend hervor und endlich zeigten die Naturſchilderungen eine Schärfe der Zeichnung und eine Glut des Kolorits, welche den Verfaſſer den erſten poetiſchen Landſchaftsmalern zur Seite ſtellten. Man vergleiche die tropiſch-amerikaniſchen Naturgemälde Sealsfields mit denen Chateaubriands und man wird, obzwar dieſe wie jene auf Autopſie beruhen, unſchwer

Digitized by Google

den gewaltigen Unterſchied zu Gunſten des erſtgenannten wahrnehmen. Chateaubriand ſchminkt die Natur, Sealsfield photographirt ſie; aber ſo, daß ſie mit ihrem ganzen Farbenzauber vor uns lebt. Er photographirt nicht nur ihren Körper, ſondern ihre Seele. Ja, wenn irgendein Dichter, hat dieſer das Geheimniß der Beſeelung der Landſchaft verſtanden. Atlantis athmet aus den Naturſcenen der ſealsfield'ſchen Schriften.

Aber in dem großen Koſmos der Poeſie iſt der närriſche, ringende, duldende Mikrokoſmos Menſch doch immer die Hauptſache. Die Landſchafterei, mit welcher Virtuoſität ſie auch betrieben werde, macht noch nicht den Dichter. Und nicht als bloße Staffage dürfen Menſchen in poetiſch entworfene und ausgeführte Landſchaften hineingemalt werden. Das ſieht man recht deutlich beim Adalbert Stifter, welcher vielleicht unbedenklich als der größte Landſchaftervirtuoſe in Worten bezeichnet werden kann. Das hereinbrechen des Frühlingsthauwetters über die Berg- und Waldgegend in Stifters „Mappe meines Urgroßvaters" iſt eine Schilderung, wie ſie nirgends wieder vorkommt, in keiner Literatur. Aber Stifters Menſchen ſind nur

Digitized by Google

um seiner Landschaften willen da, bloße Staffage. Noch dazu nach der Schablone gemalte Staffage, Gobelintapetenfiguren, Automaten, sammt und sonders mit demselben Uhrwerke der kleinen Auswahl stifter'scher Motive im Leibe. Wie ganz anders, wie ungeheuer reich, vielgestaltig, von selbstherrlichem Leben pulsirend Sealsfields Menschenwelt! Welche Fülle von ganzen Menschen, welcher Reichthum von eigenwüchsigen Charakteren, welches Nervenvibriren und welches Muskelspiel der Leidenschaften! Welche Gestalten, dieser Kentuckier Ralph Doughby, dieser Squatter-Regulator Nathan, dieser Auswürfling Bob, dann wieder dieser mexikanische Magnat, Don Yxuhar, oder dieser Plutokrat Lomond — welche Lebenswahrheit und welche Kontraste! Auch in den weiblichen Figuren Sealsfields. Die Indianerin Kanondah, die Yankeesinnen Arthurine und Margareth, die Kreolinnen Louise und Julie, die Mexikanerinnen Elvira und Mariquita — sie alle zeigen der scharf schattirten Verschiedenheit von Rasse und Bildungsstufe ungeachtet überall das naturwahre Weib, das Weib in seiner Größe und Schwäche, in seiner Liebe und in seinem

Digitized by Google

Haß, in ſeiner Aufopferungsfähigkeit und in ſeiner Koketterie. Sehr wirkſam erweiſt ſich in der Galerie ſealsfield'ſcher Frauenbilder auch die Gegenüberſtellung von nord- und ſüdſtaatlichen, namentlich in den „Lebensbildern aus der weſtlichen Hemiſphäre", deren zweite Auflage (1843) der Verfaſſer „der zum Bewuſſtſein ihrer Kraft und Würde erwachenden deutſchen Nation" gewidmet hat.

In ſeiner ganzen und fertigen Eigenart gab ſich Sealsfield zuerſt in ſeinem zweiten Roman „Der Virey und die Ariſtokraten", deſſen Schauplatz Mexiko im Jahre 1812, als die erſten heftigen Zuckungen der bevorſtehenden Losreißung von Spanien durch das Land liefen. Die novelliſtiſche Fabel iſt hier dem Autor ſchon Nebenſache. Er handhabt ſie nur als einen Faden, um damit die bunteſte Scenenfolge nothdürftig zuſammenzubinden. Den Akcent legt er auf eine anſchauliche, wunderbar gelungene Darſtellung von Land und Leuten. Das Mexiko von damals lebt vor unſern Blicken. Der Glanzpunkt des Buches aber iſt die Charakteriſtik des Virey, des Spaniers Don Banegas einerſeits und des Führers der kreoliſchen Ariſtokra-

Digitized by Google

tenfraktion, des Conde de San-Jago andererſeits. Später iſt Sealsfield noch einmal nach Mexiko zurückgekehrt, das heißt, er ließ daſelbſt ſeine wunderliche Reiſenovelle „Süden und Norden" ſpielen, in welcher er die Formloſigkeit bis zum Exceß trieb und ſeine Manier ſo überſpannte, daß ſie zur Karikatur umſchlug. Es ſind Stellen von koloſſaler Phantaſtik darin, berauſchende Prachtſtücke, aber man meint den fatalen Geſchmack des Opiums zu ſpüren, welchen bei Schreibung dieſes Buches geſchlürft zu haben man den Autor unwillkürlich beſchuldigen möchte. Es iſt ein richtiges Opiat und man darf es nur in kleinen Doſen zu ſich nehmen: ſonſt wird man erſt ſchwindlig und dann betäubt. Als ganzes iſt „Süden und Norden" miſſrathen und unerquicklich, was auch von Sealsfields unvollendetem Buch „Deutſch-amerikaniſche Wahlverwandtſchaften" geſagt werden muß, einem weitſchichtigen Torſo, der aber nicht aus karrariſchem Marmor, ſondern nur aus ordinärem Sandſtein gemeißelt iſt, ſodaß das Werk dem Meiſter ſo zu ſagen unter den Händen zerbröckelt. Einzelnes iſt freilich ſehr gut, wie z. B. die Schilderung des amerikaniſchen Dandies-

Digitized by Google

lebens in dem Modebad Saratoga. Man gewinnt aus dieſer und ähnlichen Stereoſkopieen in den „Deutſch-amerikaniſchen Wahlverwandtſchaften" den Eindruck, wie ſehr das ſcheinheilige Yankeethum innerlich ſchon verfault ſein muſſte, bevor es äußerlich reif wurde. Schade, daß ſich Sealsfield nicht eigens darauf verlegte, uns in ſeiner Weiſe ein Geſammtbild der Beamten- und Behördenkorruption in den Vereinigten Staaten zu geben. Allerdings müſſte es ſeinem Republikanismus ſchwer angekommen ſein, einzugeſtehen, daß die Verderbniß der Beamtenſchaft von Uncle Sam noch größer und ſchamloſer ſei als die der Beamtenſchaft des Großtürken, was weiter nichts beweiſt, als daß der Durchſchnittsmenſch wie unter allen Himmelsſtrichen ſo auch unter allen Staatsformen der gleiche Lump iſt und bleibt. Er fällt alſo nicht aus ſeinem Charakter, wenn er ſich anſtrengt, die Vereinigten Staaten mehr und mehr zu verunreinigten, um nicht zu ſagen zu verſchweinigten zu machen.

Unmittelbar nach dem „Virey" und noch in demſelben Jahre (1835) hatte Sealsfield die zweibändige Novelle „Morton oder die große Tour" veröffentlicht

und in der Vorrede dazu eine Art von äſthetiſchem Glaubensbekenntniß. Was er darin über Scott und Cooper ſagt, iſt Wort für Wort zu unterſchreiben. Ebenſo ſeine ſcharfbetonte Anſicht über die Aufgabe der Novelliſtik in unſerer Zeit: ſie ſoll dem Princip der Humanität dienen und in ihrer Weiſe den Vorſchritt deſſelben fördern und beſchleunigen helfen. Der Verfaſſer fußt hierbei auf der Thatſache, daß in der modernen Welt der Roman die weitaus einflußreichſte und wirkſamſte Dichtungsgattung iſt. Natürlich weiß er auch, daß der Roman, wenn er ſeine künſtleriſche Aufgabe löſen will, von einem Grundgedanken getragen ſein muß, deſſen mannichfaltige Erſcheinungsformen dichteriſch aufgezeigt werden ſollen. Der Grundgedanke in „Morton" nun iſt die moderne Geldmacht, und die Art und Weiſe, wie Sealsfield dieſen Gedanken novelliſtiſch in Scene zu ſetzen unternahm, macht dieſes ſein Buch, was die Konception angeht, zu ſeinem bedeutendſten. Allem nach wollte er die göttliche oder auch die teufliſche Komödie des Geldes ſchreiben. Leider langte der große Wurf nicht bis zum Ziele: die Erzählung bricht ab, nachdem der junge aus Amerika

Digitized by Google

nach London herübergekommene Morton durch den „Geldmann" Lomond in den Bund der „Zehn", das heißt der großen „über die ganze Welt hin zerstreuten und doch täglich vereinigten" Plutokraten aufgenommen worden und im Begriffe ist, von London nach Paris zu gehen, um daselbst seine Rolle in der genannten höllischen Komödie anzuheben. Den Mister Lomond würde ich unbedenklich als die originellste und größte von Sealsfields Gestaltenschöpfungen bezeichnen, falls sie nicht noch überragt würde durch die Gestalt des Squatter-Regulators Nathan. Aber in der Schilderung, welche Lomond von der souveränen Herrschaft des Geldes über die moderne Gesellschaft entwirft, hat Sealsfields Stil eine Energie der Stimmung, eine Höhe tragischen Humors erreicht wie sonst nicht wieder. Auch die Kaustik, womit das englische „high life" gemalt wird, ist ganz meisterlich.

Die „Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre" (5 Bde.) sind geistvoll angelegt und mit von Bild zu Bild sich steigernder Gestaltungskraft und Farbenmacht des Pinsels durchgeführt. Das novellistische Motiv des ganzen Werkes ist ebenso einfach als ge-

Digitized by Google

ſchickt gewählt. Der Junggeſell George Howard geht auf die Freite und ſein Weg führt ihn von New-York, wo er bekorbt wird, durch verſchiedene Staaten der Union und ſchließlich an den untern Miſſiſippi, wo er die allerliebſte Kreolin Louiſe Menou zur Frau gewinnt und an der Seite derſelben ein ſüdſtaatliches „Pflanzerleben" (ſo iſt der 3. Band betitelt) beginnt. Howards Brautfahrt vom Norden gen Süden gibt dem Verfaſſer Gelegenheit, ſeine Meiſterſchaft in der Vorführung der verſchiedenartigſten Raſſe- und Klaſſentypen der Unionsbevölkerung in glänzendſter Weiſe zu bewähren. Ebenſo in der Darſtellung eigenthümlicher transatlantiſcher Scenen und Abenteuer eine Magie der Sprache, welche uns bald mitfortreißt, bald in einer wolluſtathmenden Traumwelt umherdämmern läſſt. Ich erinnere an das „Wettrennen" der beiden Dampfer auf dem Miſſiſippi im zweiten und an den Bajaderentanz in der „Chartreuſe" im vierten Bande. Die letztere Scene könnte nur Hanns Mackart ſo malen, wie Sealsfield ſie ſchrieb. Es iſt vielleicht das kühnſte, äußerſte, was in dieſer Gattung eine deutſche Dichterfeder gewagt hat; aber nirgends überſchreitet

Digitized by Google

das Wagniß auch nur um eines Haares Breite die Gränzlinie der Schönheit. Einen großen, aber keineswegs zu großen Raum nimmt in den Lebensbildern der prächtige kentuckiſche Wildfang Ralph Doughby ein, ein Hauptkerl, der unſer ganzes Herz gewinnt, die originellſte Miſchung von Backwoodsman und Gentleman. Das ganze Buch aber gipfelt in ſeinem Schlußbande und zwar in der Figur des Squatter-Regulators Nathan, welche ſofort bei ihrem erſcheinen alle übrigen weit in den Hintergrund drängt. Frank und frei ſag' ich, daß dieſe Geſtalt unbedingt zu dem beſten und größten gehört, was der Poeſie des 19. Jahrhunderts überhaupt gelungen iſt. Wer ſie geſchaffen, muſſte ein rechter Dichter ſein, gerade wie auch Immermann ein ſolcher war, weil er ſeinen weſtphäliſchen Hofſchulzen geſchaffen hat. Dieſer Hofſchulze und dieſer Squatter ſind geradezu die eigenwüchſigſten, geſundeſten, erquicklichſten Typen, welche ſeit fünfzig oder ſechzig Jahren in die europäiſche Literatur eingeführt wurden.

Die Vorzüge der „Lebensbilder" kehren wieder im „Kajütenbuch" (2 Bde. 1841), mit der Einſchränkung

Digitized by Google

jedoch, daß die überzärtliche Miß Alexandrine, welche den tapfern Texaser Morse schließlich mit ihrer Hand beglückt, etwas zu sehr in den englischen Lovely-Genre hineingerathen ist. Der historische Hintergrund, vor welchem der Roman sich aufbaut, ist die Losreißung des Landes Texas von Mexiko. Uebrigens spielt sich der „Roman" zwischen dem Oberst Morse und der süßen Miß nur so nebenbei ab, der Ton liegt auf der Reihe historischer Genrebilder, welche den Unabhängigkeitskampf der Angelsachsen in Texas gegen die Mexikaner veranschaulichen, und noch mehr auf der Entrollung von Naturscenen, wie eben nur Sealsfield sie zu geben vermag. Gerade im Kajütenbuch und zwar in dem die größere Hälfte füllenden Kapitel „Die Prairie am Jacinto" hat er als Naturmaler sein höchstes geleistet. Die Schilderung, welche Morse von seinem Irr-Ritt in der Prairie entwirft, steht in unserer Literatur geradezu einzig da, wie auch die Episode des Kajütenbuches „Der Fluch Kishogue's oder der verschmähte Johannistrunk" eine wahre Bereicherung der deutschen Humoristik genannt werden muß. Beide Kapitel können, neben einander gestellt, den

Digitized by Google

ſchlagenden Beweis erbringen, daß und wie ſehr Sealsfield die ganze Skala menſchlicher Empfindungen in ſeiner Gewalt hatte.

Für den Leſepöbel ſind jedoch die Werke dieſes Autors nicht geſchrieben, weder für den verbildeten noch für den ungebildeten. Für dieſen nicht, weil Sealsfields Stil, gegen welchen ſich vom puriſtiſchen Standpunkt aus viel, ſehr viel einwenden ließe, einen nicht gemeinen Grad von Bildung beim Leſer ſchlechterdings vorausſetzt; für jenen nicht, weil ſie kein hofräthliches Marcipangebäcke nach den flauen Recepten unſerer großen Theekeſſelpoeten neueſter Mache ſind, ſondern Hervorbringungen eines freien und kühnen Geiſtes, der den Teufel danach fragte, was die Frau Oberceremonienmeiſterin von X oder die Frau Hofprofeſſorin von Y oder die Frau Oberkirchenräthin von Z dazu ſagen würden. Es ſind mannhafte Bücher vor allem. Nicht als ob ſie rechten, das heißt geſunden, geſcheiden, von der Bleichſucht allermodernſter Prüderie, Frömmelei und ſonſtiger Dummheit nicht angekränkelten Frauen nicht gefallen könnten. Im Gegentheil! Aber es bedarf doch, die Wahrheit zu ſagen,

Digitized by Google

mehr geſchichtlichen Sinnes, als die Frauen im allgemeinen beſitzen, um den Schriften Sealsfields das richtige Verſtändniß entgegenzubringen und die ganze Wirkung derſelben zu empfangen.

Digitized by Google

3.

Wer war nun aber dieser große Autor? Wer steckte hinter der pseudonymen Maske Charles Sealsfield?

Der deutsche Bauersohn Karl Postl aus Poppitz bei Znaim in Mähren.

Das wissen wir jetzt, und alles, was wir sonst noch von Sealsfield wissen, hat der Herr Doktor Smolle in dem oben von mir citirten Büchlein bündig, sauber, pietätvoll zusammengestellt und in gefälliger Form der deutschen Lesewelt zur Betrachtung dargeboten, wofür wir ihm zu aufrichtigem Danke verpflichtet sind. Auch dafür gebührt dem Doktor, wie Herrn Meister aus Znaim und gleichgesinnten Freunden, unser Dank, daß sie die Errichtung eines Denkmals für ihren berühmten Landsmann auf heimatlichem Boden anregten, hoffentlich mit Erfolg . . . .

Digitized by Google

In einem altindiſchen Drama heißt es:

„Das Schickſal ſpielet mit dem Menſchenleben
Und radgleich dreht ſich wirbelnd um die Welt.“

Ja wohl! War es nicht auch ein wunderlich Schickſalsſpiel, daß in einem weltverlorenen Winkel unter dem Dach eines mähriſchen Bauernhauſes ein Junge zur Welt kam, welcher der größte dichteriſche Ethnograph der europäiſchen Literatur werden und uns die Rieſenſtröme, Urwälder und Savannen, die menſchenwimmelnden Städte und die in gränzenloſer Einſamkeit verlorenen Blockhütten der Anſiedler, den Wigwam der Rothhaut und die Rohrkabine des Negers, das empfinden, denken und thun der verſchiedenartigſten Raſſen und Nationalitäten, das wildeſte Gewühle der Leidenſchaften und die tollſten Ausbrüche der Narrheit, die Neue Welt, wie ſie leibt und lebt, arbeitet, kämpft, leidet, weint, lacht, liebt, haſſt, kalkulirt und raſ't, mit unvergleichlich-realiſtiſcher Macht und Pracht vor die Augen hinzaubern ſollte?!

Und der Mann war Mönch, bevor der Dichter aus der Kutte ſchlüpfte und bevor er merkte, daß die Feder des Kloſterſekretärs, welche er führte, eigentlich

Digitized by Google

ein Zauberſtab ſei. Dem jungen Karl Poſtl erging es eben, wie es ſchon tauſend und wieder tauſend Söhnen fromm-katholiſcher Mütter ergangen iſt: — er ſollte „geiſtlich", er ſollte „Mein Herr Sohn", er ſollte ein „Hochwürden", wohl gar ein „Heiliger Leib" werden. Nicht alle frommen — im beſten Sinne frommen — katholiſchen Mütter ſind zugleich ſo verſtändig, wie meine eigene herrliche Mutter geweſen iſt. Die merkte bei Zeiten, was für ein kurioſer Heiliger von „Hairle" ich werden würde, und verzichtete aus freier Hand auf die Erfüllung ihres theuerſten Lebenswunſches. Hätte ſie nicht darauf verzichtet, ich hätte ihn erfüllt. Ja, beim Zeus, ſo hätte ich gethan und jetzt wär' ich — es rieſelt mir bei dem Gedanken ein kalter Schauer über den Rücken — einer der Unglücklichen, welche ſo thun, als glaubten ſie an unbefleckte Empfängniſſe, Syllabuſe, Vatikana und dergleichen alleinſeligmachende Herrlichkeiten mehr. Vielleicht hätt' ich es gar bis zum Biſchof gebracht — wer weiß? — und ſäße jetzt in einem komfortabel eingerichteten „Kerker", nährte mich, um die Sünden Bismarcks und Falks abzufaſten, redlich mit Rheinſalm

Digitized by Google

und Scharlachberger, ließe mir behaglich die Nägel und die Märtyrer-Gloriole wachsen und dazu behaglichst von mehr oder weniger schönen westphälischen oder schlesischen Gräfinnen die heiligen Hände küssen. Auch ließe mein Martyrium mir ja Muße genug, noch bei Lebzeiten und, so zu sagen, auf Lager etzliche Wunderchen und Zeichelchen zu verüben, und könnt' ich also mit der bestimmten Aussicht auf Heiligsprechung dahinfahren und der allerpopulärsten Unsterblichkeit, nämlich der im Kalender assekurirten, mich getrösten. Um alles dieses und um noch verschiedenes andere hat mich das leidige Einmaleins gebracht und meine Tolpatschigkeit, welche mich verhinderte, zu sagen und zu singen: „Credo, quia absurdum — Te deum laudamus!"

Wohl also, im mährischen Dorfe Poppitz steht der Kirche gegenüber das niedrige Bauernhaus, in welchem am 3. März von 1793 dem Ortsrichter Anton Postl und seiner Ehefrau Juliane ein Junge geboren wurde, welchen sie Karl nannten. Es ging im Hause nicht gerade arm, aber doch so ziemlich ärmlich her und Vater Anton war ein strenger, mitunter zu strenger Mann. Ein vertrauliches Verhältniß zu ihm scheint

Digitized by Google

der Sohn nie gewonnen zu haben. Was die Mutter anlangt, so wollte sie ihren Sohn im Chorhemd auf der Kanzel und im Messegewande vor dem Altar sehen, um jeden Preis, und sie war die Frau, ihren Willen durchzusetzen. Karl machte in Znaim, beim Tischler Schmid „verkostgeldet", die fünf Klassen des Gymnasiums durch und absolvirte dann im Kreuzherrnstift zu Prag, in welches er auf die Fürsprache eines geistlichen und eines adeligen Gönners als „Konventstudent" aufgenommen worden, die „Philosophie", worunter man bekanntlich damals und noch lange nachher in Oestreich eigentlich die Misosophie verstand oder wenigstens verstanden wissen wollte. Wenn man überhaupt den damaligen Zustand der östreichischen Studienanstalten berücksichtigt, wird einem klar, daß Karl Postl den hohen Bildungsgrad, welchen seine Schriften aufzeigen, nur der Autodidaxis zu verdanken haben konnte.

Mit der Prager „Philosophie" fertig, ging Karl heim nach Poppitz, wo jetzt entschieden werden sollte, was weiter. In der rauchgeschwärzten Küche des Vaterhauses fiel die Entscheidung. Dort trat der

Digitized by Google

Sohn die Mutter an mit der Frage: „Was soll ich nun werden?“ Worauf die fromme Bäuerin: „Wüsste ich, daß du nicht Geistlicher werden wolltest, so würde mich jeder Kreuzer reuen, den ich auf dich verwendet habe.“ Ein heftiger Seelenkampf arbeitete sichtbar in dem Jüngling. Dann sagte er kurz: „Nun, Mutter, Ihr Wille geschehe!“ und ging weg.

Karls Bruder, Joseph, welcher uns diese Scene bezeugt, sagt ergänzend aus, die Mutter habe nachmals oft die Stelle in der Küche bezeichnet, wo ihr verschwundener und verschollener Sohn dazumal gestanden, und habe unter heißen Thränen ihre harte Rede beklagt. Zu spät! Aber musste es denn nicht so sein? Besäßen wir einen Sealsfield, so Mutter Juliane zu jener Stunde anders gesprochen hätte? Kaum. Auch dieser Genius musste, wie jeder echte, im Feuer der Trübsal geglüht werden. Zudem ist Haß des Pfaffenthums einer der Charakterzüge der sealsfield'schen Schriften und wo hätte er diesen Haß so voll aus der Quelle schöpfen können wie im Pfaffenthum selbst?

In seinem zwanzigsten Lebensjahre trat Karl als Novize in das Kloster der Kreuzherren zu Prag und

Digitized by Google

that den ſchwarzen Ordenstalar an, der vorn auf der Bruſt ein rothſeidenes Kreuz zeigte. Leider finden wir nirgends angegeben, wann der angehende Mönch die prieſterlichen Weihen erhielt; wohl aber berichtet uns Doktor Smolle, daß Karl noch vor ſeiner Weihung zum Prieſter vom Ordensgeneral zum Sekretär des Ordens ernannt worden ſei, ein ſo außerordentliches Zeichen von Werthſchätzung und Vertrauen, daß darob der ordensbrüderliche Neid in ſtille oder auch in laute Wuth verfiel. Der junge Ordensſekretär hat ſicherlich die grüngelben Auslaſſungen ſolchen Neides nicht ſelten ſchwer zu verſpüren gehabt, wie er denn gelegentlich gegenüber ſeinem Bruder Joſeph Aeußerungen that, welche bitterlich merken ließen, daß und wie ſehr er ſein Leben für ein verfehltes anſähe, obzwar das Daſein in dem Kloſterpalaſt in der prager Altſtadt ein ganz behagliches, ja genüſſliches war, ſo ſehr, daß ein Durchſchnittsmenſch den ſchwarzen Talar mit dem rothen Bruſtkreuz ganz vergnüglich getragen hätte.

Aber unſer junger Prieſter war eben kein Durchſchnittsmenſch. Die Kette der Möncherei rieb ihm die

Digitized by Google

Seele wund, mehr und mehr, zuletzt so sehr, daß er es nicht länger aushielt und das dumme Ding zu zerbrechen und wegzuschleudern beschloß.

Und er that so.

Es sind zu seiner Zeit über die nächsten Motive seiner Flucht aus dem Kloster allerlei Sagen ausgegangen, Sagen, welche keinerlei historischen, sondern nur einen Lügenkern hatten. Sie rührten wohl von liebsüßchristlichen Ordensbrüdern her. Man wusste zu wispern von einer Liebschaft des Ordenssekretärs mit einer den höchsten Kreisen der Aristokratie angehörigen Dame, aber auch von 80,000 Gulden, welche derselbige Ordenssekretär aus der Klosterkasse und auf seine Fluchtreise mitgenommen hätte. Lügenmärchen! Nichts thatsächlich daran, gar nichts! Thatsache dagegen, daß Karl an einem der letzten Apriltage von 1823 zu seinem Bruder Joseph, welcher mit seiner Hülfe in Prag studirte, plötzlich die Worte sprach: „Bruder, du kennst meine Lage, weißt, wie unglücklich ich in meinem Stande bin. Ich kann länger die Fesseln nicht mehr tragen, die mich umschlingen. Ich werde morgen von hier abreisen und wir werden uns kaum

Digitized by Google

je wiederſehen. Ich gehe zunächſt nach Karlsbad, werde da die Kur gebrauchen. Was weiter folgt, kann ich dir nicht ſagen — ich weiß es ſelbſt noch nicht beſtimmt."

Unzweifelhaft hatte er die Ausführung ſeines Entſchluſſes von langer Hand her vorbereitet: darauf deutet der Umſtand hin, daß er ſeit Jahren eifrig um die Aneignung der franzöſiſchen und der engliſchen Sprache ſich bemühte; ſowie der weitere, daß er unzweifelhaft die Geldmittel zur Flucht zuſammengeſpart hatte. Ein prager Bankherr, in deſſen Haus Karl häufig zum Whiſt geladen war, hat wohl inbetreff dieſer Erſparniſſe näheres gewuſſt: denn er ließ ſich, als man in ſeiner Gegenwart die Frage aufwarf, wie der Flüchtling wohl die nöthigen Gelder aufgetrieben hätte, die Aeußerung entwiſchen: „Oh, der Sekretär Poſtl kann ſchon noch ein Jahr reiſen."

Am Tage nach der ſeinem Bruder gemachten Eröffnung fuhr der Kreuzherr in der Ordenskutſche aus dem Kloſterhof und dem Thore von Prag — auf Nimmerwiederkehr. Am 16. Mai ſollte er heimkehren und die Kloſterkutſche fuhr gemächlich nach Karlsbad,

Digitized by Google

um ihn abzuholen. Sie kam leer zurück: Postl war verschwunden.

Daß er von Karlsbad nach Wien gegangen, weiß man. Daß er von Wien durch Tirol nach der Schweiz und von dort nach England gereist sei, ist stark zu vermuthen. Daß er in England eine Weile sich aufgehalten und dann nach Amerika sich eingeschifft hat, steht fest. Ebenso, daß er die Vereinigten Staaten kreuz und quer durchzog, daß er Mexiko bereiste, daß er in Louisiana und Texas sich aufhielt. Endlich, daß er unlange nach seiner Ankunft in der Union publicistisch sich bethätigte und später in New-York eine Zeit lang das französische Journal „Courrier des états-unis" redigirte, welches dem Joseph Bonaparte, Extitularkönig von Spanien, gehörte. Im übrigen ist inbetreff der transatlantischen Periode Postls alles dämmerig oder ganz dunkel. Er soll am Red-River, dessen Ufer er so herrlich beschrieben hat, eine Plantage, mit dazu gehörigen Niggers natürlich, besessen und mit großem Profit verkauft haben. Es wird uns auch von dem Bankerott eines Bankiers in New-Orleans erzählt, wobei Postl den größten Theil seines „da-

Digitized by Google

maligen" Vermögens eingebüßt habe. Aber wie erwarb er das ſpätere, welches er unzweifelhaft beſaß und in amerikaniſchen Papieren anlegte? Wie iſt er da drüben in verhältnißmäßig kurzer Zeit verhältnißmäßig reich geworden? Höchſt wahrſcheinlich vermochte niemand als er ſelbſt dieſe Fragen zu beantworten und er hat es vorgezogen, ſie unbeantwortet zu laſſen. Auch die Bemühungen des wackern Doktor Smolle, über dieſen dunklen Punkt Licht zu verbreiten, ſind augenſcheinlich eitel geweſen. Wollte ich meinerſeits eine Vermuthung wagen, ſo wäre es die, daß unſer Flüchtling als Agent der Unionsregierung ſich Geld gemacht haben könnte. Aus einer ſolchen Agentur würde ſich auch die Reiſe nach Mexiko am leichteſten erklären laſſen. Ich muß jedoch geſtehen, daß meine Vermuthung nur einen ſchwachen Anhalt hat, nämlich dieſen, daß Sealsfield ſein „Kajütenbuch" dem Hrn. J. R. Pomſett, Kriegsminiſter der Vereinigten Staaten, zugeeignet hat, einem Staatsmann alſo, welcher ſeiner Zeit im Kabinette von Waſhington einen großen Stand hatte. Uebrigens iſt mir aus Sealsfields Geſprächen erinnerlich, daß er verſchiedene ameri-

Digitized by Google

kaniſche Regierungs- und Kongreßmänner perſönlich gut gekannt haben muß.

Noch drüben in Amerika und noch in den zwanziger Jahren hat der weiland prager Kreuzherr ſeine Autorarbeit im großen Stil begonnen. Zunächſt in engliſcher Sprache. Im Jahre 1827 ließ er zu Philadelphia drucken „Tokeah or the white rose“, in welcher Erzählung der nachmals deutſch erſchienene Roman „Der Legitime und die Republikaner“ engliſch zu Faden geſchlagen war. Alfred Meißner hat wahrſcheinlich gemacht, daß eine bitterwahre Schilderung des franz- und metternichtigen Oeſtreichs, welche 1828 unter dem Titel „Austria as it is“ in London erſchien, von Poſtl verfaſſt ſein müſſte. Ich kenne das Buch nur aus Meißners Angaben, welchen zufolge es das beſte wäre, was über jenes heilloſe und ſchandbare Regiment geſchrieben worden iſt.

Aber unſer Mann dachte und empfand doch viel zu deutſch, als daß ſeine Gedanken in der fremdſprachigen Verkleidung lange ſich behagt hätten. „Den Legitimen und die Republikaner“ muß er ſchon fix und fertig deutſch aus Amerika nach Europa, wohin

Digitized by Google

er als amerikaniſcher Bürger Charles Sealsfield i. J. 1832 zurückkehrte, mitgebracht haben. Daß er ſeinen Taufnamen beibehielt und nur engliſirte, ſcheint anzudeuten, er habe das Band, welches ihn mit ſeiner Vergangenheit verknüpfte, doch nicht ganz durchſchneiden wollen. Im übrigen freilich wollte er ſchlechterdings nur der Amerikaner Sealsfield ſein. Nie entwiſchte ihm ein Wort, welches ſeine Herkunft verrathen hätte. Wenn er ſich jemand ganz hätte anvertrauen wollen, ſo wären ſeine Vertrauten ſicherlich entweder ſein langjähriger Freund Herr Nationalrath Peyer im Hof zu Schaffhauſen oder Fräulein Eliſe Meyer ebendaſelbſt geweſen. Aber er wahrte auch gegen dieſe ſein Geheimniß und niemals ließ er das leiſeſte Lebenszeichen nach ſeiner mähriſchen Heimat gelangen, ſodaß er für ſeine Familie ſchon längſt verſchollen war. Er ſcheint auch keinerlei Erkundigung über ſeine Angehörigen eingezogen zu haben und dies muß um ſo mehr auffallen, da wir beſtimmt wiſſen, daß er ſeine Mutter und ſeinen Bruder Joſeph innig liebte. Ob hinwiederum er — die Frage drängt ſich uns gerade hier auf — jemals in ſeinem Leben die Fülle

Digitized by Google

von Glück gekannt hat, welche das Gemüth einer edlen Frau über den geliebten Mann auszuschütten vermag? Ich glaube nicht. Daß er dieses Glück geahnt, ersehnt, vermisst habe, davon zeugen viele Stellen in seinen Schriften; aber keine einzige beweist, daß er es genossen. Armer Mönch!

Die Schweiz, wohin er sich gewandt hatte, musste vor 1848 für einen Mann von Sealsfields Sinnesweise der passendste Aufenthaltsort sein. Er wohnte erst in Zürich, dann, wie schon bemerkt, in Feuerthalen und Schaffhausen. Dreimal noch ist er über den „großen Bach" gefahren und seine letzte Amerika-Fahrt, i. J. 1853 unternommen, hat fünf Jahre gewährt. Drüben durchzog er abermals die Vereinigten Staaten nach allen Richtungen und suchte die Stätten süßer und schmerzlicher Erinnerungen auf. Denn es gab solche für ihn. War er doch zweimal nahe daran gewesen, ein glücklicher Gatte zu werden. Mit einer jungen und schönen Louisianerin — wohl das Vorbild der Louise in Howards Brautfahrt — verlobt, verlor er sie plötzlich: ein Cedernsplitter war ihr in den Fuß gedrungen und die Verwundung hatte

Digitized by Google

Brand und Tod gebracht. Dann ſpäter droben in den Nordſtaaten hatte er die Neigung einer hübſchen jungen Quäkerin gewonnen; aber auch dieſes Verhältniß führte nicht zum Eheziele, weil die Eltern ihre Tochter nur einem Quäker zur Ehe geben wollten und unſer weiland Kreuzherr zur Quäkerei ſich nicht entſchließen konnte. Man zieht doch wahrhaftig die Mönchskutte nicht aus, um dafür einen Quäkerſack anzuziehen. Das lohnte ſich der Mühe, ei, jawohl! Wenn man ſich der Aeußerlichkeit Sealsfields erinnert, ſo geht es einem freilich ein bißchen ſchwer ein, ſich eine in ihn verliebte ſchöne Louiſianerin und dito ſchöne Quäkerin vorzuſtellen. Aber bekanntlich ſind die Frauen keineswegs ſo ſinnlich und oberflächlich, alles oder auch nur viel auf den Schein zu ſetzen, und gerade häſſliche und häſſlichſte Männer ſind von ſchönſten und beſten Frauen innigſt geliebt worden. So Mirabeau mit ſeinem blatternarbigen Eberkopf, ſo Danton mit ſeinem Bulldoggengeſicht, ſo Byron mit ſeinem Klumpfuß. Umgekehrt dürfte es ſchwer ſein, eine körperlich entſchieden häſſliche, wenn auch geiſtig noch ſo ſchöne Frau nachzuweiſen, welche von

Digitized by Google

einem bedeutenden Manne leidenschaftlich geliebt worden wäre ....

Sealsfields Ruhmesstern ging am literarischen Horizonte Deutschlands etwa i. J. 1835 auf, stand nach dem erscheinen der „Lebensbilder" im Zenith und ging ungefähr i. J. 1845 unter. Denn gelesen wird er eigentlich heute nicht mehr und mir selbst ist es zu verschiedenen malen begegnet, daß ich Leute, welche es höchlich übelnehmen würden, wenn man sie nicht zu den literarisch gebildeten zählen wollte, auf diesen genialen Autor ausdrücklich und dringend aufmerksam machen musste. Sie hatten nichts von ihm gelesen, nichts von ihm gewusst. So viel Genie und Arbeit demnach an eine zehnjährige Wirkung im Publikum verschwendet! So viel prächtiges, glühendes, erschütterndes gedichtet haben und jetzt schon nur noch eine Mumie mit andern Mumien in den Katakomben der Literaturgeschichte sein! Ja, ja, wie noch so vieles andere kommen und gehen zu unserer Zeit die literarischen Berühmtheiten mit Dampf. Wie viele der heutigen werden nach zehn, höchstens nach zwanzig Jahren schon verdampft sein! Ich würde

Digitized by Google

ſagen ſpurlos, ſo die beſagte Mumienſammlung nicht exiſtirte. Uebrigens war es, genauer zugeſehen, immer ſo. Wie viele Fixſterne zählt denn das ganze welt-literariſche Firmament? Zwei Dutzende, wenn es hoch kommt. „Nur da und dorten", hat mein Freund J. G. Fiſcher ſchön geſagt:

„Nur da und dorten rettet einen
Auf hohen Fluten ſeine Zeit,
Der leuchtet, wie die Sterne ſcheinen,
Ein Gott in ſeiner Einſamkeit."

Nachdem Sealsfield von ſeiner letzten Fahrt nach Atlantis zurückgekehrt war, zog er ſich in die von ihm erworbene ländliche Einſiedelei „Unter den Tannen" bei Solothurn zurück. Eine Dienſtmagd beſorgte ſeinen knapp oder, wie die guten Solothurner be-haupten, nicht nur knapp, ſondern „knorzig", knorzigſt zugeſchnittenen Haushalt. Eine furchtbare Krankheit vergällte ihm ſein Klauſnerdaſein, ein Unterleibskrebs, und noch etwas: die Angſt vor dem armwerden, die infolge des amerikaniſchen Bürgerkrieges, welcher den drüben angelegten Vermögenstheil allerdings bedeutend reducirte, zu einer geradezu krankhaften wurde. Davon erzählt man ſich in Solothurn

Digitized by Google

manches bald lächerliche, halb mitleidswerthe. So, daß der arme Sealsfield an seine Magd das fabelhafte kulinarische Ansinnen gestellt habe, mit einem Ei einen menschenwürdigen Eierkuchen für zwei Personen herzustellen.

Gearbeitet hat der schwer und schwerer Leidende „Unter den Tannen" kaum mehr. In einer Anwandelung von trübster Verstimmung soll er druckfertige Handschriften, darunter drei Romane und seine Selbstbiographie, verbrannt haben. Das wäre namentlich um der Selbstbiographie willen sehr zu beklagen, wenn es wahr. In seinem Nachlasse hat sich nur ein schrecklich unleserliches Heft vorgefunden, woraus Alfred Meißner eine Erzählung entzifferte und unter dem Titel „Die Grabesschuld" (1874) drucken ließ, eine Groteske, auf die Narrheiten des Spiritismus und Revivalismus gemünzt, dann und wann flüchtig an die besten Sachen des Verfassers erinnernd.

Der schmerzliche Schaden, an welchem der Greis krankte, wuchs und wuchs. Die Streifereien in der Umgebung mussten eingestellt werden. Tagelang, nächtelang war der Kranke auf seinen Sorgenstuhl

Digitized by Google

festgebannt. Da ist ihm der tägliche Besuch eines ausdauernden Freundes, des Waisenlehrers Müller in Solothurn, ein großer Trost gewesen. Fortwährend noch suchte er mit der Seele das Land seiner Wahl, die Vereinigten Staaten, welche zu jener Zeit so grausam zerrissen worden waren. Als der Frühling von 1864 gekommen, erkannte der Einsiedler, daß ihm fortan keiner mehr grünen und blühen werde. Da stiegen ihm die Bilder der Jugend, der Heimat, des Vaterhauses auf und er entwarf mühsälig und unterfertigte müde am 7. März sein Testament, kraft dessen „die ehelichen Nachkommen des Anton Postl und seiner Ehefrau Juliane zu Poppitz in Mähren" zu seinen Haupterben eingesetzt wurden. Aber er löste das Siegel vom Geheimniß seines Lebens nur halb, er sagte in dem Testamente nichts von sich und gab nicht an, warum er seinen Geschwistern sein immerhin schönes Vermögen hinterließ. Sie sollten den verloren gegangenen Bruder nur errathen können.

In seinen letzten Tagen erbat und empfing er wiederholt den Besuch des protestantischen Stadtpfarrers Hemmann und von ihm ließ er sich auch das

Digitized by Google

Abendmahl reichen. Der große Pfaffenfeind iſt demnach als reformirter Chriſt geſtorben. Vier Jahre zuvor hatte er ſich bei Gelegenheit einer ſchweizeriſchen Volkszählung weder in die Rubrik „katholiſch" noch in die Rubrik „reformirt" eingeſchrieben, ſondern ſich als „einer andern chriſtlichen Konfeſſion angehörig" bezeichnet.

Am 26. Mai von 1864 hat Befreier Tod ihm die Laſt des Lebens und Leidens vom Nacken genommen.

Unweit von der Klauſe, worin er zuletzt gelebt, ruht auf dem Friedhof von Sankt-Nikolaus das Sterbliche von Charles Sealsfield. Denn alſo wollte er auch auf ſeinem Grabſteine noch genannt ſein.

Die ſchwarze Marmortafel, welche ob dem liegenden Stein an die Wand der Kapelle ſich lehnt, gibt zu denken. Denn darauf ſind nach Anordnung des Todten die beiden Pſalmenſtellen (31 und 143) aus der engliſchen Bibel eingegraben: „And enter not into judgement with thy servant, for in thy sight shall no man living be justefied." — „Have mercy upon me, my God, according to thy kind-

Digitized by Google

ness, according to thy tender mercies blot out my transgressions.“

Spricht aus dieſen Selbſtanklagen nur das Gefühl chriſtlicher Demuth und Zerknirſchung? Oder birgt dieſes Grab eins jener Geheimniſſe, welche nie enthüllt werden? Quien sabe!

Ja, wer weiß es?

Was mich angeht, ſo will ich nicht leugnen, daß die Inſchriften von Sealsfield-Poſtls Grabſtein, als ich ſie zum erſtenmal ſah, auf mich den Eindruck einer Selbſtanklage machten, welche auf etwas poſitiverem als auf dem chriſtlichen Demuthsgefühl fußen müſſten. „Geh' nicht ins Gericht mit deinem Knecht!“ und „Löſche aus meine Miſſethaten!“ Daraus vermöchte ein Senſationsnoveliſt à la Wilkie Collins oder Emile Gaboriau eine Schauderhiſtorie aus dem ff zu machen. Doktor Smolle hat auch aus den hinterlaſſenen Papieren Sealsfields den von dieſem engliſch niedergeſchriebenen Satz beigebracht: „Der, welcher zurückkehrt vom Laſter zur Tugend, von der Schande zum Ruhm, iſt oft ein beſſerer Mann als einer, ſo niemals fehlgegangen.“ Man müſſte nicht viel Zwang

Digitized by Google

anwenden, um darin eine Art von Beichte, von Sündenbekenntniß zu finden. Sodann ist doch wohl immer wieder die Frage berechtigt, was denn unsern Mann bewogen haben möge, sein ängstliches versteckenspielen bis zum Tode fortzusetzen, nachdem jede Besorgniß vor den Folgen seiner Flucht aus dem Kloster schon lange verschwunden sein musste. Hatte er vielleicht aus andern Gründen die Entdeckung seiner wahren Persönlichkeit zu fürchten? Endlich wird kaum jemand, wer den weiland Kreuzherrn gekannt hat, bestreiten wollen, daß sein ganzes Wesen und Gebaren etwas mysterienhaftes, ja geradezu etwas unheimliches hatte.

Nimmt man alle diese Umstände und Erwägungen zusammen, so ist es — das Aufsehen, welches die sealsfield'schen Schriften machten, hinzugerechnet — nicht sehr verwunderlich, daß noch bei Lebzeiten des Mannes ein Sealsfields-Mythus entstand, von welchem Herr Doktor Smolle nichts gehört zu haben scheint. Hier in Zürich kann er und können andere Leute davon hören, so sie wollen.

Dieser historisch schlechterdings ungreifbare Mythus will, Sealsfield-Postl sei der Thäter einer von

Digitized by Google

jenen Thaten gewesen, welche man „dunkle" zu nennen und im alten oder neuen „Pitaval" zu erörtern pflegt. Er habe vollwichtigen Grund gehabt, bis zu seinem letzten Athemzuge versteckens zu spielen. Denn er sei ein Missethäter gewesen, sogar ein doppelter. Warum? Darum: — Der Mann, welcher i. J. 1832 in Zürich auftauchte, die als „sealsfield'sche" bekannt und berühmt gewordenen Bücher veröffentlichte und i. J. 1864 „Unter den Tannen" bei Solothurn starb, war allerdings der aus dem Kreuzherrenkloster entwichene Mönch Karl Postl aus Poppitz in Mähren. Aber er war nicht der Verfasser der „sealsfield'schen" Schriften, sondern vielmehr der Mörder des wahren und wirklichen Autors. Ja, er hat den echten Sealsfield, oder wie derselbe sonst geheißen haben mag, drüben in Amerika umgebracht, hat sich der Handschriften seines Opfers bemächtigt und dieselben zu seinem eigenen Vortheil und Ruhm unter dem Namen Sealsfield hüben in Europa veröffentlicht.

Dies der Mythus. Vielleicht erleben wir es, daß ein sensationshungriger Stoffjäger von Novellist denselben einfängt und daraus einen Kriminalroman

Digitized by Google

macht, ſo eine Art von deutſchem „Eugen Aram". Der Stoff wäre gar nicht übel. Jedenfalls zeigt die Sealsfieldsfabel, daß auch in der Zeit der Dampfbewegung und der Gasbeleuchtung die „mythenbildende Kraft der Volksphantaſie" noch nicht erloſchen iſt und nie erlöſchen wird. Denn allzeit will die Welt belogen und betrogen ſein, was ganz naturgemäß und logiſch, ſintemalen ſie ſelber nur eine große Lüge und ein plumper Betrug iſt.

Digitized by Google

Die deutſche Dichterin.

Ob es ein Traumgeſicht,
Das meinen Geiſt umfloſſen?
Vielleicht ein Seherlicht,
Das ihn geheim erſchloſſen?
Annette von Droſte.

Digitized by Google

Unſere Herren „Realpolitiker“ haben ſich, auf der ſchiefen Fläche der Anbequemungspraxis lautvergnügt abwärtsrutſchend, jetzunder glücklich zu Opportunitätsſchwätzern verfaſert. Mit den Zauberformeln „Opportun“ oder „Inopportun“ weiß die Allerwelthexe Charakterloſigkeit alles auszugleichen, alles zurechtzulegen, alles glattzuſtreichen, das heißt, ſie thut ſo, als wäre alles ausgeglichen, zurechtgelegt und glattgeſtrichen. Halb- und Dreiviertelталente ſchießen überall auf, maſſenhaft wie Pilze und gerade ſo gehaltvoll. Nur an Männern beginnt es mehr und mehr zu fehlen. Aber wozu brauchen wir Männer? Sie würden ſich ja doch nur als „Principienreiter“ lächerlich machen — weg damit! Man muß ſeine Ueberzeugungen — was ſag' ich? dummes Wort! — ſeine

Digitized by Google

„Velleitäten" genau auf den hochofficiösen Ton zu stimmen wissen, man muß vor jedem augenblicklichen Erfolg mit Grazie zu byzantinern verstehen, um für einen richtigen Deutschen und patentirten Patrioten vom „strammen" Reichsnormalmaß zu gelten.

Ja, die unfehlbare Opportunitätspolitik ist nunmehr in das bekannte nationalservile System gebracht, wofür ja auch unter der studirenden Jugend nicht ohne Erfolg geweibelt und geworben wird. Die junge Generation wächst heran unter der Einwirkung einer plattbanausischen Stimmung, um nicht zu sagen unter dem Druck der gemeinen Berechnung, daß ewige Grundsätze über flüchtigen Zeiterscheinungen vergessen werden dürften, ja sogar müssten. Der richtige Liberalismus sei, jeden gerade in den höheren und höchsten Regionen streichenden Wind für direkt aus dem großen Orient der Staatsweisheit kommend auszugeben, und der wahre Patriotismus bestehe darin, aus der eigenen Person möglichst viel zu machen. Denn —

„Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten."

In der Literatur vollends ist seit Heine's Spottorakel:

Digitized by Google

„Kein Talent, doch ein Charakter" — das Lumpenthum obenauf gekommen. Und doch könnte ein nicht auf der Schwindelhöhe der Gegenwart stehender Mann sich versucht fühlen, die „inopportune" Frage aufzuwerfen, ob wohl derselbe Heine, auf dessen Autorität schon so viele Literatur-Lumpe stillschweigend sich berufen und gestützt haben, nicht ganz anders, nicht viel bedeutender in unserer Kulturgeschichte dastände, als er immerhin dasteht, falls mit seinem Genie auch Charakter sich verbunden hätte? Was machte und macht den Friedrich Schiller zum wirksamsten und geliebtesten Dichter und Seher seines Volkes? Das Gewissen, welches, wie die Frau von Staël treffend und schön bemerkt hat, seine Muse gewesen ist. Woran sind die Romantiker, denen es doch an Talent wahrlich nicht gefehlt hat, so jämmerlich gescheitert und so elend zu Grunde gegangen? An ihrer Charakterlosigkeit. Die literarische Lumpokratie kann für eine Weile Spektakel machen und, alle Trommeln und Trompeten der schamlosesten Reklame schlagend und blasend, den Markt beherrschen; aber nach kurzer Herrlichkeit verschwindet sie für immer in der literar-

geſchichtlichen Lumpenkammer. Kein großer Denker, Dichter, Künſtler iſt ein Lump geweſen. Groß zu fühlen, zu denken, zu ſchaffen, iſt nur auf breiter und feſter Charakterbaſis möglich. Und auch für jene Region der Hervorbringung, welche nicht zur Aetherhöhe hinanreicht, gilt das. Woraus erklärt ſich der nachhaltige Einfluß Platens? Daraus, daß aus dem blanken Marmor ſeiner Verſe ein ganzer Mann, ein edler Charakter athmet. Charakter und Talent verhalten ſich zu einander wie Gehalt und Form: zwei aufſteigende Flammen ſind es, die in eine zuſammenlodern, um auf ihrer Spitze den großen Gedanken, das ſeelenvoll-formſchöne Lied, die muthige That zu tragen.

So ſoll es ſein und dieſes harmoniſche Zuſammenſtimmen der intellektuellen und ſittlichen Anlagen hat uns Deutſchen, wenn nicht eine große, ſo doch eine wirkliche, eine echte Dichterin gegeben: Annette von Droſte-Hülshof.

Eine echte Dichterin, ja! Neben der deutſchen kann nur eine Literatur noch einer ebenbürtigen Poetin ſich rühmen: die engliſche in der Perſon ihrer Felicia

Digitized by Google

Hemans. Natürlich will ich hierbei den Begriff „Dichterin" im strengsten Sinne genommen, das heißt auf die dichterische Thätigkeit in metrischer Form beschränkt wissen.

Und was machte Annette von Droste zu einer rechten Dichterin? Der vollkommene Einklang, nein, das einssein von Intellekt und Charakter. Anschauung und Gefühl, Phantasie und Gedanke, Geist und Form — alles war bei ihr aus einem Guß. Ihr Leben wie ihr Dichten, ihr Dichterleben war von einer Wahrhaftigkeit getragen, welche aus jeder ihrer Verszeilen spricht und der man in solcher Großheit nicht gerade häufig begegnet. Dieses zarte, gebrechliche Weib trug ein starkes Herz in der Brust und fest, bestimmt und deutlich wie ihre Anschauungen waren auch ihre Ueberzeugungen. Nichts schwankend und wankend in ihr, alles gediegen und klar.

Diese ihre Ganzheit und Wahrhaftigkeit fand die entsprechende formale Ausprägung in ihrem Stil voll Nerv und Mark. Von Seideglätte und Sahnesüßigkeit ist in ihren Versen nichts zu spüren, auch nichts von Mondschein, Empfindsamkeit und Thränenseligkeit,

Digitized by Google

wohl aber überall ein gesundes und starkes Gefühl, reiner und stählender Lufthauch wie von Berghöhen und aus Waldgründen und eine drastisch-plastische, eine wahrhaft gestaltungsmächtige Kraft der Diktion. Keine zweite Frau hat Rhythmus und Reim mit solcher Energie zu handhaben gewusst wie diese prächtige Westphalin. Man sehe nur, wie sie in ihren Gedichten „Die Jagd" und „Die Krähen" eine Fuchshetze im Moor und Tann und das Gewühl eines Reitertreffens gemalt hat. Welcher Realismus! Welche Naturwahrheit! Man erblickt den „über Kraut und Schmehlen setzenden" Reineke leibhaftig, man sieht „die fallenden Reiter radschlagen von den Rossen" und glaubt das Geknirsche zu hören, womit die „Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei". An Härten und Absonderlichkeiten fehlt es in der Sprache Annette's freilich nicht und die Satzverbindung ist mitunter bis zur Dunkelheit verschränkt, was alles Rudolf Rodt Veranlassung gab, in seinen übrigens allerliebsten „Gedichten in allerlei Humoren" (1853) den Stil unserer Westphalin grausam zu persifliren.*) Aber gerade in der Knappheit von Annette's

*) A. a. O. S. 60: „Dröstliche Hülsenblüthen."

Stil liegt häufig eine bedeutende Wirkung, und wer Sinn für das maleriſche und zieltreffende der Volksſprache hat, wird auch die weſtphäliſchen Provinzialismen, von welchen die Dichterin am paſſenden Orte Gebrauch macht, nicht vermiſſen wollen. Hat ſie doch dadurch ihren Landſchaftsbildern von der rothen Erde eine ganz eigenthümliche Klangfarbe zu geben verſtanden.

Eigenart und Urſprünglichkeit der Form verlangen aber, um haltbar, ausdauernd und wirkſam zu ſein, einen nicht gemeinen Inhalt. Entſpricht die Seele von Annette's dichten ſeinem Leib? Allerdings. Und welches iſt das geiſtige Charaktermerkmal dieſes dichtens? Reichthum der Phantaſie und Tiefe des Gemüthes, ſowie Energie des Gedankenwurfes innerhalb der Schranken edelſter Weiblichkeit. Dieſes „innerhalb" unterſtreiche ich doppelt. Annette iſt keine Jungfer Zimperlich, ſie geht geradaus und nennt die Dinge ohne weiteres mit ihren Namen. Sie iſt nichts weniger als ein Theekeſſelpoet nach neueſter Mode. Sie beint ihre Empfindungen nicht aus und kocht ihre Worte nicht zu einem ſüßlichen Brei zuſammen, um denſelben

Digitized by Google

alten Betſchweſtern einzuſtreichen, die früher etwas anderes geweſen waren. Sie ſpricht friſch vom Herzen weg, aber dieſes Herz war jungfräulich in ſeiner innerſten Falte und nie hat eine reinere Hand auf dem Altar des Schönen die Opferflamme entzündet als die Annette's von Droſte. Ihre Poeſie iſt Kraft im Dienſte deſſen, „was ſich ziemt". Ihr männlicher Gedankenernſt muthet uns doppelt an, weil er durchweg die Signatur einer Frauenſeele ohne Falſch und ohne Eitelkeit trägt. Aus der Fülle dieſer weiten und lichten Frauenſeele heraus hat ſie in ihrem Zuruf „An die Schriftſtellerinnen Deutſchlands und Frankreichs" goldene Wahrheiten geſagt, eindringlich warnend, daß auch die Frau von Talent doch immer Weib bleibe, bleiben ſolle, bleiben müſſe. So eine Warnung klingt freilich übel in den Ohren der emancipirt kauderwelſchenden, rauchenden, kneipenden, kurzum möglichſt unweiblich und ekelhaft ſich gebarenden Sansculotterie von heutzutage, für welche alles, was verſtändig und anſtändig, nur noch Philiſterei und überwundener Standpunkt iſt. Immerhin jedoch hat unſere Weſtphalin in einem ihrer zwei kleinen Finger mehr Geiſt,

Digitized by Google

Wissen und Talent gehabt, als der gesammte emancipirte Auskehricht mitsammen aufzubringen vermag. Halbtalent und Halbbildung müssen Spektakel machen und auf dem Markte sich ausstellen, um die Beachtung zu finden, nach welcher ihre liebe Eitelkeit dürstet: das wirkliche Talent und die echte Bildung dagegen sind sich bewusst, daß sie die Aufmerksamkeit und die Huldigung, das Lob und den Tadel des großen Haufens entbehren können und verachten dürfen. Das in sich gefasste, edelbescheidene Wesen Annette's kannte die heutzutage mit der äußersten Schamlosigkeit betriebene Kunst der Reklame nicht einmal vom hörensagen und gewiß hat sich selten mit solcher Befähigung, mit solcher Charakterstärke und mit so klarem Selbstbewusstsein eine solche Anspruchslosigkeit so innig verbunden wie in ihr. Auch dieses kennzeichnete die deutsche Frau und erhöhte den Werth der deutschen Dichterin.

Sie wurde auf dem Stammgut ihrer Familie, auf dem Hülshof unweit Münster, am 10. Januar 1797 geboren und hat, nachdem ihr Vater, Klemens August von Droste zu Hülshof, im Jahre 1826 gestorben, mit ihrer Mutter das „Ruschhaus", den Witwensitz des

Digitized by Google

Geschlechtes, bezogen. Hier verbrachte sie in ländlicher Stille fortan den weitaus größeren Theil ihres Daseins. Hier lernte sie auch im Jahre 1830 der junge Levin Schücking kennen und verehren, welcher später das Lebensbild der dahingegangenen Freundin liebevoll gezeichnet hat.*) Ihr Porträt hat Annette mit eigener Hand entworfen in einer leider nicht zu Ende geführten novellistischen Arbeit, welche unter dem Titel „Bei uns zu Lande auf dem Lande" ein Bild von westphälischen Sitten und insbesondere von dem Leben auf einem Edelhofe der rothen Erde zu geben bestimmt war. Hier wird uns zuerst der junge Herr Everwin vorgeführt und dann seine Schwester, Fräulein Sophie. Jener ist eigentlich Annette's Bruder, diese Annette selber. Von jenem ist gesagt: „Neunzehn Jahre ist er alt und lang aufgeschossen wie eine Erle, blond, mit hellblauen Augen, durch die man glaubt bis ins Gehirn sehen zu können." Dann heißt es:

„Fräulein Sophie gleicht ihrem Bruder aufs Haar, ist aber mit ihren achtzehn Jahren bedeutend ausgebildeter und

*) Annette von Droste. Ein Lebensbild von Levin Schücking. Hannover, 1862.

Digitized by Google

könnte interessant sein, wenn sie den Entschluß dazu fasste — ob ich sie hübsch nenne? Sie ist es zwanzigmal im Tage und ebenso oft wieder fast das Gegentheil; ihre schlanke, immer etwas gebückte Gestalt gleicht einer überschossenen Pflanze, die im Winde schwankt; ihre nicht regelmäßigen, aber scharf geschnittenen Züge haben allerdings etwas höchst adeliges und können sich, wenn sie meinen Erzählungen von blauen Wundern lauscht, bis zum Ausdruck einer Seherin steigern, aber das geht vorüber und dann bleibt nur etwas gutmüthiges und fast peinlich sittsames zurück; einen eigenen Reiz und gelegentlichen Nichtreiz gibt ihr die Art ihres Teints, der für gewöhnlich bleich, bis zur Entfärbung der Lippen, ganz vergessen macht, daß man ein Mädchen vor sich hat — aber bei der kleinsten Erregung, geistiger, sowie körperlicher, fliegt eine leichte Röthe über ihr ganzes Gesicht, die unglaublich schnell kommt, geht und wiederkehrt, wie das aufzucken eines Nordlichtes über den Winterhimmel; dies ist vorzüglich der Fall, wenn sie singt, was jeden Nachmittag zur Ergötzung des Papa's geschieht. Ich bin kein natürlicher Verehrer der Musik, sondern ein künstlicher — mein Geschmack ist, ich gestehe es, ein im Opernhause mühsam eingelernter, dennoch meine ich, das Fräulein singt schön — über ihre Stimme bin ich sicher, daß sie voll, biegsam, aber von geringem Umfange ist, da lässt sich ein Maßstab anlegen — aber dieses seltsame moduliren, diese kleinen, nach der Schule verbotenen Vorschläge, dieser tief traurige Ton, der eher heiser als klar, eher matt als kräftig, schwerlich Gnade auswärts fände, können vielleicht nur einem gebornen Laien, wie mir, den Eindruck von gewaltsam bewegendem machen; die Stimme ist schwach, aber schwach wie fernes Gewitter, dessen verhaltene Kraft

Digitized by Google

man fühlt — tief, zitternd, wie eine ſterbende Löwin: es liegt etwas außernatürliches in dieſem Ton, ſonderlich im Verhältniß zu dem zarten Körper. Ich bin kein Arzt, aber wäre ich der Vater, ich ließe das Fräulein nicht ſingen; unter jeder Pauſe ſtößt ein leichter Huſten ſie an und ihre Farbe wechſelt, bis ſie ſich in rothen, kleinen Fleckchen feſtſetzt, die bis in die Halskrauſe laufen — mir wird todangſt dabei, und ich ſuche dem Geſange oft vorzubeugen."

So ſtellte ſich die Dichterin als junges Mädchen dar, nachdem ihre von Geburt an ſehr zarte Körperlichkeit unter der Einwirkung ſorgſam-mütterlicher Pflege und der Landluft einigermaßen ſich gekräftigt hatte.

Es war eine altfränkiſch-ſteife, hochkonſervative, aber ehrenfeſte Atmoſphäre, in welcher Annette heranwuchs. So ein richtiger weſtphäliſcher Edelhof iſt ja, von den Wogen des 19. Jahrhunderts kaum geſtreift, noch in unſern Tagen ein lebendes Bild der „guten alten, frommen Zeit". Ich meine das hier nicht etwa, nur im ſpöttiſchen Sinne, ſondern auch im aufrichtig anerkennenden. Neben vielen lächerlichen Junkereien und gemeinſchädlichen Egoismen ſind doch auch etliche der beſten Eigenſchaften und Tugenden unſeres Volkes

Digitized by Google

in ſolchen Häuſern konſervirt worden und die Luft, welche in denſelben weht, kann, obzwar für unſern Geſchmack mit viel zu viel Weihrauch verſetzt, immerhin noch als eine geſunde bezeichnet werden, verglichen mit den Miaſmen, welche in den mit mehr oder weniger geſtohlenen Millionen erbauten und eingerichteten Paläſten der modernen Geldprozerei brüten. Es fehlte im väterlichen Hauſe auch nicht ein gewiſſes geiſtig-anregendes Element. Die Droſte und die Haxthauſen — Annette's Mutter war eine Haxthauſen — ſtanden mit dem Kreiſe der Fürſtin Gallitzin in Münſter, alſo mit den Fürſtenberg, Hemſterhuys, Hamann und Stolberg in Beziehung; weiterhin auch mit den Romantikern, mit den Boiſſerée, Grimm, Brentano. Es wurde in der Familie viel geleſen, aber noch mehr muſizirt. Aennchen genoß den Unterricht des Hauslehrers ihrer Brüder mit, auch im Latein und in der Mathematik. Geraume Zeit litt die Kleine an einer uferloſen Leſeſucht, dazu geſellte ſich ein früh-zeitiger Sammlerfleiß, welcher, ſpäter methodiſch ge-regelt, die Dichterin eine hübſche Sammlung von Münzen und Gemmen, Mineralien und Autographen

Digitized by Google

zuſammenbringen ließ. Dieſe Schätze hat ſie dann in ihrem Gedicht „Ein Sommertagstraum" höchſt originell-poetiſch zu verwerthen gewuſſt.

Sie ging noch in Kinderſchuhen, als ſich der „afflatus divinus" in ihr ſchon zu regen begann. Ebenſo heimlich als idylliſch gab die Kleine dem Anhauche nach, denn die geſtrenge Mutter wollte vom Verſemachen nichts wiſſen und auch ſpäter konnte Annette den Widerwillen und Widerſtand der Familie gegen ihr dichten — und vollends gegen ihr in die Oeffentlichkeit tretendes dichten! — nur ſehr allmälig beſiegen. Idylliſcher Natur aber war die erſte Hervorbringung der Dichterin, indem ſie einen jungen Hahn beſang, und heimlich ging es dabei her, indem ſie beſagtes „Lied vom Hähnchen" ſorgſam ins reine ſchrieb, in Goldpapier einſchlug und unter dem Firſtſparren vom Berchfrit des väterlichen Schloſſes verbarg. Welche Stadien der Entwickelung hatte Annette zurückzulegen von dem Tage dieſes kindiſch-ſchamhaften verſteckens ihres erſten Reimverſuches bis zu dem Tage, wo ſie, ihres „Berufes" klar und ſicher geworden, ausrief:

Digitized by Google

„Was meinem Kreiſe mich enttrieb,
Der Kammer friedlichem Gelaſſe?
Das fragt ihr mich, als ſei, ein Dieb,
Ich eingebrochen am Parnaſſe.
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
Bei der Geburt bin ich geladen.
Mein Recht, ſoweit der Himmel tagt,
Und meine Macht von Gottes Gnaden.“!

Warum die Dichterin unvermählt geblieben? Ich weiß es nicht. Ob ſie nie geliebt hat? Doch! Wie hätte ein ſo voll und kräftig pulſirendes Frauenherz liebelos bleiben können? Wir begegnen ja in Annette's Gedichten einem heißen Geſtändniß („Junge Liebe“) und einem innigen Sehnſuchtslaut („Brennende Liebe“). Beidemal hat zwar die Dichterin die Situation objektivirt, aber mag ſie immerhin in der dritten Perſon von ſich ſprechen, aus dieſen glühenden Zeilen ſpricht doch nur eigenes Ich und Selbſt. Die „junge Liebe“ muß das „ſchlanke Mädchen mit dem blonden Haar“ beſchlichen haben, als es „kaum fünfzehn Jahr'“ alt war. Die „brennende Liebe“ loht von einer reiferen, tieferen, gewaltigeren Leidenſchaft. Ich vermuthe, Schücking hätte uns darüber Beſcheid geben können, ſo er gewollt. Gewiß iſt nur, daß dieſe ſchlanke, blonde,

Digitized by Google

blauäugige Tochter der rothen Erde in ihrer Mädchenseele das Liebesfeuer barg, wie die Frühlingswolke den Blitz birgt.

In Krankheit und krankhafte Schwermuth warf Annette der Tod ihres geliebten Vaters und ihres noch geliebteren jüngeren Bruders. Der Arzt forderte eine Ortsveränderung und so lebte die Dichterin mehrere Winter in Köln und Bonn. Am letzteren Orte erhielt ihre Lernzeit den Abschluß, so zu sagen den letzten Schliff durch den Umgang mit zwei geistvollen und hochgebildeten Frauen: Johanna Schopenhauer, Mutter des Buddhisten Schopenhauer, und Sibylle Mertens-Schaffhausen. In den Kreisen dieser Damen kam sie nun auch den literarischen Strömungen und Strebungen von damals näher, lernte die Hervorbringungen der Früh- und Spätromantik genauer kennen und empfing die Wirkungen der Literaturtendenzen, wie sie in der sogenannten Restaurationszeit verworren genug durcheinandergingen. Vor allem hat Scott mächtig auf sie gewirkt, dann Irving, später Byron. Dieser ebenfalls tief, aber im Grunde doch mehr nur formal als substanziell. Wenn sie, die Frau,

Digitized by Google

dem Einfluß eines Scott und Byron soweit zu widerstehen vermochte, daß sie ihre dichterische Eigenart unbeschädigt bewahrte — und sie vermochte es — so gibt das sicherlich einen sehr kräftigen Beweis für die Ursprünglichkeit ihrer Begabung ab.

Das stille Ruschhaus unweit Münster und die alte Meersburg am Bodensee, deren Burgherr, der Freiherr Joseph von Lassberg, den Germanisten als „der Meister Sepp von Eppishusen" wohlbekannt, Annette's ältere Schwester im Jahre 1834 geheiratet hatte, das waren die Stätten, wo weitaus die meisten der Dichtungen entstanden sind, welche wir von unserer Westphalin besitzen. Die westphälischen Haiden und Moore, sowie das schwäbische Meer, über dessen Spiegel die Ferner Tirols und die Firnen der Schweiz silbern herüberschimmern, sind die landschaftlichen Hintergründe von Annette's Schöpfungen. Die Welt hat denselben anfänglich nur wenig oder gar keine Beachtung geschenkt. Als unsere Dichterin nach mühsälig erlangter mütterlicher Erlaubniß im Jahre 1837 zum erstenmal in die Oeffentlichkeit hinaustrat („Gedichte von A. E. v. D. H.", Münster 1837),

Digitized by Google

mußte sie ihren Zeitgenossen als eine Fremde erscheinen, welche auch nur flüchtig anzusehen sich kaum der Mühe lohnte. Die Menschen glaubten ja damals noch an den alleinseligmachenden französischen Liberalismus, an die Julitrikolore, wie hätte ihnen eine Vollblutromantikerin von dichtendem Edelfräulein Aufmerksamkeit oder gar Theilnahme abgewinnen können? Annette ließ sich das keineswegs verdrießen. Sie fuhr ruhig zu dichten fort, weil sie mußte, weil eben für den echten Poeten athmen und dichten dasselbe ist.

In ihrem alterthümlichen Thurmzimmer der von den Merovingern gegründeten Meersburg, allwo der Staufer Konradin hofgehalten, bevor er die unglückselige Heerfahrt gen Italien antrat, sind die reifsten Gedichte Annette's ausgedacht und ausgeführt worden. Sie hat ihre letzten Lebensjahre fast ausschließlich in der alten Bischofsresidenz am Bodensee verbracht. Die seeherüber kommende reine Alpenluft that ihrer kranken Brust wohl. Sie war leidend und wurde immer leidender. Mit jener stillen Gefasstheit, zu welcher nur entweder eine tiefgläubig-hoffende oder aber eine tiefskeptisch-resignirte Weltanschauung führen

Digitized by Google

kann, trug ſie ihr Loos. Der „Völkerfrühling" von 1848 brachte ihr keine Lebensblüthen mehr, ſondern nur neue Schmerzen. Auch ſeeliſche, denn ſie konnte der ganzen Anlage ihrer Perſönlichkeit zufolge in dem Märzſturm nur einen zerſtörenden Orkan ſehen. Am 24. Mai von 1848 nahm ein Herzſchlag ſie hinweg und auf dem Friedhofe zu Meersburg ruht ihr ſterbliches .....

Es war ein geräuſchloſes deutſches Frauenleben, das da, kaum wahrgenommen von den Zeitgenoſſen, an uns vorübergegangen iſt. Nichts excentriſches und ſenſationelles, keine gewaltſamen Emotionen, Paſſionen, Eruptionen in dieſem Lebenslauf, keine „liebenswürdige" Sünde und kein „anbetungswürdiges" Skandal. Kein Roman, wie ihn Aurora Dudevant mit dem ſchließlich ſchnöde von ihr verrathenen Alfred de Muſſet durchgeſpielt hat. Keine Ehetragödie, wie Felicia Hemans und Karoline Norton ſie durchgelitten, und auch keine Bußkomödie, wie die Gräfin Hahn-Hahn nach langer Lärmjagd auf den „Rechten" ſie aufführte. Alles maßvoll, ſtill, ſchlicht-vornehm. Das ganze Daſein ein Beweis, daß man nicht den

Digitized by Google

ſtets eiteln, allzeit entweder ſchmerzlich oder lächerlich ausgehenden Verſuch, Poeſie *leben* zu wollen, anzuſtellen braucht, um ein Poet oder eine Poetin zu ſein.

Der ſchriftliche Nachlaß Annette's zeigte, daß in ihren letzten Lebensjahren ihr Talent nicht geraſtet, nachdem die reiche Sammlung ihrer Gedichte im Jahre 1844 (Stuttgart, Cotta) erſchienen war und ihren Ruf begründet hatte. Ihr religiöſer Liedercyklus „Das geiſtliche Jahr" wurde bald nach dem Tode der Dichterin veröffentlicht, eine Nachleſe von Gedichten und Skizzen unter dem Titel „Letzte Gaben" im Jahre 1860 (Hannover, Rümpler). Ich kann nicht finden, daß in den hier gebotenen Gedichten ein Vorſchritt bemerkbar wäre. Dagegen gebührt der Erzählung „Die Judenbuche" als einer weſtphäliſchen Sittenſchilderung von markigſter Zeichnung aufrichtiges Lob. Was „Das geiſtliche Jahr" angeht, ſo hat ſich damit die *katholiſche* Dichterin in vielen und dankbaren katholiſchen Herzen ein katholiſches Denkmal errichtet. Es iſt auch ganz wahr, daß Annette in dieſen Liedern mitunter Töne religiöſer Erhabenheit gefunden hat, erſchütternd wie der Klang der „Tuba

Digitized by Google

mirum spargens sonum“ im Weltgerichtsliede des Thomas von Celano, und ebenſo Hauche religiöſer Innigkeit, wie ſie im „Stabat mater“ des Jakobonus wehen. Aber man braucht doch wahrhaftig kein ſolcher Pfaffenfeind zu ſein, wie ich einer bin*), um zu finden, daß ein ganzer Band voll Kirchenluft, Glockengeläute, Orgelklang, Litanei, Weihwaſſergeſpritze und Weihrauchsqualm für einen modernen Menſchen zu viel ſei, viel zu viel.

Die Stellung unſerer Dichterin in der deutſchen Literatur beruht auf ihrer Gedichteſammlung von 1844, welche ſeither wiederholt neu aufgelegt worden iſt.

Was iſt es nun aber, wodurch dieſe Ariſtokratin, dieſe Katholikin, dieſe Vollblutromantikerin nicht allein auf naive Gemüther, ſondern auch auf welterfahrene, enttäuſchte und ſkeptiſche wirkt und auch in Menſchen von

*) Aber beileibe kein einſeitiger! Heiden-, Juden- und Chriſtenpfaffen ſind mir gleich lieb und ich will meine Unparteilichkeit beweiſen, indem ich hier gelegentlich in Erinnerung bringe, daß unſer chriſtlich-germaniſches Kernwort: „Der Pfaffenſack hat keinen Boden“ — ſich ſchon beim helleniſchen Heiden Sophokles findet, nur etwas höflicher ausgedrückt: „*Τὸ μαντικὸν γὰρ πᾶν φιλαργυρὸν γένος.*“ (Antigone 1040.)

Digitized by Google

einer ihrer eigenen diametral entgegenstehenden Anschauung ästhetisches Wohlgefallen und herzliche Theilnahme zu wecken weiß? Nichts anderes als die schon oben von mir betonte Ganzheit und Wahrhaftigkeit unserer Dichterin. Man fühlt, hier hat man nichts anempfundenes, gemachtes, erkünsteltes vor sich, sondern eine Natur, nichts gespieltes, sondern gelebtes, ein Dichten, welches nur der naturwahr-logische Ausdruck einer ganzen, vollen, eigenartig auf sich gestellten Persönlichkeit, kurzum die in Versen geschriebene Offenbarung eines Charakters gewesen ist. Wie Annette von Droste war, so dichtete sie. Das ist's, was dieses Weib thurmhoch über eine ganze Legion von Poetastern in Hosen stellt, welche wähnen, sie dichteten, wenn sie sich selbst belügen und andere zu belügen versuchen.

Die Gaben Annette's waren weit entschiedener auf das epische als auf das lyrische gestellt. Daher ist ihr das eigentliche Lied nur selten oder gar nie gelungen. Ihr Gedankenernst war zu schwer, um von den Lerchenflügeln des Liedes getragen zu werden. Ihre Poesie hatte überhaupt viel mehr von der

Digitized by Google

Malerei als von der Muſik und wieder viel mehr von der niederländiſchen und ſpaniſchen Malerei als von der italiſchen und deutſchen. Unter ihren Balladen und Romanzen finden ſich echte Rembrandts, z. B. „Der Graf von Thal", „Der Tod des Erzbiſchofs Engelbert", „Die Stiftung Kappenbergs". Andere beurkunden eindringlich die Fähigkeit Annette's, das myſtiſche, unheimliche, dämoniſche poetiſch wirken zu laſſen. So „Vorgeſchichte", „Der Graue", „Das Fräulein von Rodenſchild", „Die Schweſtern", „Der Mutter Wiederkehr", „Die Vergeltung", „Der Fundator". Bei Annette entrollt ſich die Handlung nicht in der ruhig- und klarſchönen Romanzenweiſe Uhlands oder in der prächtig-feierlichen Schwabs, ſondern in dramatiſcher Haſt und die Beleuchtung wechſelt zwiſchen heißen Schlaglichtern und ſchroffen Schlagſchatten. Die Ballade „Der Geierpfiff" zeigt dieſe Eigenheiten vielleicht am deutlichſten auf. Daß unſere Dichterin vorzugsweiſe mit pathetiſchen Farben malte und daß die Stoffe zu ihren Bildern nicht ſelten aus der „Nachtſeite" des Daſeins und der Geſchichte geholt waren, entſprach ganz ihrem Weſen. Aber ein aus-

Digitized by Google

zeichnendes Merkmal dieſer Erſcheinung war, daß Annette auch ein kräftig entwickeltes Organ für den Humor beſaß, eine Himmelsgabe, deren ſich bekanntlich Frauen nur ſelten, ſehr ſelten erfreuen. In mehreren Gedichten ſpielt der Humor gar hellfarbig, z. B. in „Des alten Pfarrers Woche" und in den „Stubenburſchen". Elegiſch und ſatiriſch zugleich klagt und ſtraft Annette's Humor in dem Gedicht „Alte und neue Kinderzucht", deſſen gegen die Reſultate der „amerikaniſchen", auch in Europa vielfach Mode gewordenen Erziehungsweiſe gerichtete Spitze meiſterlich ſcharf und blank geſchliffen iſt. Ein Mahnwort von wahrhaft ſibylliniſchem Ernſte hat die Dichterin „An die Weltverbeſſerer" gerichtet und nur allzu richtig geſchaut und empfunden war es, wenn ſie ihre Elegie „Vor vierzig Jahren" mit den Worten beſchloß:

„Wir höhnen oft und lachen der kaum vergangnen Zeit
Und in der Wüſte machen wie Strauße wir uns breit.
Iſt wiſſen denn beſitzen? Iſt denn genießen Glück?
Auch Eiſes-Gletſcher blitzen und Baſiliſkenblick.
Ihr Greiſe, die geſunken wie Kinder in die Gruft,
Im letzten Hauche trunken von Lieb' und Aetherduft,

Digitized by Google

Ihr habt am Lebensbaume die reinſte Frucht gepflegt,
In karger Spannen Raume ein Eden euch gehegt.
Nun aber ſind die Zeiten, die überwerthen, da,
Wo offen alle Weiten und jede Ferne nah.
Wir wühlen in den Schätzen, wir ſchmettern in den Kampf,
Windsbräuten gleich verſetzen uns Geiſtesflug und Dampf.
Mit unſres Spottes Gerten zerhaun wir, was nicht Stahl,
Und wie Morgana's Gärten zerrinnt das Ideal;
Was wir daheim gelaſſen, das wird uns arm und klein,
Was fremdes wir erfaſſen, wird in der Hand zu Stein.
Es wogt von End' zu Ende, es grüßt im Fluge her,
Wir reichen uns die Hände — ſie bleiben kalt und leer.
Nichts liebend, achtend wen'ge, wird Herz und Wange bleich,
Und bettelhafte Kön'ge ſtehn wir im Steppenreich."

Annette hat unſere Literatur mit vier größeren Erzählungen in Verſen bereichert, welche in dieſer Reihenfolge von ihr geſchaffen wurden: „Das Hoſpiz auf dem St.-Bernhard", „Des Arztes Vermächtniß", „Die Schlacht im Loener Bruch", „Der Spiritus familiaris des Roßtäuſchers".

Ich ſagte, bereichert habe ſie damit unſere Literatur. Denn gerade an Dichtungen dieſer in der engliſchen Literatur ſo glanzvoll vertretenen Gattung iſt die deutſche verhältnißmäßig arm. „Das Hoſpiz" verräth noch deutlich den Einfluß vom Verfaſſer des „Mar-

Digitized by Google

mion“ und der „Lady of the lake“ auf unsere Dichterin, während in „Des Arztes Vermächtniß“ ebenso unverkennbar der Einfluß vom Schöpfer des „Giaur“ und des „Lara“ bemerklich ist. Schücking hat übrigens richtig gesagt, daß Annette's Absicht gewesen, in dieser wilden Rhapsodie darzustellen, welchen ungeheuren Eindruck das Grausen einer Schreckensnacht auf das Gemüth eines phantasiereichen Schwächlings gemacht habe, einen Eindruck, der bis zum Tode währt und den Erzähler des furchtbaren Erlebnisses, eben den Arzt, zu einem zwischen Wahnwitz und Blödsinn schwankenden Seelenzustand herabgebracht hat. Dieses schwanken ist in den Gang und Ton der Erzählung selbst mit virtuoser Kunst hineingebildet. „Die Schlacht im Loener Bruch“, in welcher Tilly den Herzog Christian von Braunschweig, den „tollen Halberstadt“, am 7. August von 1623 vernichtend schlug, muß als ein Originalwerk anerkannt werden. Das Gedicht darf sich kecklich zu dem besten stellen, was im ganzen Umfange der Weltliteratur von Wehr und Waffen singt und sagt. Ganz vortrefflich ist die Gegenüberstellung der beiden scharfgezeichneten und lebenswahr kolorirten

Digitized by Google

Hauptfiguren, des Halberstädters und des Ligagenerals. Auch kam der Dichterin zu baß, daß sie hier auf der heimatlichen rothen Erde stand. Das Düster der westphälischen Haide legt sich als ein passender Rahmen um das Gemälde des erbarmungslosen Mordkampfes. Und wiederum einen Vorschritt markirt „Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers". In dieser poetischen Erzählung, welche für die beste unserer Literatur zu erklären ich kein Bedenken trage, hat Annette die Vollkraft ihres Stils gefunden. Die alte Legende vom „Galgenmännlein" war aber auch ein wie für sie gemachter Stoff. In der Behandlung desselben konnten sich ihre Empfänglichkeit für das dämonisch-unheimliche und ihr gestaltungsmächtiger Realismus aufs glücklichste verbinden. Und so geschah es. Das ganze Gedicht ist von der ersten bis zur letzten Zeile mit unvergleichlichem Feuer durchgeführt, der psychologische Proceß von Schuld und Buße stimmungsvoll zur Anschauung gebracht. Mit besonderer Genialität ist auch das landschaftliche behandelt und namentlich kontrastirt prachtvoll die Schilderung der winterlichen Mondnacht, in welcher der Täuscher den Spiritus

Digitized by Google

familiaris erwirbt, mit der in Hochſommerglut brütenden Waldesöde, durch welche der unglückliche Mann hinirrt, um ſich des hölliſchen Geſellen wieder zu entledigen.

Nun iſt es aber überraſchend, zu ſehen, daß unſere Romantikerin dennoch nicht in der „mondbeglänzten Zaubernacht" der Romantik ihr beſtes geſucht und gefunden hat, ſondern vielmehr im modernen deutſchen Alltagsleben. Dieſes beſte iſt nämlich fraglos ihr Gedicht „Die beſchränkte Frau", eine bürgerliche Romanze, worin mit den allereinfachſten Mitteln die höchſte Wirkung erreicht wird — zugleich nach meinem Gefühle das ſchönſte Lob, welches dem deutſchen Frauencharakter jemals geſpendet worden. Dieſes Gedicht, um deſſen zwölf Strophen mir alle Fauſtismen und Byronismen der Madame Dudevant unbedenklich feil ſind, muß den Namen Annette's von Droſte erhalten, ſolange es eine deutſche Literatur gibt. Es iſt ein wahres Juwel in dem dichteriſchen Hausſchatz unſeres Volkes.

Und wie in den Adern der „Beſchränkten Frau" deutſches Herzblut kreiſt, ſo iſt überhaupt die Deutſch-

Digitized by Google

heit das Gesammtmerkmal unserer Dichterin. Etwas, viel vom guten, vom besten deutscher Nationalität lebte in ihr und dichtete aus ihr: Ehrfurchtsgefühl und Ueberzeugungstreue, Idealität und Vervollkommnungstrieb, Wahrheitsmuth und Anspruchslosigkeit, Begeisterung und Selbstbescheidung. Darum durfte ich sie die deutsche Dichterin nennen: nicht allein um ihres bislang von keiner zweiten erreichten Talentes, sondern auch um ihres Charakters willen. Ein Talent und ein Charakter! Es würde fürwahr dermalen mit unserer Literatur und mit noch vielem anderem besser bestellt sein, als es ist, falls man endlich das Lumpenaxiom von der Unverträglichkeit dieser beiden Begriffe verachtungsvoll beiseite stellte. Das charakterlose Talent bringt es ja in allem und jedem höchstens zum Virtuosenthum, nie aber zur Künstlerschaft. Darum die Unzahl virtuosischer Gaukler in der Gegenwart, wogegen wir nach einem Künstler-Schöpfer vergeblich ausblicken ....

Während ich das vorstehende schrieb, hat sich mir mehrmals die Frage aufgedrungen, wie wohl Annette, so sie noch lebte, die deutschen Dinge ansehen würde.

Digitized by Google

Als Katholikin oder als Patriotin? Traurig genug fürwahr, daß man so fragen muß, weil die Kinder der Mutter Germania mit deutscher Gründlichkeit und Hartköpfigkeit in den alten albernen abscheulichen Zank um Meßbuch und Bibel noch immer so verbissen sind, daß ihrer viele nur allzu große Neigung zeigen, diese Zankgegenstände über das Vaterland zu stellen. Ich bezweifle sehr, daß Annette, so sie das neue deutsche Reich erlebt hätte, sich jenen vaterlandsfeindlichen Demonstrationen von westphälischen Junkerinnen angeschlossen haben würde, welche ihrem Bonzen-Gott zu dienen glaubten und ihren Katholicismus sehen lassen wollten, aber nur den Franzosen dienten und nichts sehen ließen als ihre Bornirtheit und Eitelkeit. So, wie unsere Dichterin war, deutsch in jedem Nerv, hochgesinnt und selbstlos, hätte sie, das ist mit Bestimmtheit anzunehmen, nicht zum Streite gerufen, sondern zum Frieden geredet, wie es einer Frau und wie es einer Poetin ziemt. Nicht zu einem faulen Frieden, sondern zu einer wahren und wirklichen Versöhnung der streitenden Brüder, angebahnt und vollzogen auf Grund der Einsicht und des Bekenntnisses,

Digitized by Google

daß deutſchſein mehr iſt und heißt als katholiſch- oder lutheriſchſein und daß es fürder nicht mehr für eine nationale Lebensfrage, ſondern nur noch für eine perſönliche Geſchmacksſache gelten ſoll, ob einer lieber in der Bibel oder lieber im Meßbuch oder lieber in keinem der beiden Bücher leſen will.

Ja, unſere Dichterin würde zum Frieden gerathen und zur Verſöhnung geredet haben. Hat ſie doch ihr Lied, worin ſie die Stammeseigenart ihres heimatlichen Weſtphalens vertheidigte, wie im prophetiſchen Vorausblick auf die Kämpfe unſerer Tage mit der ſchönen Mahnung beſchloſſen: —

„Ja, jede Treue ſei geehrt,
Der Eichenkranz von jedem Stamme;
Heilig die Glut auf jedem Herd,
Ob hier ſie oder drüben flamme;
Dreimal geſegnet jedes Band,
Von der Natur zum Lehn getragen,
Und einzig nur verflucht die Hand,
Die nach der Mutter Haupt geſchlagen!"

Digitized by Google

Leipzig,
Druck von Gieſecke & Devrient.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01413 1893

Digitized by Google